Hiemer

Die Einführung

des

Christenthums in den deutschen Landen.

Von

Karl Hiemer.

Sechster Theil.

Die Einführung des Christenthums im westlichen
und mittleren Norddeutschland.

Schaffhausen.
Verlag der Fr. Hurter'schen Buchhandlung.
1861.

In demselben Verlage erschien:

Handbuch der Universalgeschichte,

von

Heinrich Ruckgaber,

für die höhere Unterrichtsstufe und zum Selbststudium.

Bd. I.: **Geschichte des Alterthums.** fl. 6. Thlr. 3. 15 N
Fr. 12. 60.

Bd. II.: **Geschichte des Mittelalters.** Lexikon=Format. fl.
Thlr. 3. Fr. 10. 61.

Bd. III.: **Neuere Geschichte.** (Die zweite Abtheilung dieses B
des ist noch unter der Presse.)

„Mit steigendem Interesse und voller Befriedigung haben wir diese gediegene hi ..ische Arbeit durchgangen, welche in allen Parthieen von gründlichem Studium, sch sinniger Auffassung, unparteiischem Urtheile, gläubigem Sinne und vorzüglicher D stellungsgabe des Verfassers Zeugniß gibt. Verdient dieses Handbuch schon dadu unter die besten dieses Faches gestellt zu werden, so zeichnet es sich vor vielen ande noch dadurch aus, daß es sich nicht auf die Darstellung der politischen Ereignisse schränkt, sondern zugleich das Leben der Völker in Religion, Sitte, Kunst, Wissensch Handel 2c. zur klaren Anschauung des Lesers bringt. Insbesondere die Darstellung religiösen Lebens, welche die der alten philosophischen Schulen, die Entwicklung kirchlichen Verhältnisse 2c. in sich faßt, macht dieses Werk auch für Geistliche s empfehlenswerth.

Der erste Band umfaßt nebst einer Einleitung in das Studium der Univers geschichte die Geschichte der orientalischen Völker, der Griechen und der Römer bis a Constantin. Der zweite Band stellte die nachchristliche Zeit dar bis zum Anfang d sechszehnten Jahrhunderts. Das Uebrige bleibt dem dritten Bande vorbehalten. D reichhaltige Angabe der Quellen und Hilfsmittel gewährt einen vollständigen Ueberbl der historischen Literatur, während die am Schlusse jeden Hauptabschnittes beigegeben Rückblicke und Bemerkungen noch ein besonderes wissenschaftliches Interesse bieten.

Die äußere Ausstattung läßt nichts zu wünschen übrig. Wir bedauern, daß d beschränkte Raum des Blattes ein Eingehen in das Einzelne nicht gestattet, und wü schen, daß unsere Leser sich selbst von der Gediegenheit und vielseitigen Brauchbark dieses Handbuches überzeugen mögen.“ (Würzb. kath. Wochenschrift, 1857. Nr. 32.)

„Kritische Benutzung der bedeutendsten Quellen und neuern Hilfsmittel, Klarh und leichter Fluß der Darstellung, prägnante Hervorhebung der Hauptsachen u biographische Behandlung hervorragender historischer Personen, Ernst und Gründlichke des Urtheils vom allgemeingeschichtlichen, wie vom katholischen Standpunkte au eingehende Berücksichtigung der geistigen und namentlich kirchlichen Bewegungen

Die Einführung

des

Christenthums in den deutschen Landen.

Von

Karl Hiemer.

Sechster Theil.

Die Einführung des Christenthums im westlichen und mittlern Norddeutschland.

Schaffhausen.

Verlag der Fr. Hurter'schen Buchhandlung.

1861.

Die Einführung

des

Christenthums im westlichen und mittlern Norddeutschland.

Von

Karl Hiemer.

Schaffhausen.

Verlag der Fr. Hurter'schen Buchhandlung.

1861.

Inhalt.

Zweiter Abschnitt.

Die Einführung des Christenthums im mittlern Norddeutschland oder die Bekehrung der Sachsen.

Dritter Abschnitt.

Anbahnung der Bekehrung der letzten Heidenvölker der Germanenwelt oder die Mission des Nordens.

Einleitung.

Nach den Verhältnissen der Zeit, welcher unsere Geschichte angehört, sollte ich eigentlich nicht „im westlichen und mittlern", sondern „im westlichen und östlichen Norddeutschland" oder „im nordwestlichen und nordöstlichen", kürzer im „nördlichen Deutschland" sagen. Ebenso sollte ich auf den Titeln der beiden vorhergehenden Bändchen nicht „im mittlern", sondern „im östlichen Süddeutschland", nicht „im mittlern", sondern im „östlichen Mitteldeutschland" gesagt haben. Aber ich würde den Leser dadurch nur irre machen oder irre gemacht haben, und wie im Schlußworte des fünften Bändchens zu lesen steht, ich schreibe nicht für Leute, die schon Alles wissen, sondern für Leute, die erst was lernen wollen; und wer erst was lernen will, weiß noch nicht, daß, was in der Richtung von Westen nach Osten heutzutage das mittlere Deutschland ist, zur Zeit der Einführung des Christenthums in unserem Vaterlande das östliche Deutschland war. Daß die Grenze Deutschlands dazumal bloß am untersten Laufe der Elbe, gegen Norden über diesen Strom hinausreichte; daß alles germanische Land, welches die Gothenvölker und ihre Begleitstämme eingenommen hatten, den ganzen Oststreifen Deutschlands bis zu adriatischen Meere, nur nicht mehr in gerader Linie, sondern in einem den Rücken nach Osten kehrenden Bogen,

slavische Völkerschaften inne hatten; daß diese letzteren erst in deutsches Fleisch und Blut umgewandelt werden mußten, bevor Deutschland in der Richtung von Osten die Ausdehnung wieder gewinnen konnte, die es im Anfange seiner Geschichte hatte und die es in unsern Tagen wieder hat, daß aber dieser Umwandlungsproceß zur Zeit der Einführung des Christenthums in den deutschen Landen erst vorbereitet und eingeleitet wurde, und daß es Jahrhunderte, viele Jahrhunderte lang währte, bis es von der Gährung zur Klärung kam, so daß dieser ungeheure Proceß, besonders im Südosten unsers Vaterlandes, bis auf den heutigen Tag noch nicht vollendet ist, und vielleicht nie zur Vollendung kommt, daß, wie wir in der neuesten Zeit gesehen haben und noch sehen, die Klärung immer auf's Neue in die Gährung zurückgeworfen wird.

Wollte ich mich aber nun streng an die Verhältnisse der Zeit halten, in welcher wir gegenwärtig leben, so müßte ich, was ich hier „westliches Norddeutschland“ nenne, die heutigen Niederlande, ganz weglassen, und was ich hier als „mittleres Norddeutschland“ bezeichne, bestehend heutzutage hauptsächlich aus dem Königreich Hannover, dem nordwestlichen Theile des Königreichs Preußen, den braunschweigischen Landen u. s. w., das „westliche Norddeutschland“ nennen, ich dürfte bloß die Einführung des Christenthums in diesem heutigen westlichen Norddeutschland geben, welches eben dazumal umgekehrter Weise das östliche Norddeutschland bildete. Denn bekanntlich gehören die Niederlande, das damalige Frisenland, politisch nicht mehr zu Deutschland, aber historisch gehören sie dazu, und vom historischen Boden lassen sich die Völker durch keinen Congreß verdrängen, vom historischen Boden

tritt auch die Wissenschaft keinen Fuß breit ab, und als Geschichtschreiber muß ich die Niederlande als das westliche Norddeutschland festhalten und in den Kreis meiner Darstellung einschließen, dadurch aber wird eben, was jetzt politisch das westliche Norddeutschland ist, zum mittlern Norddeutschland.

Die deutschen Lande reichten zur Zeit der Einführung des Christenthums und noch lange darnach, wie der Leser sich vielleicht noch erinnert, bis an die Schelde, die deutschen Völker noch weit darüber hinaus. War die ganze Südküste der Ostsee slavisch, so war dagegen die ganze Südküste der Nordsee und des Kanals deutsch. Noch der ganze Küstenstrich von den Mündungen der Schelde bis zur Mündung der Seine wurde ausdrücklich als Sachsenküste bezeichnet, ja bis zur Nordwestspitze der Bretagne war das Meeresufer von Sachsen bevölkert, die ihren Brüdern im gegenüberliegenden Inselreiche über den Kanal hinüber die Hand reichten. Dieses Volk, zahllos, wie der Sand am Meere, seinem Elemente, war zum Riesenbaume angewachsen, der seine Krone in England, seinen Wurzelstock im nördlichen, nach den heutigen Verhältnissen bestimmt, nordwestlichen Deutschland hatte: ein Bild der Weltesche, unter welcher seine Götter zu Gericht saßen. Doch was von ihm zu Tage stand, die Krone und beinahe das gesammte Geäste, hatte auch das Licht in sich aufgenommen, nur der Wurzelstock barg sich noch im Reiche der Finsterniß. Aber immer näher und näher drangen die Wasser des Lebens, auch ihn aus der Tiefe des Todes zu heben. Zuletzt konnte er sich ihnen nicht mehr erwehreu, und die Mächte der Nacht mußten die Flucht ergreifen. Zu erzählen, wie das vor sich ging, wie die Bevölkerung des nördlichen Deutschlands damaliger Zeit an das Licht

des Tages gezogen wurde, ist die Aufgabe dieses unsers sechsten Theiles der Einführung des Christenthums in den deutschen Landen. Diese Bevölkerung aber bestand nur vorherrschend, nicht ausschließlich aus Sachsen, der nordwestliche Küstenstrich Deutschlands war von den Frisen bewohnt, einem besondern, aber den Sachsen verwandten und befreundeten Volke, das wir im vorhergehenden Bändchen als eine Vormauer des sächsischen Stammlandes kennen gelernt haben. Von ihnen haben wir zuerst zu sprechen.

Erster Abschnitt.

Die Einführung des Christenthums im westlichen Norddeutschland.

oder

die Bekehrung der Frisen.

§ 1. Einleitung. Land und Leute.

Die Frisen hatten ihre Wohnsitze auf der Südostküste der Nordsee schon bei ihrem Eintritte in die Geschichte, zur Zeit, da die Weltherrschaft der alten Römer in ihrem Höhepunkt stand, inne; sie gehörten also zu denjenigen Völkern, von welchen die Alten glaubten, daß sie dem Boden entstammt seien, den sie bewohnen. Bis auf den heutigen Tag haben die Niederlande ihre Bevölkerung noch nicht gewechselt. Die Holländer sind Söhne der Frisen, der Ureinwohner des Landes, ihre südlichen Nachbarn aber, die Belgier, sind ein Mischvolk aus Nachkommen der alten Belgier oder Belgen, der

Franken, Frisen und Sachsen. Durch die große Völkerbewegung, welche die Franken über den Rhein führte, wurden die Eingebornen des Landes, die Frisen, theils nach Nordwesten und Norden hinaufgeschoben, theils hart an's Meer hinausgedrängt, und die Salier, das Hauptvolk des Frankenbundes, setzten sich im südlichen Theile ihres Landes fest. Bald darauf, als die letzteren zur Eroberung des römischen Galliens aufbrachen, siedelten sich sächsische Seefahrer in diesen Strichen an und gaben ihnen den Namen Sachsenküste, dem Norden derselben, zwischen den Mündungen der Schelde und der Somme, den Namen Flandern. Die nördliche Hälfte des noch heute sogenannten Flandern, das „Flämische," gehörte noch zum Lande der Frisen und mit diesem zu Deutschland, die südliche dagegen, das „Wallonische", zum Reiche der Franken, und zwar der neustrischen oder gallischen, sie wird deßhalb noch heute von den Franzosen **la Flandre gallicante**, das gallikanische Flandern, genannt, während die andere als **la Flandre flamigante**, das flämische oder flamändische Flandern, von ihnen bezeichnet wird. Oestlich von Flandern, dem zwischen dem Meere und der Schelde gelegenen Landstriche lag von der Schelde zur Maas das sogenannte Toxandrien, das nachmalige Brabant, eine rein fränkische Landschaft, die Heimath der Pipine, und östlich von ihm zwischen der Maas und dem Rheinstrome die wieder rein fränkische Landschaft Attuarien; das nachmalige Geldern und Cleve; jenseits des Rheines am untern Laufe der Ruhr und der Lippe saßen die Boruktuarier, östlich und nordöstlich von diesen, bis zu den Mündungen der Weser, der Elbe und der Eider hinauf, die Sachsen; die ersteren, noch eine Zeit lang frei, wurden gerade in den Tagen

der Bekehrung des Frisenvolkes von den letztern verschlungen, ihr Land aber den Sachsen bald darauf von den Franken wieder abgenommen.

Diese Land- und Völkerschaften, mit den Gewässern der Nordsee, umschloß das Frisenland, und die Yssel und das Flevum oder Fli, Vlie, heutzutage der Zuydersee genannt, theilten dasselbe in zwei Hälften, eine südwestliche und eine nordöstliche; jene wurde dann durch die Waal, eine westliche Abzweigung des Rheinstromes, diese durch die Ems wieder in zwei Hälften getheilt. Die Grenzflüsse zu beiden Seiten waren im Nordosten die Weser, im Südwesten die Schelde oder genauer der noch darüber hinausliegende Sinkfal, ein Küstenflüßchen, das heutzutage den Namen het Zuin führt und an Brügge und Demme vorbei dem Meere zuschleicht, um sich nördlich von Sluis oder Ecluse in dasselbe zu begraben. Die politische Eintheilung wich etwas von dieser natürlichen ab, sie theilte die südwestliche Hälfte nicht weiter und machte für die beiden Theile der nördöstlichen nicht die Ems, sondern den links derselben, an Gröningen vorüberströmenden kleinern Küstenfluß Laubach oder Lauwers zur Grenzlinie, so daß das ganze Land bloß in drei Theile zerfiel, einen südlichen vom Sinkfal bis zum Fli, einen westlichen vom Fli bis zum Lauwers, und einen östlichen vom Lauwers bis zur Weser. Die beiden letzteren Theile bildeten in späterer Zeit die Länder der freien Frisen und führten ausdrücklich den Namen West- und Ostfrisland.

Bis zum Fli hinauf verloren die Frisen ihre Freiheit schon an die Römer. Die ganze südwestliche Hälfte ihres Landes war römisches Unterthanenland und gehörte zur

Präfectur Gallien, und zwar der Südwesten zu der Provinz, welche den Namen zweites Belgien, der Nordosten, von der Maasmündung bis zur Yssel und zum Flevum, zu der Provinz, welche den Namen zweites Germanien führte. Darum sieht man in diesem Theile des Frisenlandes, besonders auf den beiden Hauptstationen Trajectum, dem nachmaligen Utrecht, und Lugdunum Batavorum, dem nachmaligen Leyden, schon in den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung das Christenthum Wurzel schlagen. Aber die Frankenfluth schwemmte die zarte Saat bald wieder auf Jahrhunderte lang in den Grund. Erst als diese nach der Eroberung des römischen Galliens selbst das Christenthum annahmen, war der begrabenen Saat die Möglichkeit gegeben, sich wieder zum Lichte zu erheben. Aber diese Möglichkeit war noch eine weit entfernte. Nur ein Theil der Franken, derjenige, der in unmittelbare Berührung mit der römischen Bevölkerung Galliens trat, beugte sich alsbald dem sanften Joche Christi, die nördlichen und nordöstlichen Stämme blieben noch längere Zeit hartnäckig bei dem Glauben ihrer Väter. Zudem warfen die Frisen im Rücken ihrer vordringenden Zwingherrn deren Fesseln wieder ab, und es dauerte zwei Jahrhunderte, bis ihnen dieselben wieder angelegt werden konnten, sie hatten gar einen festen Halt, die Bewohner der nordöstlichen Hälfte ihres Landes, vom Fli bis zur Weser, hatten ihren Nacken noch nie unter ein Joch gebeugt, sie hatten ihre Freiheit selbst gegen die Römer behauptet und sie behaupteten dieselbe noch Jahrhunderte lang gegen das „römische Reich deutscher Nation“. Nichtsdestoweniger mußte das Heidenthum endlich weichen, der härteste Schnee schmilzt an der Sonne.

§. 2. Die Belagerung, oder die fränkische Befestigungslinie, und deren hervorragendste Streiter.

Die Bekehrung der Frisen folgte dem allgemeinen Gesetze der Einführung des Christenthums in der nördlichen Hälfte Europa's, sie ging vom Süden aus. Die südlichen Nachbarn der Frisen, die Franken, leiteten sie durch Belagerung ein, sie zogen eine Befestigungslinie um das Land und machten von dieser aus wiederholte Einfälle in dasselbe, wurden aber stets zurückgeworfen, die Macht des Westens, das Geistesschwert der Angelsachsen, mußte ihnen zu Hülfe kommen, und kam ihnen zu Hülfe und übernahm statt ihrer den Angriff, und stürmte so oft und so lange, bis das ganze Feld dem Reiche Gottes erobert war. Sprechen wir zuerst von der fränkischen Belagerung.

Schon Chlodwig, der Gründer des Frankenreiches, erhob das Christenthum zur Staatsreligion, und seine Söhne und Enkel befahlen die Annahme desselben, Dagobert der Große (622—638) ordnete sogar die Zwangstaufe an. Das Heidenthum mußte immer weiter nach Norden hinaufgedrückt werden, und schon der eben genannte König errichtete in Utrecht, am alten Rhein, eine Kapelle und gab sie dem Bischof von Cöln in die Hut, mit der freilich nicht zur Beachtung gelangenden Weisung, sie zum Mittelpunkte der Verbreitung des Christenthums unter den Frisen zu machen. Allein trotz aller Gegenmaßregeln wußte sich der Götzendienst, besonders in den unermeßlichen Waldungen des Nordens, und am Meere, namentlich an den Scheldemündungen, noch lange zu halten. Dies erfuhren, wie der Leser sich vielleicht noch erinnern wird, zwei Zeitgenossen Gregor's von Tours

(† 594); sein Oheim, der heilige *Gallus* von Arvern, nachmals Clermont genannt, und sein Gastfreund, der heilige *Wulflaich*, jener in einem Walde unweit Cöln, dieser im westlichen Theile der Ardennen, rechts der Maas; dies erfuhren auch der heilige *Amandus*, der heilige *Eligius* u. a. noch in der zweiten Hälfte des siebenten Jahrhunderts an der untern Schelde. Doch die Nähe von *Toxandrien*, worin die beiden pipinischen Erbgüter *Landen* und *Heristal* lagen, und der Gürtel von Bischofsitzen und Klöstern, der sich um die Südgrenze des Frisenlandes legte, mußte dem Reiche Gottes endlich auch den Weg zu dem letzteren bahnen.

Diese Bischofsitze waren in der Richtung von Westen nach Osten: *Amiens* auf dem linken Ufer der Somme, *Tournai* auf dem linken Ufer der obern Schelde, also in Flandern, *Tongern*, um die Mitte des sechsten Jahrhunderts nach *Mastricht*, im Anfange des achten nach *Lüttich* verlegt, in Toxandrien, und *Cöln* auf dem linken Rheinufer, in Attuarien. Unter den hieher bezüglichen Klöstern sind besonders zu nennen: *Fontanella* an der Seine, gestiftet 648 von dem heiligen Wandregisel oder Wants; *Corbeja* an der Vereinigung des gleichnamigen Baches mit der Somme auf deren rechter Seite, gestiftet 657 von der heiligen Balthildis; *Blandinium* und *Gandanum* links und rechts von der untern Schelde, gestiftet um 636 von dem heiligen Bavo, der in der Welt den Namen Allowin führte; *Nivigella* oder *Nivialla* (Nivelles) am nördlichen Fuße der Hennegauer Gebirge, gestiftet um 640 von Itta, der Gemahlin Pipin's von Landen; *Andane* oder *Andenne*, am rechten Ufer der Maas, zwischen Namur und Huy, eine Colonie von Nivigella, angelegt um 692

von Pipin's von Landen jüngerer Tochter Begga, nach dem Tode ihres Gemahls Ansegisel, eines Sohnes des heiligen Arnulf, und noch eine Menge anderer dergleichen Stiftungen des Pipinischen Geschlechtes, das seine Erblande sozusagen in Ein Gotteshaus umschuf, welches den entschiedensten Einfluß auf das angrenzende Frisenland ausüben mußte; ferner Laubach (Laubes oder Lobbes) im Hennegau, unweit der Pfalz Liftinä (Leftines), wo ein Jahrhundert später (742) unter dem heiligen Bonifacius die zweite austrasische Synode gehalten wurde, gegründet um 637 vom heiligen Landelin, wovon das Nähere bereits in unserm dritten Theile (S. 56) besprochen worden ist, insbesondere noch die drei Schöpfungen des heiligen Remaclus: Cougnon, Stablo und Malmedy, das erstere gestiftet 642, die beiden letzteren 650.

Dies war die Befestigungslinie des fränkischen Belagerungsheeres, die hervorragendsten Persönlichkeiten aber, die in den Tagen der Einleitung von Frislands Bekehrung auf dieser Linie wider das Reich der Finsterniß, das germanische Heidenthum kämpften, waren der heilige Amandus, der heilige Remaclus, der heilige Eligius, der heilige Livin, die heilige Balthildis und der heilige Wulfram, mit Ausnahme der beiden Vorletzten ihrer Geburt nach sämmtlich dem großen Volke der Franken angehörig. Es dürfte dem Leser nicht unangenehm sein, von dem Leben und Wirken eines jeden derselben etwas Näheres zu erfahren.

Der heilige Amandus,

der Apostel Belgiens, wie die alten Römer das Land nannten, zu welchem unsere Befestigungslinie und das ganze Gebiet der Maas und ihrer seitlichen Begleitströme,

der Schelde und der Mosel gehörte, der heilige Amandus, geboren um's Jahr 600 in Aquitanien, und zwar in einem unbekannten Dorfe gegenüber der Stadt Nantes, links der Loiremündung, legte gegen den Willen seines obwohl frommen Vaters Serenus mit 20 Jahren das Mönchsgewand an und begab sich, nachdem er auf einer öden Meeresinsel in der Nähe seines Geburtsortes einen tiefen Grund zum verborgenen Leben in Gott gelegt hatte, nach der im Innern des Frankenreiches gelegenen Stadt Bourges. Dort lebte er unter der Leitung des wegen seiner Heiligkeit besonders gefeierten Bischofes Austregisil fünf Jahre lang abgeschieden von aller Welt, wie der eifrigste Büßer. Dann trat er eine Pilgerfahrt zum Grabe der beiden Apostelfürsten an, und als er von dorten zurückkehrte, um's Jahr 627, übernahm er den Beruf des wandernden Glaubenspredigers und ließ sich zum Bischofe weihen. Der erste Schauplatz seiner Thätigkeit in dieser neuen Eigenschaft war die Gegend der untern Schelde, das nördliche Flandern. Er fand dasselbe bewohnt, wie die zeitgenössische Geschichtschreibung, das „Leben des heiligen Eligius", sagt, von „Flandrern, Andovergensern (Antwerpern), Frisen und Sueven", unter welch letzteren ohne Zweifel die an der Küste angesiedelten Sachsen zu verstehen sind, und diese Bewohner noch in die tiefste Unwissenheit über Gott und die göttlichen Dinge begraben und in Götzenhainen Götzendienst übend. Das Heidenthum saß in dieser abgelegenen Gegend noch ziemlich fest auf seinem Throne. Wenige Jahre zuvor, 625, war eine Kirchenversammlung zu Rheims gehalten worden, der u. A. auch noch der heilige Arnulf anwohnte. Auf der war ein Verbot wider die Götzenopfer erlassen worden, aber aus dem Verbote selbst und insbesondere

aus dessen Fassung leuchtet hervor, daß dieselben noch stark im Schwange waren. Ein blinde Frau suchte eines Tages Hülfe und Heilung bei unserem Heiligen. Er erklärte ihr, daß die Blindheit ihrer Augen eine Folge der Blindheit ihres Herzens sei, und befahl ihr, vor Allem den Baum umhauen zu lassen, an den sie bisher ihr Gebet gerichtet hatte. Sie that es und wurde geheilt.

Aber solche Wunderthaten, wie der Herr viele durch seinen Heiligen wirkte, gingen so erfolglos an den verstockten Heiden vorüber, wie die Wunderwerke des Herrn selbst an den verstockten Juden vorübergegangen waren. Dessenthalben ging Amandus in seinem Eifer um das Reich Gottes so weit, daß er seinen königlichen Gönner, den großen Dagobert, um Anordnung des Taufzwanges bat, die denn auch wirklich auf Betrieb des Bischofes Aicharius von Noyon erfolgte. Aber auch sie, und gerade sie am meisten, verfehlte ihren Zweck, der Zwang thut nie gut, am wenigsten in Glaubenssachen. Da schüttelte der Mann Gottes den Staub von seinen Füßen und ging zu den Slaven nach Carantanien und predigte an der Drau und anderswo im Süden des mittlern Donaugebietes. Aber in der Ferne fühlte er, daß sein Vaterland die ersten Ansprüche auf eine apostolische Thätigkeit hatte, welcher es so sehr bedurfte. Er kehrte in die Heimat zurück und ging vor Allem in Person zum König, um Worte des Ernstes und Heiles an ihn zu richten. Seine Freimüthigkeit zog ihm die Verbannung zu. Er schüttelte den Staub abermals von den Füßen und ging nach Waskonien, der nachmaligen Gascogne, und nach Navarra, um dort, wo die eine Hälfte der Bevölkerung dem Arianismus, jenem verstümmelten Christenthum, welches Christo die göttliche Natur absprach, die andere noch dem

Heidenthum anhing, das Evangelium des Herrn zu verkündigen. Allein König Dagobert war nicht der Mann, dessen Herz durch die Sünde ganz verhärtet war. Er fühlte Reue über seinen Jähzorn und rief den verbannten Glaubensprediger wieder an seinen Hof. Der Heilige folgte dem Rufe, aber seines Bleibens war nicht in der unheiligen Umgebung. Er suchte die verlorenen Schafe an den Scheldemündungen wieder auf. Die Gnade war noch nicht über sie gekommen oder hatte wenigstens noch nicht Eingang in ihre Herzen gefunden. Besonders die Weiber waren erbost über die neue Lehre, und statt sich selbst und ihre Kinder taufen zu lassen, rotteten sie sich zusammen und tauchten den Täufer in die Fluth, sie wollten ihn durchaus ertränken. Aber er ermattete nicht, im Gegentheile, mit den Schwierigkeiten und Gefahren wuchs auch sein Muth und sein Eifer, mit dem Haß, der ihn verfolgte, die Liebe, mit der er ihn erwiederte, und endlich gelang es ihm, das Böse durch das Gute zu überwinden. Amandus hörte auf, sich auf den königlichen Taufbefehl zu berufen, und das Sprüchwort, wenn ich es in einer so heiligen Frage anziehen darf, das Sprüchwort bewährte sich: „Mit einem Löffel voll Honig fängt man mehr Fliegen als mit einem Faß voll Essig." Die Leute ließen sich freiwillig taufen und zerstörten freiwillig ihre Götzenaltäre, fällten freiwillig ihre heiligen Bäume.

Von den entscheidendsten und nachhaltigsten Folgen war die Bekehrung eines reichen Grundeigenthümers mit Namen A l l o w i n, nachmals B a v o genannt; denn dieser faßte die Lehre des Heils und insbesondere die Worte Christi: „W e r m e i n J ü n g e r s e i n w i l l, d e r v e r l ä u g n e s i c h s e l b s t, n e h m e s e i n K r e u z a u f s i c h u n d f o l g e m i r n a c h, u n d w e r s e i n K r e u z n i c h t a u f

sich nimmt und mir nicht nachfolgt, ist meiner nicht werth", — Bavo faßte, sage ich, die Lehre des Heils und diese Worte so tief, daß er alsbald hinging und sie zur That machte. Er verkaufte was er hatte und gründete mit dem Erlös zwei Klöster, das eine, Blandinium, links, das andere, Gandanum, Ganda, rechts der Schelde, beide unter den Mauern der Stadt Gent. In das letztere zog er sich zurück, führte ein strenges Büßerleben und starb in seiner Zelle um 654 im Rufe der Heiligkeit. Mit seinem Tode erhielt das Kloster im Munde des Volkes, das seinen Schutzheiligen in ihm verehrte, den Namen St. Bavo. Dieses St. Bavo war die Wiege des Genter Bisthums, sein Abt war der natürliche Bischof der Umgegend, selbst die Geschichtschreibung bezeichnet ihn als Bischof, und Gent trat schon in dieser Zeit, also noch vor seiner Erhebung zum ordentlichen Bischofssitze, in Betreff seiner Wirksamkeit für die Mehrung des Reiches Gottes den oben genannten drei Gliedern des Bisthumgürtels, welcher sich an den südlichen Saum des Frisenlandes legte, würdig zur Seite, ja es entwickelte sich rasch zur Hauptstation für die Bekehrung dieses Landes.

Zur Förderung der großen Sache der Glaubensverbreitung nach dem Norden wies Dagobert unserem Heiligen im Jahre 647 den bischöflicheu Stuhl von Tongern-Mastricht zum bleibenden Sitze an. Aber hatte der wandernde Glaubensprediger einen schweren Stand gegenüber dem hartnäckigen Heidenthum, so hatte der ständige Bischof noch einen schwereren gegenüber der noch hartnäckigeren Sünde, und zwar nicht nur des Volkes, sondern insbesondere auch der Geistlichkeit. Dem glühendsten Eifer war es unmöglich, die tiefgewurzelte Sittenverderbniß auszurotten; den heidnischen Glauben konnte

Amandus in seinem Sprengel vertilgen, aber das heidnische Leben war stärker, als sein mit dem schärfsten Geistesschwerte bewehrter Arm. Er fand es zuletzt nicht mehr mit seiner Sendung vereinbar, länger ein so undankbares Feld zu bebauen, länger seine Kräfte nutzlos zu verschwenden, länger seine Perlen den Schweinen vorzuwerfen, und legte den Bischofsstab von Mastricht in die Hände seines Mitarbeiters im Apostelamte, des heiligen Remaclus, nieder. Es war im Jahre des Heils 649, im dritten nach seiner Stuhlbesteigung. Von der Zelle aus glaubte er mehr wirken zu können, als vom Bischofshofe aus, und zog sich in das von ihm gegründete Kloster Elnones, oder Elnon, bei Tournai, zurück, auf welches später sein Name, der Name St. Amand, überging. Von hier aus wirkte er nun, gleich streng in der Abtödtung, im Klosterregiment und in der Predigt, durch Beispiel und Wort und That bis in sein hohes Alter mit dem gesegnetsten Erfolge, und nicht ohne guten Grund nennt ihn die dankbare Nachwelt den Apostel Belgiens. Er starb im Jahre der Gnade 684; die Kirche feiert sein Andenken am 6. Februar.

Der heilige Remaclus,

ein Landsmann des heiligen Amandus, also wieder ein Aquitanier, geboren um's Jahr 610, erhielt seine Erziehung in dem zum Sprengel von Lemovica (Limoges) gehörigen Kloster Solignac, wo er noch den heiligen Eligius kennen lernte. Von diesem, dem Lieblinge des Königs, bei Hof eingeführt, benützte er den Einfluß, den er daselbst gewann, wie sein glaubenseifriger Meister, zur Mehrung des Reiches Gottes, besonders zur Beförderung der Glaubenspredigt. Er wanderte selbst als Heilsbote im

Lande umher und ließ sich vornehmlich die Gründung von Klöstern angelegen sein. Wie Amandus auf dem westlichen, so rief Remaclus auf dem östlichen Flügel unserer Befestigungslinie drei Klöster in's Leben, die von der höchsten Bedeutung für die Sache des Christenthums im nördlichen Frankenreiche und in dem angrenzenden Frisenlande wurden. Jene waren, wie der Leser sich erinnert, Blandinium, Gandanum und Elnon, diese Cougnon, Stablo und Malmedy.

Cougnon oder Casaguindinum, wie es dazumalen genannt wurde, gründete der Heilige selbst, und zwar im westlichen Theile des Sprengels von Trier am Flusse Semoy in einer Lichtung der Ardennen, um's Jahr 642. Sigbert III., der Heilige, ein Sohn Dagoberts I., des Großen, saß dazumal auf dem Throne des Reiches Austrasien, in dessen Gebiet das Kloster lag, und Grimoald, der nach dem Tode Sigberts (656) als Kronräuber von dessen Bruder Chlodwig II., dem Könige von Neustrien und Burgund, hingerichtet wurde, war sein Hausmeier, d. h. erster Minister oder vielmehr Reichsverwalter. Remaclus, der Gründer des Klosters, übernahm auch die Leitung nicht nur der Mönche, die sich in dasselbe zusammenthaten, sondern auch der Kirchen, die in dessen Umgebung lagen. Er wird deßhalb von der zeitgenössischen Geschichtschreibung schon für diese Zeit als Abtbischof bezeichnet, und muß, weil ihm nichts in den Weg gelegt wurde, wohl auch zu den bischöflichen Verrichtungen ermächtigt gewesen sein. Indessen brachte ihn diese öffentliche Thätigkeit in eine nähere Berührung mit der Welt, als ihm lieb war. Er wünschte sich ein verborgeneres Leben, als er hier führen konnte, wo er besonders auch von den Großen aufgesucht wurde, die ihn

am Hofe als den Mann kennen gelernt hatten, welchem sie ihr Inneres ohne Rückhalt öffnen könnten. Er sprach sich eines Tages gegen den König hierüber aus und bestimmte ihn zu dem Entschlusse, zwei neue Klöster in tieferer Einsamkeit zu errichten, Stabulum (Stablo) und Malmundarium (Malmedy), wurde nun aber auch, weil Sigbert der Meinung war, man dürfe ein solches Licht nicht unter den Scheffel stellen, bei dieser Gelegenheit auf den eben erledigten Stuhl von Mastricht erhoben und empfing auf diese Weise den Bischofsstab aus den Händen seines Freundes Amandus (649).

So sind denn auch Stablo und Malmedy als Schöpfungen unsers Heiligen anzusehen, und beide, obgleich das letztere im Sprengel von Köln lag, sowie seine unmittelbare Stiftung Cougnon, das, wie wir gesehen haben, in das bischöfliche Gebiet von Trier fiel, verblieben vermöge einer Ausnahme, wie deren zu einer Zeit, wo noch nicht Alles so genau abgezirkelt war, wo die Willkür besonders der Köuige auch in kirchlichen Dingen noch gar einen weiten Spielraum hatte, unzählige vorkamen, auch nach seiner Erhebung zum ordentlichen Bischof von Mastricht, in dessen Diöcese nur das Eine Stablo lag, unter seiner unmittelbaren Leitung. Sie saßen ihm aber auch alle drei, vorzüglich jedoch das letztere, sehr tief im Herzen, und wie er als Abt von Cougnon am liebsten in seiner einsamen Zelle mit Gott redete, so sprach er nun auch als Bischof von Mastricht mit dem königlichen Propheten: Ein Tag in deinen Vorhöfen ist besser, denn sonst tausend, und war nun mehr in den stillen Mauern seines geliebten Klosters Stablo, als in den geräuschvollen Hallen seines bischöflichen Palastes zu Mastricht, arbeitete aber bei all seiner Zurück-

gezogenheit auch von dort aus unablässig an der Verbreitung, Belebung uud Reinigung des Glaubens. Nach zehnjähriger Amtsführung indessen legte er den Bischofsstab aus der Hand und verschloß sich für seine ganze übrige Lebenszeit in seine Zelle zu Stablo. Dort entschlief er selig im Herrn im Jahre des Heils 668.

Der heilige Eligius,

ebenfalls ein Aquitanier, war geboren um's Jahr 588 zu Chatelac oder Cadillac, unweit Limoges. Seine Eltern waren vom Herrn mit Gütern der Erde sowohl als des Himmels gesegnet und konnten den hoffnungsvollen Knaben seinen Beruf ganz nach Neigung wählen lassen. Er entschied sich für die Goldschmiedekunst, zu welcher er eben so viel Neigung als Anlage hatte, und trat beim Münzmeister Abbo zu Limoges in die Lehre. Als er Meister seiner Kunst war, wurde er dem König Chlotar II. empfohlen und von diesem zum Münzmeister erhoben. Neben diesem Amte lag er fortwährend seiner Kunst ob und wußte sich durch die hohe Vollendung seiner Arbeiten, noch mehr aber durch seine seltene Redlichkeit die Gunst und das Vertrauen seines Herrn in dem Maße zu erwerben, daß er nur sprechen durfte, und es geschah. Er benützte diesen unbegrenzten Einfluß beinahe ausschließlich für die Sache des Reiches Gottes und wirkte namentlich die Unterstützung der Armen, die Loskaufung der Gefangenen und die Errichtung von Kirchen und Klöstern aus. Er selbst aber ging darin stets mit dem besten Beispiele voran. „Wo er einen Sklaven käuflich fand", lesen wir in der zeitgenössischen Geschichte seines Lebens, „eilte er voll Mitleid herbei und löste den Gefangenen aus. Zuweilen kaufte er zwanzig bis dreißig, ja fünfzig auf einmal frei. Häufig

erlöste er auch die Sklaven in ganzen Haufen bis zu hundert Seelen, Männer und Weiber, zu Schiffe herbeigebracht aus allen Völkerschaften, Römer, Gallier, Briten, Mauren, besonders aber Sachsen, die zu jener Zeit in ganzen Herden von ihrer Heimat losgerissen und in die Fremde verkauft wurden." Kurz er lieh dem Herrn sein ganzes Vermögen und übte dabei mitten in der Fülle aller irdischen Güter die strengste Selbstverläugnung, ein wahrer Jünger Jesu. Chlotar II. starb im Jahr 628. Sein Sohn Dagobert I., der seit 622 König von Austrasien war, erbte nun auch den Thron von Neustrien und Burgund. Er verlegte seinen Wohnsitz von Metz nach Paris und lernte dort den allverehrten Münzmeister kennen und selbst verehren. Um ihn an seine nunmehrige Hauptstadt zu fesseln, schenkte er ihm ein Haus in derselben. Aber der Mann Gottes hatte nichts Eiligeres zu thun, als dasselbe in ein Frauenkloster umzuwandeln, welchem er die heilige Aura zur Vorsteherin gab, blieb jedoch am Hofe und unterzog sich sogar staatsmännischen Geschäften, mit denen er betraut wurde, wie namentlich einer Sendung in die Bretagne, die er auch mit solchem Erfolge ausführte, daß deren aufrührerische Bevölkerung sich dem Frankenkönige unbedingt unterwarf.

Dagobert der Große starb im Jahre 638. Ihm folgte auf dem Throne von Neustrien und Burgund sein jüngerer Sohn Chlodwig II., während der ältere, Sigbert III., schon seit 632 den Thron von Austrasien hatte. Auch der neue Monarch hielt unsern Heiligen hoch in Ehren und gab sich alle Mühe, ihn an seinem Hofe zurückzuhalten. Aber Eligius hatte bereits den bessern Theil erwählt und, obgleich schon 60 Jahre alt, das Priestergewand angelegt. Auf dieses erhob ihn Chlodwig, um

2*

ihm dennoch einen Beweis von seiner Hochschätzung zu geben, im Jahre 639 zum Abte von Solignac und zwei Jahre darauf zum Bischof von Noyon und Tournay. Schon als Laie, mehr noch als Priester und Abt war er streng gewesen, nicht nur gegen sich selbst, sondern auch gegen Andere, die ihm anvertraut waren, als Bischof wurde er noch strenger. Die Einwohner von Noyon ließen sich gegen seine Bußpredigten auf, er stieß die Unzufriedensten aus der Gemeinschaft der Kirche. Aber er erbitterte dadurch die Gemüther noch mehr. Doch er war auch in seiner neuen Stellung ein Vater der Armen und ein Helfer der Bedrängten, das erhielt ihm die Liebe und Verehrung aller Bessergesinnten und zwang selbst seinen heftigsten Gegnern Achtung und Anerkennung ab. Und wenn er den Namen des Herrn unter den Christen so häufig und beharrlich entheiligt sehen mußte, gab er sich mit um so größerem Eifer der Sendung hin, die er mit der bischöflichen Leitung von Tournay übernommen zu haben glaubte, ihn bei den Heiden, den Umwohnern der untern Schelde zur Heiligung zu bringen. Aber auch bei ihnen hatte er noch mit so großen Schwierigkeiten zu kämpfen, wie sein Vorgänger im Geschäfte ihrer Bekehrung, der heilige Amandus. Aber sein unermüdeter Eifer überwand sie, er erwarb sich bei der dankbaren Nachwelt den vom Erfolge desselben zeugenden Namen eines Apostels von Flandern. Beinahe zwanzig Jahre lang verwaltete er sein ausgedehntes Bisthum, und reicher Segen krönte seinen rastlosen Eifer für die Mehrung des Reiches Gottes, insbesondere für die Verbreitung des Glaubens. Er starb, ein 70jähriger Greis, am 1. Dezember 659. Sein Freund Audönus Dado, Bischof von Rouen unter dem Namen Ouen, der ihn als Edelknabe am königlichen Hofe zu Paris kennen ge-

lernt und alsbald zu seinem Vorbilde ausersehen hatte, ein Mann, würdig eines solchen Freundes, hat sein Leben beschrieben und Bruchstücke von Predigten in diese Beschreibung von ihm aufgenommen, die von der Fülle des heiligen Geistes zeugen, welche in ihm wohnte.

Der heilige Livin,

nicht zu verwechseln mit seinem Landsmann, dem heiligen Liafwin oder Lebuin, welcher ebenfalls, aber ein Jahrhundert später, für die Glaubensverbreitung im Frisenlande wirkte, und deßhalb weiter unten eine eigene Stelle in unsern Lebensabrissen finden wird, geboren auf einer der britischen Inseln, wahrscheinlich in Irland, um's Jahr 600, zur Zeit, da eben der heilige Augustin den Angelsachsen den Segen des Christenthums brachte, bildete sich in einem irischen Kloster zum priesterlichen Berufe heran und stieg in seinem Vaterlande bis zum Bischof empor, wurde aber nun auf einmal von der allgemeinen Begeisterung für den Kreuzzug gegen das Heidenthum erfüllt, dessen Nacht noch auf dem nördlichen Deutschland lag. Er ging zu Schiffe, stieg in der Nähe der Scheldemündungen an's Land und schloß sich im Kloster Gandanum den fränkischen Streitern Christi an; der Gründer und Vorsteher desselben, der heilige Bavo, war kurz zuvor gestorben, und ihm ein gewisser Florebert in der Leitung seiner beiden Stiftungen nachgefolgt.

Dreißig Tage lang verweilte Livin in den heiligen Mauern. Dann begab er sich von dem Segen des neuen Abtes begleitet nach einem drei Meilen nördlich gelegenen Dorfe mit Namen Hautham und schlug dort mitten unter dem Landvolke in einem gastfreundlichen Bauerhause sich und seiner Predigt einen Herd auf. Florebert schickte

ihm durch einen Boten zu Esel von Zeit zu Zeit den erforderlichen Proviant auf seinen entlegenen Vorposten, Butter, Eier, Käse und dergleichen, seine gefällige Wirthin lieferte „um's Geld und gute Worte“ das Mehl und Gemüse, und der Glaubensprediger lebte eine Zeit lang im tiefsten Frieden. Aber es war nur die Windstille vor dem Ausbruche des Gewitters. Wir besitzen noch einen in Versen geschriebenen Brief von unserem Glaubensprediger an Florebert, hinter dessen Heiterkeit doch schon eine tiefe Schwermuth und eine finstere Ahnung hervorschimmert. Er verräth in demselben den Lichtblick des Sterbenden. Nicht nur sagt er seinen eigenen Märtyrertod voraus, sondern kündigt auch der Stadt G e n t eine Zerstörung an, die wirklich zwei Jahrhunderte später durch die Normannen erfolgte. Der Heilige war eben im Begriff, das bedeutsame Schreiben zu schließen, um es sodann dem Boten mitzugeben, der um diese Zeit zu kommen pflegte, als dieser eintraf und unter Anderem ein Gesuch vom Abte um eine Grabschrift für den Gründer seiner beiden Klöster überbrachte. Livin war, wie aus seinem Schreiben selbst in die Augen springt, ein hochbegabter Dichter. Er verfaßte die Grabschrift noch in Gegenwart des Boten, und wenn die ganze Erzählung von der Entstehung derselben auch bloße Einkleidung ist, so zeugt schon diese Einkleidung und die Grabschrift selbst, auch wenn sie nicht Erzeugniß des Augenblicks ist, von eben so viel Geist als Gelehrsamkeit. Beide aber wurden von seinem Eifer für das Reich Gottes noch übertroffen. Livin scheute auf seinen Missionswanderungen weder Mühe, noch Entbehrung, noch Gefahr, und führte das Schwert des Geistes mit gleicher Unerschrockenheit und gleicher Schärfe gegen Christen und Heiden. Er bezahlte aber auch den Erfolg seiner

Predigt, wie er es vorhergesagt hatte, mit seinem Blute. Die Heiden erschlugen ihn um's Jahr 659. Sein Freund Florebert folgte ihm ein Jahr darauf im Tode nach.

Die heilige Balthildis,

geboren um's Jahr 630 im Lande der Angelsachsen aus einem vornehmen Geschlechte, ward, wie sich unsere zeitgenössische Quelle ausdrückt, durch die göttliche Vorsehung über's Meer herübergerufen und obwohl eine kostbare Perle (von ihren Räubern) um geringen Preis in's Frankenreich verkauft. Erchinoald, ein Verwandter des Königshauses, seit 640 Hausmeier von Neustrien unter dem jüngern Sohne Dagobert's des Großen, Chlodwig II., ein Mann ohne Uebermuth und Habsucht, voll der Güte und Weisheit, dennoch einfältigen Sinnes, demüthig und leutselig, darum auch von Jedermann geliebt, kaufte sie, und hielt sie also, daß sie die Zeit ihrer Jugend ehrbarlich in seinem Dienste zubrachte. Balthilde war gut von Herzen, züchtig in ihrem Benehmen, klug und nicht leichtfertig in ihren Reden, und wie sie denn vom Geschlechte der Sachsen war, von feiner und zarter Leibesgestalt, schön anzusehen, freundlich in ihren Mienen und würdig in ihrem Gang. Darum fand sie Gnade vor den Augen des Fürsten, d. h. des Hausmeiers, und er ließ sich von ihr den Weinbecher reichen, und sie war eine ehrbare Mundschenkin. Darüber aber erhob sie sich nicht, sondern blieb demüthig und gehorsam auch bei den niedrigsten Dienstleistungen, und das ohne Murren.

„Als nun Erchinoalds Frau gestorben war, wollte er sie zum Weibe nehmen, sie aber verbarg sich vor seinem Antlitz. Allein während sie den Diener des Königs ausschlug, sollte sie nach dem Willen Gottes die Gemahlin

des Königs selbst werden und Königskinder gebären, nämlich Chlotar III., Alleinherrscher über das ganze Frankenreich 656—660, dann bloß noch König von Neustrien, Burgund und Aquitanien bis zu seinem Tode 671, Childerich II., König von Austrasien 660—671, dann Alleinherrscher über das ganze Reich bis zu seinem Tode 674, und Theodorich III., König von Neustrien, Burgund und Aquitanien, (während Austrasien größtentheils dem aus der Verbannung zurückkehrenden Sohne Sigber'ts III., Dagobert II. dem Heiligen, zufiel, der jedoch 679 starb), 674—679, dann Alleinherrscher über das ganze Reich bis zu seinem Tode 691. Diese sämmtlichen Söhne waren beim Ableben des Vaters noch minderjährig und Balthilde führte die Reichsverwaltung bis zu ihrem Rücktritte von der Welt im Jahre 664. Hatte sie schon als Gemahlin des Königs, so viel immer in ihren Kräften stand, für das Reich Gottes gewirkt, so wuchs, nun sie Selbstherrscherin war, mit ihren Kräften auch ihr Eifer für dasselbe; sie machte sich besonders als Klostergründerin verdient. Gleich im ersten Jahre ihrer Regentschaft, 657, legte sie das weltberühmte Kloster in der Picardie an, von dem die Vollendung der Einführung des Christenthums in den deutschen, oder wenigstens in den sächsischen Landen ausgehen sollte, das alte, auch das gallische und das goldene Corbeja (Corbie) genannt, das Mutterkloster des 822 im Sachsenlande erbauten neuen Corbeja (Corvey), welches von Thietmar von Merseburg, als „das Haupt aller Klöster, als die Zierde des ganzen Vaterlandes, als das Wunder Sachsens und des ganzen deutschen Reiches“ bezeichnet wird. Nachdem der Bau des Klosters vollendet war 662, bevölkerte es Balthilde mit Mönchen

aus Luxovium (Luxeuil), der Stiftung des heiligen Columban, und übergab die Leitung einem ebenfalls dorther berufenen Manne nach dem Herzen Gottes, dem heiligen Theodofrid, welcher nachmals auf den Bischofstuhl von Amiens erhoben wurde, in dessen Sprengel das Kloster lag. Corbie war somit nichts Anderes als eine Tochter von Luxeuil, der Pflanzstätte des Christenthums in den Vogesen, und damit war ihm auch seine vornehmste Bestimmung angewiesen, die Glaubenspredigt, und diese Bestimmung erfüllte es auch, es wurde eine Hauptstation für die Verbreitung des Christenthums nach dem Norden und „stand bis in die neuern Zeiten an Eifer und Thätigkeit für die Mehrung des Reiches Gottes auf Erden, an Förderung und Pflege der Wissenschaften, an Frömmigkeit und Tüchtigkeit seiner Aebte und Mönche, deren Zahl sich während seiner höchsten Blüthe auf 350 belief, keinem Kloster in Frankreich nach".

Balthildis gründete noch viele andere Klöster, namentlich auch eines für angelsächsische Jungfrauen, Cala oder Chelles unweit Paris, ihre Lieblingsschöpfung, sie erbaute auch viele Hospitäler, sie bedachte die frommen Stiftungen und die Häuser Gottes mit den reichsten Schenkungen, sie pflegte die Kranken, sie speiste die Hungernden, sie kaufte die Sklaven los, besonders wenn sie aus ihrem Vaterlande stammten, wo nicht nur die Seeräuber fortwährend Beute an Menschen machten, sondern auch die traurige Sitte herrschte, daß ruchlose Eltern ihre eigenen Kinder verkauften. Und das Alles that sie im Vereine mit Männern, die von dem gleichen Eifer für die Ehre des Höchsten durchglüht waren, wie namentlich einem Eligius, einem Audoin u. A. Im Bunde mit ihnen suchte sie auch nach Kräften dem verderblichen Mißbrauch

zu steuern, „daß man um Geld ein Bisthum erhielt.“ Wir lesen im Leben des heiligen Eligius: „Es wucherte in jenen Tagen die ketzerische Simonie schrecklich in den Städten und im ganzen Frankenreiche; besonders seit den Tagen der unseligen Königin Brunichilde bis auf König Dagobert wurde die Kirche durch dieses Uebel befleckt. Eligius und Audoin hatten deßhalb eine Zusammenkunft mit andern katholischen Männern, und schärften auf derselben den Fürsten und Großen ein, die Kirche von diesem Gift zu befreien. Es wurde sofort nach gemeinsamer Berathung vom Könige der Befehl erlassen, daß Keiner mehr um Geld ein geistliches Amt erlangen könnte, nur Männer von gutem Leumund und unsträflichem Wandel sollten zu Kirchenvorstehern gewählt werden.“ Diesen Befehl, der bis dahin nicht über das Pergament hinausgekommen war, wiederholte Balthildis und wachte über seiner Vollstreckung. Aber die Großen des Reiches, die sie bei ihren Regierungshandlungen zu Rathe ziehen mußte, arbeiteten ihren heiligsten und heilsamsten Anordnungen entgegen; und wie die Bischöfe, denen die Ehre Gottes Größeres galt, als die Gunst der Menschen, von ihrem Amte zurücktraten, um wenigstens ihre Seele zu retten, wenn sie andere nicht retten konnten, so trat nun auch Balthildis, als sie durch vieljährige Erfahrung endlich überzeugt worden war, daß sie mit dem besten Willen nicht durchdringen konnte, von der Reichsverwaltung zurück, und verbarg sich in das Kloster Cala, wo sie hinfort ausschließlich dem Herrn und ihrem Seelenheile lebte, wo sie auch im Jahre 680 zum Herrn und zu ihrer Seelen Seligkeit einging.

Der heilige Wulfram.

Zu den Bischöfen, von denen wir soeben gelesen haben, daß sie von ihrem heiligen Amte zurücktraten, wenn sie sahen, daß sie im Kampfe mit den Mächten der Finsterniß nicht mehr obsiegen konnten, gehörte auch der heilige Wulfram. Von vornehmen Eltern um's Jahr 630 geboren und in einem Kloster seines Vaterlandes zum Berufe des Seelsorgers herangebildet, wurde er 674 von Childerich II., dem Sohne Clodwig's II. und der heiligen Balthildis, auf den Bischofstuhl von Senones oder Sens, einer Stadt im mittleren Frankenreiche, unweit der Grenze von Burgund und Aquitanien, aber noch auf dem Boden von Neustrien, erhoben. Aber schon eine vierjährige Amtsführung überzeugte ihn, daß der Fürst dieser Welt stärker sei, als er, und diese Ueberzeugung bestimmte ihn zum Eintritte in's Kloster. Er wählte dazu Fontanella (Fontanelle, nach seinem Stifter Vandregisel auch St. Vandrille genannt), auf dem rechten Ufer der Seine, im Sprengel von Rouen. Dort lebte er Anfangs als Mönch ein verborgenes Leben in Gott, erwarb sich aber bald die allgemeine Liebe und Verehrung in dem Maße, daß er zum Abte gewählt wurde. Schweigend ergab er sich in den Willen des Herrn und übernahm die neue Würde und Bürde, richtete aber von nun an sein Augenmerk nicht nur auf die innern Angelegenheiten seines Klosters, sondern auch auf die Zustände seiner äußern Umgebung, besonders des noch heidnischen Nordens. Fontanella war im Jahr 648 von dem oben genannten Sohne eines alten und reichen fränkischen Geschlechtes nach dem Musterbilde der berühmtesten Klöster Italiens gegründet worden, und seine Schule zählte

noch vor dem Tode des Gründers, der im Jahr 667 erfolgte, gegen 300 Zöglinge, zum Theil den höchsten Ständen angehörig, aus der Nähe und Ferne. Durch sie wurde auch unser Heiliger aufmerksam auf die Nähe und Ferne, besonders auf das Land der Frisen, über das eben in diesen Tagen die Morgenröthe hereinzudämmern begann. Dessen König, oder Herzog, wie ihn die fränkischen Quellen nennen, hatte den Erzbischof Wilfrid von York, als er im Herbste 677 auf der Fahrt nach Rom durch einen Sturm an die frisische Küste verschlagen worden war, gastfreundlich aufgenommen, den ganzen Winter über an seinem Hofe beherbergt, und sogar auf's Kräftigste gegen seine Verfolger in Schutz genommen. Dieß verrieth doch gewiß einen empfänglichen Boden für das Christenthum, und der Mann, der wegen seines Eifers für das Reich Gottes Verfolgung litt, hatte gewiß nicht versäumt, den Samen desselben in diesen Boden zu streuen. Davon gaben wohl frisische Söhne Zeugniß, die der Klosterschule von Fontanella übergeben waren. Jener König war zwar gestorben und ein Anderer an seine Stelle getreten; dieser Andere aber war noch jung, und an die Jugend knüpft sich die Hoffnung. Also sprach unser Heiliger bei sich selbst, und eine innere Stimme sagte zu ihm: Gehe hin im Namen Gottes und versuche, was du mit seiner Hülfe vermagst. Und er machte sich auf und fuhr mit etlichen Gleichgesinnten, die er aus der Zahl seiner Mönche sich zu Genossen und Mitarbeitern erlesen hatte, von der Seine aus durch den Canal, dazumal das gallische Meer genannt, und den Rheinarm, der den Namen Waal führt, nach dem Innern des Frisenlandes, und suchte Gelegenheit, wie er an den König käme. Es war um's Jahr 684. Diese Gelegenheit fand sich. Der frühere König

Aldgild oder Adgill hatte es mit den Austrasiern gehalten, Ratbod — dies war der Name seines Nachfolgers — hielt es mit den Neustriern; ein Würdeträger von Neustrien also, auch wenn es ein Würdeträger der Kirche war, konnte sich schon eine günstige Aufnahme von ihm versprechen; Wulfram fand sie auch. Der König gestattete ihm und seinen Gefährten die Predigt und ließ sogar sein eigen Kind von ihm taufen, ja er erklärte, obgleich dasselbe wenige Tage darnach starb, sich selbst zum Empfang der Taufe bereit. Nur eine plötzliche Eingebung des Fürsten dieser Welt verhinderte die Vollziehung des Alles entscheidenden Aktes. Ratbod hatte schon den Fuß im Taufbecken, als ihm der Widersacher die Frage auf die Zunge legte: an welchem Orte denn seine Vorgänger, die im Heidenthume dahingeschiedenen Frisenfürsten, zu finden seien, ob im Himmel oder in der Hölle. Der Heilige war überrascht und antwortete, die Klugheit vergessend: „Ohne Zweifel in der letztern.“ Auf dieses zog Ratbod, als hätte ihn eine Natter gestochen, den Fuß aus dem Taufbecken zurück und sagte: „Wenn dem so ist, ändert sich die Sache, ich kann die Gesellschaft von Meinesgleichen nicht entbehren, ich verzichte auf einen Himmel, in welchem ich nichts als Bettler finde“: und nie in seinem ganzen Leben, das ihm die zuwartende Gnade bis zum Jahr 719 verlängerte, dachte er wieder daran, sich taufen zu lassen.

Aber die fränkischen Prediger ließ er noch eine Zeitlang gewähren. Sie nützten dieselbe nach Kräften, sie wirkten, so lange es Tag war, denn sie sahen die Nacht voraus, da sie nicht mehr wirken könnten, sie bekämpften mit aller Macht den Götzendienst, besonders den Greuel der Menschenopfer. Die Frisen, als ein Seevolk, erblick-

ten die Gottheit hauptsächlich im Meere und lernten beim Anblicke des so häufig und dann so gewaltig tobenden Elementes nur vor ihr zittern. Darum glaubten sie dieselbe durch alle Arten von Opfern, insbesondere aber durch Menschenopfer versöhnen zu müssen. Man schlachtete die Unglücklichen, die durch das Loos dazu bestimmt wurden, entweder mit dem Schwerte ab, oder erhenkte sie an einem Pfahle, oder setzte sie — und dies war das Gewöhnliche — zur Zeit der Ebbe auf die Dünen und ließ sie von der zurückkehrenden Fluth verschlingen. Wulfram, wenn er auch vorderhand nicht im Stande war, die Abstellung des entsetzlichen Brauches zu bewirken, suchte wenigstens die Opfer zu retten. Eines Tages wurde ein junger Mensch, den das Loos getroffen hatte, mit Namen Ovo, in Gegenwart unsers Heiligen zur Versöhnung der zürnenden Götter aufgeknüpft. Wulfram trat vor den König, der dem entsetzlichen Schauspiel mit der gleichgültigsten Miene von der Welt zusah, und bat ihn, den Unglücklichen ihm zu schenken, auf daß er ihn dem wahren Gotte opfern, d. h. zu einem gottgefälligen Leben erziehen könnte. Der König erwiderte, es sei ein urangestammtes Gesetz bei dem Frisenvolke, daß, wer durch das Loos bezeichnet werde, den Göttern zu Ehren sterben müsse, er könne diesem Gesetze nicht zuwiderhandeln. Der Heilige aber ließ nicht ab mit Bitten und Flehen, und schon wankte der König in seinem Entschlusse, da legte das Volk sich dazwischen und rief: „Nur wenn dein Christus ihn seiner Todesbande entledigen kann, mag er dir und ihm gehören.“ Wulfram versetzte freudig: „Wohlan denn! Christus möge entscheiden!“ und betete laut und betete heiß, und siehe, die Bande zerrissen, und der Jüngling, nachdem er bereits zwei volle Stunden gehangen, fiel unversehrt zur Erde. Das

Volk hielt sein Wort, er wurde seinem Retter übergeben und von diesem nach Fontanella geschickt, wo er zum Priester und Glaubensboten herangebildet wurde. Ein ander Mal hatte das Loos zwei zarte Knäblein getroffen. Sie wurden am Strande ausgesetzt. Eine zahllose Menge Volkes, worunter wieder der König, wohnte dem furchtbaren Schauspiele bei. Wulfram eilte hinzu und bat um das Leben der Unglücklichen. Der Fürst wies ihn mit rauhen Worten ab, der Glaubensheld jedoch ließ sich nicht einschüchtern und griff dem Könige tiefer ins Herz. Da sprach derselbe endlich: „Gut, wenn dein Gott sie dem Rachen des Meeres entreißt, so magst du sie haben und sie ihm opfern." Der Heilige richtet einen Blick zum Himmel und schreitet auf die beiden Knäblein zu, die einander fest umschlungen haltend eben von der Fluth hinweggespült werden, und siehe, die Hand des Herrn führt ihn, wie dereinst den Apostel Petrus, über die Wasser hin wie über festen Boden. Er entreißt dem Meer seine Beute und legt die geretteten Kinder der jammernden, jauchzenden Mutter in die Arme. Diese aber gibt sie ihm zum Behufe der Unterweisung und Taufe zurück und weiht sie dem Dienste des Gottes der Christen. Und sie und eine Menge Volkes glaubte und ließ sich taufen. Bei einer ähnlichen Gelegenheit erhielt Wulfram vom Könige noch zwei andere Knaben zum Geschenke. Sie nannten sich Eurinus und Ingomar. Er schickte sie ebenfalls in sein Kloster und ließ sie daselbst zum geistlichen Stande erziehen.

Endlich aber, als sich die Verhältnisse mit dem Frankenreiche zu trüben begannen, als Pipin von Heristal nach dem Siege bei Testri seine Streitkräfte auch gegen das Frisenland heranwälzte, sah sich

der unermüdete Glaubensprediger gezwungen, aus dessen Grenzen zu weichen. Er kehrte 688 nach seinem ihn schmerzlich vermissenden Fontanella zurück. Aber hatte er auch seinen Hauptzweck verfehlt, hatte er auch den König nicht zur Bekehrung gebracht, so hatte er doch nicht umsonst gearbeitet, er hatte dem Herrn viele Seelen gewonnen, er hatte mehrere Söhne des Landes nach Fontanella in seine Pflanzschule der Glaubensverbreitung geschickt, welche später das Werk wieder aufnehmen und weiter führen konnten, das er jetzt abbrechen mußte, er hatte der angelsächsischen Predigt die Wege bereitet und die Herzen aufgethan, er hatte sich ein Recht auf den Namen eines Apostels der Frisen erworben; er war getreu gewesen und blieb getreu bis in den Tod und hatte sich würdig gemacht der Krone des Lebens. Er empfing sie vom Herrn durch die Hand des Todes in seinem geliebten Kloster im Jahre des Heils 695.

§ 3. Die Besetzung, oder das angelsächsische Glaubensheer und dessen Helden.

So lange die Frisen in freundlichen Beziehungen zu den Franken, wenigstens zu den Neustriern, standen, konnte die Glaubenspredigt von dieser Seite auf Erfolg hoffen, und diese Hoffnung täuschte nicht. Aber die Zeiten ändern sich. Die Eifersucht zwischen Neustrien und Austrasien hatte einen Grad erreicht, der eine Entscheidung hervorrufen mußte. Diese Entscheidung erfolgte mit dem Siege Pipin's von Heristal bei Testri im Jahre 687. Austrasien erhielt die Oberherrschaft, und die Selbstständigkeit Neustriens war vernichtet, der Sieger war unumschränkter Gebieter über das ganze Frankenreich. Er kehrte seine Waffen gegen Neustriens Bundesgenossen, den Frisen-

könig, und brachte auch ihm 689 bei Dorstadt eine blutige Niederlage bei. Der ganze Süden des Frisenlandes bis zum alten Rhein fiel dem Frankenherrscher zu. Ratbod entbrannte von Wuth und schwur den Franken ewigen Haß. Da konnte, so lange er lebte, von ihrer Seite aus nichts mehr für die Einführung des Christenthums in seinem Lande geschehen, sie hätten denn zu jenem traurigen Mittel gegriffen, zu dessen Anwendung sie sich später, den Sachsen gegenüber, gezwungen sahen, dem Mittel, das Wort des Lebens mit dem Schwerte des Todes in der Hand zu predigen. Dazu konnte sich Pipin von Heristal nicht entschließen, er wollte nicht noch mehr erbittern, er wollte versöhnen, er warb für seinen Sohn um die Tochter Ratbods und erhielt sie. Der Haß des Frisenfürsten aber wurde dadurch nicht gemildert. Der Leser erinnert sich, daß sein Schwiegersohn im Jahr 714 in der Lambertuskirche zu Lüttich, als er seinen todtkranken Vater besuchte, der wenige Tage darauf starb, durch die Hand eines frisischen Meuchelmörders fiel. Unter solchen Bewandtnissen mußte von anderer Seite her Fürsorge getroffen werden, wenn die Predigt des Evangeliums bei den Frisen Gehör finden sollte. Und diese Fürsorge hatte die göttliche Weltregierung bereits getroffen, sie hatte diese Sendung einem Volke übertragen, das den Frisen verwandt und befreundet war und überdieß die Franken an Innigkeit des Glaubens und an Eifer für die Verbreitung desselben weit übertraf, den Angelsachsen. Dieselben unterzogen sich ihrer Sendung mit einer Begeisterung und einer Beharrlichkeit, die des Erfolges nicht verfehlen konnten. Die hervorragendsten dieser neuen Streiter waren nächst Wilfrid von York, Egbert, Wigbert und vor Allem Bonifacius, deren Wirken schon in

den vorgehenden Bändchen abgehandelt worden ist: der heilige Willebrord, der heilige Suitbert, die beiden Ewalde, der heilige Gregor, der heilige Liafvin, der heilige Willehad und der heilige Liudger. Ich will wieder von Jedem derselben nach dem Bilde, das die Quellen von ihm geben, einen kurzen Abriß seines Lebens und Wirkens entwerfen.

Der heilige Willebrord,

oder Wilbrord, der Sohn frommer Eltern, die auch mit zeitlichen Gütern gesegnet waren, erblickte das Licht der Welt um's Jahr 658 auf der britischen Hauptinsel, im Lande Deira, der südlichen Hälfte des angelächsischen Königreichs Northumbrien, welches das weltberühmte York zur Hauptstadt hatte. Sein Vater Wilgis oder Wilgils gab ihn als zarten Knaben in das von Wilfrid von York gegründete Kloster Rippon am obern Laufe des Humber zur Erziehung, baute, nachdem er den Sohn in dieser Weise versorgt hatte, für sich und eine kleine Anzahl Gleichgesinnter an der Mündung des genannten Flusses ein Bethaus zu Ehren des heiligen Andreas und lebte nun an demselben bis an seinen seligen Tod in strenger Abgeschiedenheit von der Welt nur noch Gott und seinem Seelenheile. Alkuin, der gefeierte Lehrer und Freund Karls des Großen, derselbe, der das Leben unsers Heiligen beschrieben hat, stand dieser frommen Gemeinde eine Zeitlang als Abt vor.

Willebrord's Mutter hatte kurze Zeit vor seiner Geburt einen seltsamen Traum. Sie sah den Mond an Größe und Glanz immer zunehmen, so daß die Nacht endlich heller wurde als der Tag, und die ganze Welt und ihr eigenes Innere im reinsten, mildesten Lichte strahlte. Die-

ser Traum fing schon an dem Knaben an sich zu verwirklichen. Die Begeisterung für die Verbreitung des Glaubens unter den noch heidnischen Nachbarvölkern, die in England u. a. haupsächlich durch den Stifter von Rippon geweckt worden war und unterhalten wurde, hatte ihn ergriffen, und das Bild eines Apostels Jesu Christi war es, was ihm ohne Unterlaß vor der Seele schwebte, und der Aufruf des Herrn: „Gehet hin in alle Welt und prediget das Evangelium allen Völkern", was ihm ohne Unterlaß in den Ohren tönte. Darum richtete er frühzeitig seinen Blick auf Irland, die Insel der Heiligen, die Mutterschule der Glaubenspredigt. Dort lebte und lehrte im Kloster Rathmelsing der heilige Egbert, der voll Eifers für die Bekehrung des nördlichen Deutschlands diesen Eifer auch in den Herzen seiner Schüler entzündete, ein Mann eben so ausgezeichnet durch Wissenschaft als durch Strenge gegen sich selbst und Milde gegen Andere. Dort lebten noch mehrere Northumbrier und bildeten sich in der Schule des großen Meisters zu Glaubenspredigern heran. Dorthin begab sich auch Willebrord im Alter von 20 Jahren, und dort „genoß", wie sich Alkuin in seiner Lebensbeschreibung ausdrückt, „der künftige Lehrer vieler Völker zwölf Jahre lang den Unterricht von Männern, die sich eben so sehr durch Heiligkeit im Wandel, als durch Kenntnisse in aller göttlichen und menschlichen Wissenschaft auszeichneten.

Im Jahre 686 eröffnete Egbert einen neuen Kreuzzug gegen das deutsche Heidenthum. Er ging mit mehreren seiner Schüler, in denen er von Gott erkorene Werkzeuge zu seinem Bekehrungswerke zu erkennen glaubte, zu Schiffe und gedachte an der frisischen Küste zu landen. Aber der Mensch denkt's und Gott lenkt's. Die Glaubens-

boten waren kaum vom Lande abgestoßen, als sich ein furchtbarer Sturm erhob, der das Schiff mit solcher Gewalt an's angelsächsische Ufer zurückschleuderte, daß es bald zerschellt wäre. Egbert, der schon früher durch das Traumgesicht eines Klosterbruders auf einen andern Wirkungskreis hingewiesen worden war, erkannte den Willen Gottes und ließ sich statt an die frisische Küste nach der Hebrideninsel Hy oder Jona führen, auf welcher der heilige Columba, „wie ein Engel im Fleische wandelnd, eine Pflanzschule von Heiligen gegründet hatte, die wie wilde Tauben in den Spalten ihrer Felsen nisteten, bis sie unter dem Schatten der Flügel des Meisters groß geworden und von den Weizenkörnern seiner Rede erstarkt den Flug in die Ferne zu thun vermochten". Der heilige Wigbert, ein würdiger Schüler des würdigen Meisters, begleitete ihn auf diese Insel, Willebrord blieb, wo er war.

Im Kloster Hy bereitete Egbert einen zweiten Kreuzzug vor. Aber dem Winke Gottes glaubte er nicht mehr zuwiderhandeln zu dürfen. Er ging nicht mehr selbst, er schickte Andere, und zwar zunächst den eben genannten Wigbert. Der verkündete zwei Jahre lang das Evangelium bei den Frisen, aber seine Worte verhallten im Lärme der Kriegsrüstungen, denn seine Predigt fiel in die Zeit zwischen den Schlachten bei Testri (687) und bei Dorstadt (689). Er mußte unverrichteter Dinge nach seinem Felseneiland zurückkehren. Doch eben die Schlacht bei Dorstadt, die Entscheidung und das Ende des Krieges, der ihn zum Rückzuge nöthigte, eröffnete der Glaubenspredigt neue Aussichten im Frisenlande, denn sie unterwarf den ganzen Süden desselben bis zum alten Rhein dem fränkischen Szepter, und der Sieger selbst bot dem Besiegten die Hand der Versöhnung und Freund-

schaft; er knüpfte nur Eine Bedingung daran, die Freiheit der Predigt. Damit hatte die Stunde zur Besetzung des Landes geschlagen. Willebrord folgte mit eilf Genossen, worunter der heilige Suitbert, im Jahre 690 dem Rufe des Herrn. Er fuhr über's gallische Meer oder den Kanal in die Mündung des alten Rheins und landete an der Wiltaburg, einem Vorwerk der alten Römerstadt Trajectum, des nachmaligen Utrecht. Pipin, der wohl selbst in der Veste oder wenigstens in deren Nähe war, empfing die Glaubensboten mit offenen Armen und sagte ihnen und ihrer Predigt seinen kräftigsten Schutz zu. Der Frisenkönig, der seinen Sitz sonst in Utrecht gehabt hatte, obgleich die Großmuth des Siegers ihm nur die Burg, nicht die ganze Stadt abgenommen, hatte sich in den Norden zurückgezogen, und ungehindert konnte die Predigt ihren Herd unter den Mauern seiner Hauptstadt aufschlagen. Aber im Herzen seines Volkes fand sie noch keine Stätte, denn dort herrschte noch die angestammte Freiheit, und diese war unzertrennlich mit dem angestammten Glauben verbunden. Das Volk der Frisen war unter seinen Königen noch selbstherrlich. Das haben wir an Ratbod gesehen im Leben des heiligen Wulfram. Ratbod glaubte so wenig an die Götter, als an Gott, er verabscheute namentlich die Menschenopfer, wenn auch nicht als einen Greuel, so doch um so gewisser als einen Unsinn; er hatte auch gegen die neue Lehre nichts einzuwenden, im Gegentheil, er war ihr geneigt, er fand sie jedenfalls besser und vernünftiger als die alte; darum ließ er sein Kind taufen und wollte sich selbst taufen lassen, aber er hatte keinen Glauben, er glaubte umgekehrt so wenig an Gott als an die Götter, darum ermangelte er auch der Gnade und wurde dem Widersacher

dahingegben, der ihm den Fuß noch aus dem Taufbecken zurückzog. Er hatte gar keine Religion, aber nicht, wie Schiller sagt, aus Religion oder vielmehr Religiosität, sondern aus Irreligiosität, d. h. aus Unempfänglichkeit für alles Göttliche. Aber er dürstete nicht nach Blut, dessenthalb war es ihm lieber, wenn ein Mensch nicht den Göttern, sondern Gott dargebracht wurde, denn im erstern Falle mußte er sterben, im letztern blieb er am Leben. Dennoch hatte er den Muth nicht, dem heiligen Wulfram eine Bitte zu gewähren, die er in seinem Innern selbst unterstützte; er erklärte unter Berufung auf das Gesetz, daß er sie ihm nicht gewähren könne, nur das Volk konnte sie ihm gewähren, und gewährte sie ihm, als es die Bedingung erfüllt sah, unter welcher es ihm die Gewährung zugesagt hatte. Anders verhielt es sich bei den Franken. Bei ihnen lebte die altgermanische Verfassung größtentheils nur noch in der Erinnerung; bei ihnen waren „Volksherrschaft und Königthum nicht mehr in Eins verschmolzen, bei ihnen war diese gemischte Regierungsform schon längst durch das Heerkönigthum verdrängt, Volksadel und Volksherrschaft untergegangen und der Waffenadel und dessen Herrschaft an ihre Stelle getreten".* Die Frisen waren noch frei, die Franken waren es nicht mehr; jene litten also schon durch die bloße Gleichstellung mit diesen einen sehr empfindlichen Verlust, und eine Gleichstellung konnten sie sich nicht einmal versprechen, der Besiegte muß immer hinter den Sieger zurücktreten; wenn Pipins milder Szepter eine Ausnahme von dieser Regel machte, so war dieß Gnade, und auf die Gnade gibt es kein Recht, der Freie aber freut sich bloß des Rechtes.

* Vgl. unsern ersten Theil § 73.

Auch den Franken gleichgestellt, haßten die Frisen in ihnen die Unterdrücker ihrer Freiheit, und im Christenthum das Mittel, dessen sich dieselben zu deren Unterdrückung bedienten. Deßhalb bekehrte sie die Predigt nicht, wenigstens jetzt noch nicht, sie erbitterte sie nur, und erbittern wollte sie Pipin nicht, er wollte sie gewinnnen. Darum gab er den Glaubensboten den Rath, den frisischen Boden wieder zu verlassen und ihre Wirksamkeit vorläufig noch auf den fränkischen zu beschränken.

Sie folgten diesem Rathe und zogen sich auf die fränkische Befestigungslinie zurück. Willebrord aber, den sie zu ihrem Vorsteher gewählt hatten, machte sich auf nach der Hauptstadt der Christenheit, um sich vom apostolischen Stuhle die Sendung zur Glaubenspredigt im Frisenlande geben zu lassen, und Pipin, der in einer solchen Sendung einen wirksameren Empfehlungsbrief für ihn erblickte, als in dem Schutze der fränkischen Waffen, ließ ihn durch eine eigene Gesandtschaft, die er ihm als Ehrengeleite mitgab, dem heiligen Vater vorstellen. Sergius I. saß dazumalen auf dem Stuhle Petri. Er empfing den Apostel, wie der Bruder den Bruder empfängt, und Willebrord fühlte sich so wohl und so heimisch und hatte so viel zu besprechen und zu erflehen am Grabe der beiden Apostelfürsten, daß er sich kaum mehr davon zu trennen vermochte. Er brachte ein volles Jahr, von 692 bis 693 an der heiligen Stätte zu. Seine Mitarbeiter verzweifelten endlich an seiner Rückkehr und wählten in ihrer Verlassenheit einen andern Vorsteher aus ihrer Mitte in der Person des heiligen Suitbert. Den ließen sie aber nicht nach Rom ziehen, damit er allda Bestätigung und Vollmacht holen möchte, sondern nach England, damit er sich dort zum Bischofe weihen ließe durch den heiligen Wil-

frid von York, dem Vater der angelsächsischen Glaubenspredigt bei den Frisen, welcher dazumalen im Königreich Mercien in der Verbannung lebte und an der Verbreitung und Befestigung des christlichen Glaubens und Lebens daselbst arbeitete. Aber kaum war er nach verrichteter Sache aus seinem Vaterlande zurückgekehrt, als auch der todt geglaubte Willebrord mit der apostolischen Vollmacht zur Predigt und einem Schatze von Reliquien für die zu erbauenden und einzuweihenden Kirchen ausgerüstet, plötzlich wieder in der Mitte der Seinigen stand. Nun hatte die werdende Kirche des Frisenlandes mit einem Male zwei Oberhäupter. Doch der Bau gerieth darob nicht in Stocken, wie dies in solchen Fällen bei Unternehmungen der Welt zu geschehen pflegt, wo der Fürst der Welt den Samen der Mißgunst und Eifersucht zwischen die Bauführer wirft. Willebrord sprach zu Suitbert, wie Abraham zu Lot: „Lieber, wir wollen uns trennen. Geh' du zur Linken, und ich bleibe zur Rechten, oder geh' du zur Rechten, und ich bleibe zur Linken." Und Suitbert ging, Willebrord aber blieb und predigte im Norden des Frankenreiches und im Frisenlande, und der Herr segnete seine Predigt. Mit jedem Tage wurden neue Seelen hinzugethan zu dem Reiche Gottes.

Um dieses Erfolges willen fand man es bald für nöthig, die junge Kirche zur bischöflichen zu erheben, und Pipin sandte den heiligen Willebrord zum zweiten Male nach Rom, ihn vom Oberhaupte der Kirche zum Bischof der Frisen weihen zu lassen. Es kostete der Demuth des Jüngers Jesu viel Ueberwindnng, sich zu diesem großen Schritte zu entschließen; er zitterte im Hinblicke auf die Forderungen, die der große Weltapostel an einen Bischof stellt, aber er erkannte den Willen Gottes und gehorchte.

Zu Rom angekommen ward er am Krönungstage der heiligen Cäcilia, den 22. November des Jahres 696, vom Nachfolger Petri, dessen Stuhl noch Sergius inne hatte, in der Kirche der eben genannten Martyrerin unter dem für den Mann der Sanftmuth, welcher er war, so bezeichnenden Namen Clemens, einer wenn auch nicht ganz buchstäblichen Uebersetzung des Wortes Wilbrord, zum Bischofe — der zeitgenössische Geschichtschreiber der angelsächsischen Kirche, Beda der Ehrwürdige, sagt wohl mehr mit Rücksicht auf die ungeheure Ausdehnung seines Sprengels, als im amtlichen Sinne dieses Titels, zum Erzbischofe — des Frisenvolkes geweiht, und Pipin wies ihm bei seiner Rückkehr, die schon nach wenigen Wochen erfolgte, die Wiltaburg zu seinem ordentlichen Sitze an. Er hatte das Böse durch das Gute überwunden, er hatte durch Milde und Mildthätigkeit das Herz des Volkes versöhnt und dem Samen der Predigt geöffnet; die Glaubensbotschaft konnte ihren ständigen Herd im Schooße desselben aufschlagen, und sie that es. Willebrord erbaute in der Stadt, d. h. in Utrecht selbst eine Kirche zu Ehren des Erlösers, in einer zeitgenössischen Quelle Oratorium oder Bethaus St. Salvator genannt. Aber er fand bald eine zweite, größere nöthig und errichtete deßhalb wenige Jahre darnach auf dem Grund der alten Dagobertskapelle eine solche zu Ehren des heiligen Martin. Sie erhob er nun zu seiner Hauptkirche, zu seinem Münster, und siedelte sich an ihr mit seiner Geistlichkeit zum gemeinsamen oder klösterlichen (monasteriellen, münsterlichen) Leben an, nach der Regel des heiligen Benedikt. Mit diesem Münster verband er zugleich eine Schule oder vielmehr eine Erziehungsanstalt, besonders zur Heranbildung von Glaubensboten und Seelsorgern. Er richtete sie nach

dem Vorbilde der ausgezeichneten Schulen seines Vaterlandes, wie namentlich der Schule von York, ein, und bald stellte sie sich denselben würdig zur Seite.

Von diesem Mittelpunkte aus streute er nun weit und breit den Samen des göttlichen Wortes, belehrte und bekehrte die Leute in der Nähe und Ferne und baute an vielen Orten Kirchen und Klöster, wie im Düffelgau zu Rynharen, dem nachmaligen Rindern, eine Peters- und Johanniskirche, zu Millingen (Niedermillingen), gleich jenem auf dem linken Rheinufer, eine Marienkirche, und zu Elft, in der Betuwe eine Salvatorkirche. Auch die Kirchen zu Vlaardingen, Kirkeverve, Valsenaburgh (Valzen), Heilegelo (Heilo bei Alkmar) und Pethem, sämmtlich in der nachmaligen Grafschaft Holland gelegen und jedenfalls zu den ältesten Kirchen des Frisenlandes gehörig, werden auf Willebrord als ihren Erbauer zurückgeführt. Die Leitung dieser Kirchen übergab der Apostel angelsächsischen Priestern, die entweder mit ihm oder nach ihm herübergekommen waren. Er selbst ging allenthalben ausrottend und umbrechend, pflanzend und begießend umher, und überall sproßte die Saat des Christenthums unter seinen Tritten. Auf der seeländischen Insel Valacrum (Walcheren) zerschlug er ein Götzenbild, zu dessen Verehrung an gewissen Tagen alles Volk herzuströmte. Der Hüter desselben fiel mit geschwungener Axt über den gottbegeisterten Frevler her, aber der Streich, den er führte, verfehlte sein Ziel, der Heilige blieb unversehrt, der Ungläubige aber war nach drei Tagen eine Leiche. Willebrord suchte den Tod nicht auf, aber er ging ihm auch nicht aus dem Wege, er forderte ihn sogar heraus. Er trat mitten unter die wilden Völker der Dänen, über welche ein König, mit Namen Ungend, herrschte, der,

wie die zeitgenössische Lebensbeschreibung unsers Heiligen sich ausdrückt, jedwedes Thier an Grausamkeit, jedwedes Gestein an Härte übertraf. Aber Fürst und Volk waren gleich unempfänglich für die Regungen der Gnade. Willebrord sah sich genöthigt, von seinem Versuche zu ihrer Bekehrung abzustehen. Doch hatte er wenigstens etwas erreicht, er hatte dreißig Knaben aus der Sclaverei losgekauft, und diese begleiteten ihn nun nach Utrecht, wo er sie in seiner Musterschule zu Glaubensboten für das Dänenvolk heranbilden ließ. Bald aber wäre er auf der Heimkehr mit der Märtyrerkrone geschmückt worden. Den Mündungen der Weser, Elbe und Eider gegenüber, in der südöstlichen Ecke der Nordsee, liegt ein kleines, dem Leser wohl nicht unbekanntes Eiland, das als Heiligthum der heidnischen Vorzeit noch heute den Namen Helgoland, d. h. Heiligenland, führt. Dort verehrte das Volk einen Gott mit Namen Fosita, es nannte deßhalb die Insel Fosita's Land. Als besonders heilig galt ein uralter Hain und in diesem eine Quelle. Deren Umgebung durfte kein Unberufener betreten, und der Berufene schöpfte nur schweigend aus dem heiligen Born. Willebrord glaubte diesen Hauptherd der Abgötterei nicht vorüberfahren zu dürfen, zumal sich der Frisenkönig gerade auf der heiligen Insel befand. Er stieg an's Land und pflanzte das Kreuz auf, die stumme Botschaft von der Erlösung. Von Niemanden aufgehalten, begab er sich mit seinen Begleitern durch eine schweigende Oede in das Innere des Eilandes. Er gelangte an die bezeichnete Quelle und taufte drei seiner jungen Begleiter in derselben. In der Nähe weideten Thiere, von Menschen war keine Spur zu entdecken, und doch hatte man ihm gesagt, die Insel sei bewohnt, und Ratbod selbst habe für den Augenblick seinen Sitz auf

derselben aufgeschlagen. Man mußte diese Glaubensboten getäuscht haben, das Wild, das sie sahen, war das Einzige, was die sonst ausgestorbene Landschaft belebte, und dieses Wild selbst schien von keinem Menschen zu wissen, denn es ließ sich durch unsere staunenden Wanderer nicht im Geringsten in seiner harmlosen Beschäftigung stören, es hatte offenbar die Menschen noch nicht fürchten, also auch noch nicht kennen gelernt. Es sollte sie kennen lernen. Die Schiffsmannschaft erlegte einige Stücke, und wie auf einen Zauberschlag waren alle Thiere verschwunden, und statt ihrer bedeckte sich der Boden mit Menschen. Die Fremden schienen verloren, aber der Frevel, den sie verübt hatten, war zu groß, um den Arm des Volkes nicht durch den Schrecken zu lähmen. Ehe es sich von demselben erholt, erschien der König auf dem Platze. Dies rettete den Glaubensboten und ihrer Begleitung das Leben. Gleichgültig gegen jede Art von Verehrung einer Gottheit, weil unzugänglich für jeden Glauben an eine Gottheit, blieb Ratbod kalt bei der Mittheilung, die man ihm von dem verübten Frevel machte. Doch weil einmal die Todesstrafe auf denselben gesetzt war, sprach er diese gegen den Urheber des Frevels aus und ließ über Alle das Loos werfen, um denselben zu ermitteln. Drei Tage nach einander wurde das furchtbare Spiel wiederholt, und nie sprach es eine Entscheidung aus. Endlich fing das Volk an zu murren, und Einer, dessen Namen allein im Buche des Lebens aufgezeichnet steht, wurde als der vom Loose bezeichnete dem schwer beleidigten Abgott geschlachtet, die Andern traten unverletzt die Rückfahrt an. Sie hatten es der Furcht vor Pipin und der Ehrfurcht vor Willebrord zu danken. Letzterer war wie ein warnender Engel vor den König getreten und hatte also gesprochen:

„Der Gott, den du anbetest, ist kein Gott, sondern ein todter Götze, der Teufel allein hat dich in diesen furchtbaren Irrwahn verstrickt, um deine Seele in's ewige Verderben zu stürzen. Es gibt nur Einen Gott, den allmächtigen Schöpfer des Himmels und der Erden, er allein hat Leben und gibt Leben, und zwar ewiges Leben. Darum fordere ich, sein Priester, dich auf und ermahne dich, daß du dem Dienste deiner Götzen, dem Dienste des Teufels entsagest, und allein an diesen Gott und seinen Sohn, unsern Herrn und Heiland, Jesus Christus, glaubest und dich taufen lassest, und ablegest alle Bosheit und Ungerechtigkeit und ein neuer Mensch von nun an ein heiliges Leben führest, nüchtern, gerecht und gottselig. Thust du also, so wirst du mit seinen Heiligen und Engeln theilhaftig werden der ewigen Herrlichkeit; thust du aber anders, und verachtest du mich, der dir so gern den Weg zur Seligkeit zeigen möchte, so zweifle nicht, daß du zu dem Teufel, welchem du dienest, in die Hölle werdest gestoßen werden, seine ewige Strafe zu theilen." Ratbod bewunderte den Muth des heiligen Mannes und sprach: „Ich sehe, du fürchtest mich nicht, deine Worte sind kühn, wie deine Thaten, ich achte dich, aber ich kann dir nicht folgen, ziehe hin im Frieden, und predige deine neue Lehre andern Ohren, ich hindere dich nicht daran, wer von meinen Frisen sie annehmen will, mag es thun, ich menge mich nicht in Sachen des Glaubens."

Allein Worte sind Worte, und Thaten sind Thaten, und die Schrift sagt: „Verlasset euch nicht auf Fürsten uud Fürstenwort." Die Zeiten ändern sich und mit ihnen ändert sich der Mensch. Ratbod mischte sich nur so lange nicht in Sachen des Glaubens, als sie ihn und seine Herrschaft nicht berührten, er hielt nur so lange die Be-

dingung, welche er beim Friedensschlusse eingegangen hatte, als ihn der Anblick der fränkischen Waffen daran erinnerte und dazu zwang. Mit dem Abzuge der fränkischen Besatzungen aus den Grenzen seines Landes trat das Sprüchwort in seine Rechte ein: „Aus den Augen, aus dem Sinn", und an die Stelle der Gleichgültigkeit trat der Haß, und der Haß sprach sich aus in der Verfolgung. Die angelsächsische Glaubenspredigt mußte auf Gründung eines Herdes jenseits der Marken des Frisenlandes denken, an den sie sich bei Zeiten zurückziehen könnte. Willebrord baute ihr einen solchen in dem zwei Meilen nordöstlich von Trier gelegenen Kloster Afternacha, dem heutigen Epternach, an der Sur. Irmina, eine Tochter Dagobert's II., hatte um die Zeit der Herüberkunft der angelsächsischen Glaubensboten den ersten Grund dazu gelegt; sie hatte ein Kirchlein und daneben ein Klösterlein daselbst errichtet, wie sie in einer Urkunde vom 1. November 698 ausdrücklich sagt, zum besondern Zweck der Aufnahme ausländischer Mönche, und diese ihre Stiftung dem h. Willebrord zur Verfügung gestellt. Dieser fügte nun weitere Bauten hinzu und erhob das immer mehr sich erweiternde Kloster zum Mittelpunkte seiner apostolischen Thätigkeit an den Nordmarken des Frankenreiches, wodurch es zu einem der wichtigsten Posten auf der fränkischen Befestigungslinie wurde. Von der Erbauerin der ersten Anlage im Jahre 698 mit der einen, und von Pipin von Heristal im Jahre 706 mit der andern Hälfte der Markung des Dorfes Epternach ausgestattet, ward es im Jahre 726 von Willebrord, der es, wenn auch nicht in's Dasein, so doch in's Leben gerufen hatte und mit Recht als sein Schöpfer betrachtet wurde, noch mit beinahe sämmtlichen Schenkungen bedacht, die um seiner unschätzbaren Ver-

dienste willen in so reichem Maße von allen Seiten an ihn gemacht worden. Zu diesen gehörten namentlich auch die dem Leser ohne Zweifel noch erinnerlichen Vergabungen aus Thüringen von den Jahren 704 und 716, Arnstadt und Hamelburg. Die meisten dieser Schenkungen, wie namentlich die beiden letztern, wurden dem Glaubensboten zu dem Behufe der Errichtung von Kirchen und Klöstern auf dem an ihn vergabten Boden gemacht; aber wenn sie ihm auch, wie Epternach selbst zur freien Verfügung gestellt wurden, so erhob er sie, wenn die Verhältnisse es immer gestatteten, was z. B. bei den Thüringer Schenkungen nicht der Fall war, von selbst zu Mittelpunkten der Glaubensverbreitung und der Seelsorge. „Sehr viele Gläubige", sagt die zeitgenössische Geschichtschreibung, Alkuin im Leben unsers Heiligen, „übergaben, vom Eifer für das Reich Gottes getrieben, ihre väterlichen Erbgüter dem Manne Gottes, und kaum hatte dieser sie in Empfang genommen, so ließ er Kirchen auf denselben erbauen und verordnete Priester und Prediger für diese Kirchen.

Schon im Anfange des achten Jahrhunderts war die ganze südwestliche Hälfte des Frisenlandes, von den beiderseitigen Ufern der untern Schelde an bis zu dem Fli und der Yssel, in ordentliche Pfarrsprengel eingetheilt, die mit einander den bischöflichen Sprengel von Utrecht bildeten. Nun aber im Jahre 714 trat mit einem Male die furchtbare Wendung der Dinge ein, welche durch den Tod Pipin's von Heristal hervorgerufen wurde. Dieser große Feldherr und Staatsmann, der von Gott so reich begabt war und all' diese Begabung in dem ihm angewiesenen Wirkungskreise und auf dem ihm vorgezeichneten Wege nur zur Verherrlichung des göttlichen Namens und zur Mehrung des göttlichen Reiches einsetzte, hatte alles Land

vom atlantischen Ocean bis zur Elbe und von der Nordsee bis zum Mittelmeer und zur alamannischen oder helvetischen (heutzutage schweizerischen) Alpenkette, somit sämmtliche fränkischen und, mit Ausnahme von Bajovarien, Sachsenland und der nordöstlichen Hälfte des Frisenlandes, auch sämmtliche deutschen Lande, also Neustrien, Aquitanien, Burgund, Alamannien, Thüringen (d. h. alles Gebiet des ehmaligen Thüringer Reiches), Rheinfranken und die südwestliche Hälfte des Frisenlandes zu Einem unermeßlichen Reiche vereinigt und bis zum Augenblicke seiner Abberufung vom Schauplatze dieser Welt, ein volles Vierteljahrhundert lang, von 689—714, mit der Hand eines Weltbeherrschers unter der Allgewalt seines milden Szepters zusammengehalten, und sein Sohn Grimoald, würdig des eines solchen Sohnes würdigen Vaters, sollte diese Weltherrschaft erben. Aber der böse Feind schmollte dazu, die Bevölkerung des Weltreiches war des Weltfriedens noch nicht würdig. Der Schöpfer des Wunderwerkes sank auf's Krankenlager, der Erbe desselben fiel durch Mörderhand, und dieser Mord gab auch dem Vater den Todesstoß. Die Hölle triumphirte, und nicht nur der Frisenfürst, der ihr den Arm geliehen, auch sein Volk, so weit es dem Herrn noch nicht gewonnen war, und alle übrigen Völker, die erst durch Eroberung an Austrasien gekommen, insbesondere die Neustrier, stimmten ein in dieses Triumphgeschrei. Eine Verwirrung erfolgte, die keine Grenzen kannte. Ratbod wüthete wie ein Löwe, der aus dem Kerker gebrochen. Plectrud, die Mutter Grimoald's, Pipin's hinterlassene Wittwe, hatte im Namen ihres Enkels Theodoald die Herrschaft angetreten, ein Weib in den Tagen des Sturmes, dem der Mann nicht zu stehen vermochte, wenn er nicht mit der höchsten Männerkraft

ausgerüstet war, ein Weib voll guten Willens, bedacht auf die Ehre Gottes und das Wohl der Menschen, aber beherrscht von zwei der verderblichsten Leidenschaften, der Eifersucht und dem Ehrgeiz, welche ihr diesen Mann, den Bevollmächtigten der göttlichen Weltregierung, gefangen zu halten befahlen, weil er ein Sohn ihrer Nebenbuhlerin, einer zweiten Gemahlin Pipin's, der mit Unrecht als bloße Beischläferin bezeichneten Alpais war, Karl den nachmaligen Hammer, in der Sprache der Neustrier Martel. Das Weib konnte dem Löwen keinen Widerstand leisten. Plectrud schloß sich mit ihrem Enkel in die Mauern der Stadt Cöln ein und erkaufte von den Neustriern mit schwerem Golde den Abzug, die Frisen aber brachten ihrem Heere eine blutige Niederlage bei: die Vollendung und das Sigel der Rückeroberung der ganzen Süd- und Westhälfte ihres Landes.

Schon der Aufbruch Ratbod's zu diesem Kriegszuge war allen Glaubenspredigern und Seelsorgern in seinem Lande das Signal zur Räumung desselben gewesen. Wie eine Alles zerstörende Fluth wälzte sich das frisische Heer über das schon so viel versprechende Saatfeld des Christenthums. In wenigen Monaten waren alle Schöpfungen der Glaubenspredigt hinweggefegt, alle Kirchen zerstört, alle Priester verjagt und alles Land bis zu dessen äußerster Mark dem Heidenthum zurückgegeben. Diesem verblieb es denn auch noch die ganze Zeit über, während der die göttliche Barmherzigkeit den Todfeind des fränkischen und nunmehr auch des christlichen Namens noch am Lichte der Sonne duldete, um ihn, wo immer möglich, vor der Nacht der ewigen Finsterniß zu bewahren. Alle Versuche des Glaubenseifers scheiterten an dem Felsenherz des Verstockten. Willebrord hatte den Herd seiner apostolischen Wirk-

samkeit wieder nach Epternach verlegt und behielt von dort aus seine verwaiste Heerde in Auge und Obhut. Aber war der gute Hirte zu einer Thüre hinausgegangen, so kam er zur andern wieder herein. Er ging den vor ihm fliehenden Schafen nach auf allen Schritten und Tritten. Willebrord hatte kaum das Land geräumt, als Bonifacius es betrat. In demselben Augenblicke brach Karl aus seiner Haft, stellte sich an die Spitze der Austrasier, fiel den mit dem Golde seiner Stiefmutter abziehenden Neustriern in den Rücken, ließ seine gewaltigen Hammerstreiche auf sie regnen, daß ihnen Hören und Sehen verging und Keiner mehr rückwärts blickte, als ginge ein Sodom hinter ihnen im Schwefelrauch auf, kehrte dann seine siegreichen Waffen gegen die Frisen und wies auch ihnen in blutiger Niederlage den Weg nach Hause. Aber Ratbod achtete die Züchtigung des Herrn für gering und verschloß Ohr und Herz auch dem heiligen Bonifacius, als er mit der Kraft Gottes vor ihn trat und ihm im Namen des Weltenrichters die Verfolgung des Christenthums untersagte. Der Heilige hatte gesprochen, er kehrte zurück zu seinem Volke, den Angelsachsen. Aber noch war die Gnade des Höchsten nicht müde. Auch Bonifacius hatte kaum das Land geräumt, als ein anderer Glaubensbote von einer andern Seite aus dasselbe betrat. Es war der auf seinen alten Posten zurückkehrende Willebrord. Die Züchtigung des Herrn achtete Ratbod gering, aber die Züchtigung seines Zuchtmeisters konnte er nicht gering achten. Der gewaltige Karl hatte ihm den Meister gezeigt, er mußte vor ihm zittern, er konnte die Sache nicht länger unterdrücken, die in dessen Schutze stand, er mußte die Glaubenspredigt gewähren lassen. Im Jahre 719 ging Ratbod endlich heim zu seinen Vätern,

und sein Nachfolger Poppo oder Bobo mußte für die ganze südwestliche Hälfte des Frisenlandes die Oberherrschaft des Frankenherzogs Karl anerkennen, nur in der nordöstlichen, die dem Christenthume noch verschlossen war, hatte er freie Hand. Nun kehrte auch Bonifacius, und zwar von Rom und dem östlichen Deutschland aus wieder in das Gebiet der Rheinmündungen zurück. Er traf den heiligen Willebrord wieder in voller apostolischer Thätigkeit zu Utrecht und schloß sich ihm nun zur eifrigsten Mitarbeit an seinem heiligen Werke an. Er sollte die Last des bischöflichen Amtes ganz auf seine Schultern nehmen, Willebrord ersah ihn in seinem Herzen zu seinem Coadjutor und Nachfolger; aber als er nach Verfluß von drei Jahren dem unentbehrlichen Gehülfen diese seine Herzensmeinung offenbarte, sah er seine Bitte wider alles Erwarten zurückgewiesen und mußte sogar den großen Apostel ganz ziehen lassen. Er brachte das Opfer, das schwere Opfer, welches der Herr von ihm verlangte, mit freudigem Herzen und mit dem Vorsatze, hinfort seinen Eifer und sich selbst zu verdoppeln, blieb diesem Vorsatze treu und harrete aus in der Nachfolge Jesu und in der Nachfolge seiner Apostel bis an's Ende. Willebrord zählte zur Zeit seiner Trennung von Bonifacius, im Jahre 722, bereits 64 Jahre. Aber, „mein Herz ist bereit,“ sprach er bei Allem mit David, „o Gott! mein Herz ist bereit,“ und diese unbedingte Hingebuug und Opferbereitwilligkeit machte ihm auch das Schwerste leicht und erfüllte ihn mit einer Zuversicht zu Gott, die ihm bis in's höchste Alter die Kraft der Jugend bewahrte. Bonifacius konnte ihm deßhalb in einem seiner Briefe das schöne Denkmal setzen: „In den Tagen, da Sergius auf dem apostolischen Stuhle saß, kam zur Schwelle der heiligen Apostel ein gewisser

Presbyter von wunderbarer Enthaltsamkeit und Heiligkeit, ein Sachse (d. h. Angelsachse) von Geschlecht, mit Namen Willibrod, sonst auch Clemens genannt, den der besagte Papst zum Bischof weihte und als Glaubensprediger zu dem heidnischen Volke der Frisen an die Ufer des westlichen Oceans sandte. Fünfzig Jahre lang predigend bekehrte derselbe nun das besagte Volk der Frisen größtentheils zum Glauben Christi, riß die Heiligthümer und Tempel der Götzen nieder, und baute Kirchen Gottes auf, verharrend in der Predigt bis zum gebrechlichen Greisenalter, und stellte sich zur Unterstützung im Dienste Gottes einen Mitbischof zur Seite und ging endlich am Ziele seiner langen Laufbahn im Frieden zum Herrn ein." Er starb am 6. November 739 in einem Alter von 81 Jahren. Die irdische Hülle seiner schönen Seele fand ihre Ruhestätte in seinem geliebten Epternach.

Der heilige Suitbert,

aus England zurückgekehrt, wo er sich von Wilfrid von York die Leitung der Glaubenspredigt am Niederrheine hatte übertragen lassen, wählte, um nicht in den Fall eines Eingriffes in die Amtsthätigkeit seines Meisters Willebrord zu kommen, welcher mit derselben Sendung eben aus Rom zurückkehrte, das rechte Rheinufer, und zwar die Umgebungen der untern Lippe und Ruhr zu seinem Wirkungskreise. Dort saß zwischen den Frisen, Sachsen und Franken das gesonderte Volk der Boruchtuarier, die Nachkommenschaft der alten Brukterer. Aber er hatte den Herd seiner Predigt noch nicht lange in dessen Mitte aufgeschlagen, als (um's Jahr 695) die Sachsen über das wehrlose Land herfielen, die noch im Bau begriffenen Gotteshäuser zerstörten, die Prediger

und Priester verjagten und den ganzen Strich bis zum Rheine ihrer Herrschaft unterwarfen. Suitbert flüchtete mit den wenigen Gliedern seiner zersprengten Herde, welche ihm folgen wollten, auf das Gebiet der Franken, und Pipin schenkte ihm auf die Fürbitte seiner Gemahlin Plectrud eine Insel im Rheine, mit Namen Verda (Werd, Werder, Flußau, Wieseninsel), auf der Grenze seines Reiches, etliche Meilen unterhalb des heutigen Düsseldorf. Dort errichtete der Heilige sich und seiner Predigt einen bleibenden Herd in dem von ihm gegründeten und nach ihm benannten Suitbertskloster, der Wiege der heutigen Stadt Kaiserswerth, und verkündigte nun von dort aus weit und breit umher das Wort des Heiles mit eben so viel Erfolg als Eifer, und ging auch von dort aus, um's Jahr 717, zu den Wohnungen des ewigen Friedens ein.

Die beiden Ewald,

zwei Brüder, nach der Farbe ihrer Haare bezeichnet als der Schwarze und der Blonde, geboren auf einer der britischen Inseln, folgten dem heiligen Willebrord kurze Zeit nach dem Antritte seines Apostelamtes auf das Festland. Sie hatten schon früher in Irland als Prediger unter den Christen gewirkt. Sie vertauschten nun um 693 die innere Mission gegen die äußere und zogen in Begleitung weniger Gefährten und Mitarbeiter als Wandernde in den Kampf gegen das Heidenthum, zunächst nach dem Frisenlande und von dort aus nach der Gegend, welche um dieselbe Zeit Suitbert zu seinem Wirkungskreise wählte. Ohne Zweifel wollten sie sich diesem Heilsboten anschließen, aber sie trafen ihn nicht mehr, die Sachsen hatten ihre Herrschaft bereits bis zu den Mündungen der

Lippe und Ruhr ausgedehnt. Die beiden Glaubenshelden aber erblickten darin nur einen Fingerzeig Gottes, der ihnen nun die Bekehrung dieses Volkes zuwies. Sie stellten im ersten Dorfe jenseits des Rheins die Bitte an dessen Bewohner, sie zum Gaurichter zu führen. Man versprach, dieselbe bei der nächsten Gelegenheit zu erfüllen, und bot den Fremden bis dahin Herberge im Orte selbst an. Die Heiligen hatten einen tragbaren Altar und einen Kelch bei sich und brachten tagtäglich das heilige Meßopfer dar, und sangen Psalmen und machten das Zeichen des Kreuzes. Der Gaurichter oder Statthalter, „Satrap“, wie er von der Quelle genannt wird, der Mann, den die Sieger zum Zuchtmeister über das eroberte Land gesetzt hatten, ein geborener Sachse, war noch Heide. Auch der Wirth der beiden Brüder war noch Heide, sogar fanatischer Heide. Er haßte das Christenthum von ganzer Seele, und seine Gäste erkannte er als Bekenner desselben, und schrieb ihnen in seinem Herzen die Absicht zu, den Gaurichter ebenfalls zum Christen zu machen. Er besprach sich mit den übrigen Heiden des Dorfes, und das Ergebniß dieser Besprechung war die Ermordung der beiden Glaubensboten. Der Eine sank auf einen Schwertstreich zusammen, der Andere gab den Geist erst auf, nachdem er buchstäblich in Stücke gehauen war. Die That des Entsetzens geschah im Jahre 695. Sie war, abgesehen von der Person und Würde des Statthalters, gegen welche man wohl kaum eine größere Mißachtung an den Tag legen konnte, als wenn man Fremdlinge, die zu ihm geführt zu werden begehrt, die sich eben damit gewissermaßen in seinen Schutz gestellt hatten, statt der Erfüllung ihres Begehrens todtschlug — diese That war, sage ich, abgesehen von dem Allem eine Verletzung des den alten Deutschen so heiligen

Gastrechtes, welche um so weniger ungestraft bleiben konnte, als der ganze sächsische Stamm dadurch gebrandmarkt war, gebrandmarkt ohne alles Verschulden durch einen im Krieg unterworfenen Stamm, der es eigens darauf abgesehen zu haben schien, die Rache des Siegers herauszufordern. Die Mörder wurden hingerichtet, das Dorf niedergebrannt und die Bevölkerung in die Marken des eigentlichen Sachsenlandes verpflanzt. Fünf Stunden nordwestlich von Münster, auf dem sogenannten Heiligenfelde, in dem Dorfe Larx, steht noch heute eine Kapelle, die unsern beiden Märtyrern geweiht ist; und unweit Dortmund, in dem Dorfe Appelerbecke, gibt es einen Hof, welcher den Namen Mordhof führt. An diese beiden und noch etliche andere Orte in Westphalen verlegt die Volkssage den Schauplatz der Greuelthat, vielleicht weil sie diejenigen waren, in welche die Bevölkerung des Dorfes verpflanzt wurde, in dem sie wirklich geschah, dessen Name aber nicht auf uns gekommen ist.

Die Leichen der beiden Märtyrer wurden von der wirbelnden Fluth stromaufwärts getrieben bis zu einem Orte, an welchem die Heiligen ihre Begleiter zurückgelassen hatten. Dort wurden sie vom Strome ausgeworfen, und eine Lichterscheinung, die von den Mördern selbst noch gesehen wurde, bezeichnete die Stätte, an welcher sie lagen. Ein geborener Irländer, mit Namen Tilmon oder Pilman, der das Schwert des Krieges mit dem Schwerte des Geistes vertauscht hatte und vom Soldaten zum Glaubensboten geworden war, als welcher er die beiden Ewalde auf ihren apostolischen Wanderungen begleitete, suchte und fand die Leichen und bestattete sie an Ort und Stelle, machte aber dem Frankenherrscher Pipin alsbald Anzeige von der Sache, und dieser ließ sie sofort wieder ausgraben,

nach Cöln führen und dorten in der am Rhein gelegenen „Marienkirche im Capitol“ beisetzen. Und nun baute sich Tilmon eine Zelle auf einer gegenüberliegenden Insel, welche durch eine Veränderung des Stromlaufes später mit dem linken Ufer vereinigt wurde und dadurch in den Umfang der Stadt Cöln kam. Ihm schlossen sich bald darauf drei andere Glaubensprediger, seine Landsleute, Plechelm, Wine, Otgar, vielleicht aus der Zahl der Begleiter Willebrord's oder der beiden Ewalde selbst, zum verborgenen Leben in Gott an, und daraus erwuchs im Laufe der Zeit das Kloster zum heiligen Martin in Cöln, ein neuer Wachthurm der fränkischen Befestigungslinie, von der die Bekehrung des Frisenvolkes ausgegangen.

Der heilige Gregor,

zum Unterschiede von seinen zahlreichen Namensgenossen, die eine hervorragende Stelle auf den Tafeln der Kirchengeschichte einnehmen, von Utrecht genannt, stammte aus dem königlichen Geschlechte der Merowinger. Sein Vater Albricus oder Alberich war der Sohn einer Tochter Dagobert's II., mit Namen Addula, oder Adela, die nach dem Tode ihres Gemahls das Frauenkloster Palatiolum oder Pfalzel unterhalb Trier an der Mosel gegründet hatte. Geboren um's Jahr 707 tritt er mit fünfzehn Jahren auf den Schauplatz der Geschichte. Er lernte in diesem Alter den heiligen Bonifacius auf seiner Reise aus dem Frisenlande nach Hessen und Thüringen kennen, schloß sich ihm sofort an, und begleitete ihn von nun an zuerst als Schüler, dann als Mitarbeiter beinahe auf all seinen apostolischen Wanderungen, besonders auch auf seinen Reisen nach Rom, von deren dritter

er zwei angelsächsische Knaben, mit Namen Marchelm und Markuwin, zurückbrachte, die er in Ostia auf dem Sklavenmarkte gekauft hatte und nun zu seinen Gehülfen im apostolischen Amte heranbildete. Ungefähr 45 Jahre alt ward er von Papst Stephan III. (II.), der im April 752 den Stuhl Petri bestieg, und von Pipin, der sich durch denselben zum Könige krönen ließ, zu den Frisen gesendet, das „Wort Gottes unter ihnen zu säen.“ Zugleich ward ihm die Leitung des Münsters, d. h. der bischöflichen Kirche von Utrecht und der damit verbundenen Stiftsschule übertragen, weßhalb ihn die zeitgenössischen Quellen als Presbyter, d. h. Kirchenvorsteher, und Abt bezeichnen. Sie hätten ihn als Bischof bezeichnen können, denn er war es, aber nur in der That, nicht in der Würde, seine Demuth erlaubte ihm nicht die Weihe zu nehmen. Er war ein Bischof im vollen Umfange der Bedeutung des Wortes, ein guter Hirte, ein Vorbild in der Nachfolge des Herrn, ein Prediger des Glaubens und der Liebe in Wort und That, sanftmüthig und demüthig von Herzen, ein Freund der Armuth und der Armen, kurz Allen Alles in Allem, wie der heilige Paulus.

Nur Ein Zeugniß von seiner Nachfolge Dessen, der noch am Kreuze sprach: „Vater, vergib ihnen, denn sie wissen nicht, was sie thun!“ möge hier Platz finden. Gregor hatte zwei jüngere Brüder. Die wurden auf einer Reise ausgeplündert und erschlagen, die Mörder aber eingefangen und vor unsern Heiligen geführt, auf daß er bestimmen möchte, mit welcher Todesart sie ihr Verbrechen sühnen sollten. „Mit keiner von allen,“ entschied der Jünger Jesu, „der Herr will nicht, daß der Sünder sterbe, sondern, daß er sich bekehre und lebe!“ Und er schenkte ihnen nicht nur das zeitliche, er schenkte ihnen auch das

ewige Leben. Er nahm sie in seine Unterweisung und brachte sie zur Erkenntniß und machte sie zu neuen Menschen von innen und außen und entließ sie mit den Worten: „Ziehet hin im Frieden, und sündiget hinfort nicht mehr, auf daß euch nicht was Schlimmeres widerfahre!“

Für die Glaubenspredigt wirkte Gregor hauptsächlich mittelst der Unterrichts- und Erziehungsschule, welcher er vorstand. Deren Ruf verbreitete sich unter seiner Leitung durch alle Gauen und Länder. Franken, Frisen, Sachsen, Alamannen, Bajovarier und Jünglinge aus den britischen Inseln strömten ihr zu, und eine zahllose Menge von Lehrern und Bischöfen, unter ihnen der heilige Liudger, der später selbst eine Zeit lang Unterricht an dieser Schule ertheilte, ging aus ihr hervor; sie war schon unter Willebrord eine fruchtbare Pflanzschule der Glaubenspredigt gewesen, sie wurde eine noch fruchtbarere unter Gregor, der sie bis zu seinem fünfundsechszigsten Jahre mit ungeschwächter Kraft und unermüdlichem Eifer leitete, nun aber um's Jahr 772 von einem Schlage getroffen wurde, und drei Jahre darauf, am 25. August 775, durch einen sanften Tod zu den Wohnungen der Seligen einging.

Ueber die letzten Jahre und Stunden von Gregor's Leben auf Erden berichtet sein Schüler Liudger, der uns eine Beschreibung desselben hinterlassen hat, in der ansprechenden Weise Christoph Schmid's wiedergegeben, also: Nahezu siebenzig Jahre alt erkrankte der Heilige und wurde an der linken Seite gelähmt, welches Uebel ihn nicht mehr verließ, sondern von Tag zu Tag sich verschlimmerte und ihm große Schmerzen verursachte. Er konnte endlich nur mehr mit Mühe gehen, ließ sich aber dadurch nicht abhalten, noch allen Pflichten seines hohen Berufes nachzukommen. Er ließ sich am Arm in die Kirche

führen, um zu predigen, und sagte seinen Zuhörern getreulich Alles, was ihnen nur immer zum Heile der Seele gereichen konnte. Nachdem seine Krankheit bereits über drei Jahre angehalten hatte, konnte er das Bett nicht mehr verlassen, versammelte aber nun von Zeit zu Zeit seine Jünger um sich, ließ sich und ihnen aus der heiligen Schrift vorlesen und sie zu ihrer und seiner Erbauung Psalmen singen. Er kam seinem Ende sichtlich näher. Wie er aber am Leibe immer schwächer wurde, so nahm er an Geisteskraft immer zu. Sein Angesicht, blaß, oder vielmehr weiß, wie eine Lilie, war heiter und fröhlich, und zeugte von der Ruhe seines Gewissens, und daß er den Frieden Gottes im Herzen habe. Er vertheilte sämmtliche Schätze, die er noch auf Erden besaß — seine Bücher — unter seine geliebten Schüler, jedem gab er eines zum Gedächtniß.

Alberich, der würdigste aus ihnen, sein Neffe, den er zu seinem Nachfolger bestimmt hatte, war nicht zugegen. Er befand sich in Aufträgen des Königs (Karl des Großen) auf einer Reise nach Italien. Darüber waren Alle sehr bekümmert. Sie sagten leise zu einander: „Wenn doch nur Alberich noch vor dem Hinscheiden unsers geliebten Vaters käme!“ Gregor hörte es und sprach: „Beruhiget euch, ich werde nicht von hinnen scheiden, ehe denn er hier ist!“ Und siehe, der sehnlichst Erwartete kam zum großen Trost all seiner Mitbrüder, besonders aber des Sterbenden, wie es dieser vorausgesagt hatte, noch zur rechten Zeit. Täglich unterredete sich nun Vater Gregor mehrere Stunden mit ihm über die Angelegenheiten seines Münsters und seines Bisthums, und sagte ihm Alles, was ihm zu wissen noth that.

Am dritten Tage nach Alberich's Ankunft waren sämmt-

liche Geistlichen und Lehrjünger des frommen Bischofes um das Sterbebett versammelt. Sie standen da mit gefalteten Händen, und beteten zu Gott, er möchte ihnen doch, wenn es sein heiliger Wille nicht anders verlange, ihren heißgeliebten Vater noch eine Zeit lang lassen. Sie flüsterten einander wohl auch den Inhalt ihrer Gebete, Wünsche und Hoffnungen zu und sagten mit leiser Stimme: „Heute — nein, heute, stirbt er noch nicht.“ Der Sterbende hörte es und sprach: „Ja, noch heute! — Haltet mich doch nicht auf!“ Hierauf ließ er sich in den Betsaal tragen, in welchem ein Altar stand, der dem göttlichen Erlöser geweiht war. Die beiden Flügelthüren, mit denen nach alter Sitte das Altarbild verschlossen war, wurden geöffnet. Im Anblicke dieses Bildes betete Gregor lange mit inniger Andacht und ließ sich dann als Wegzehrung für die Reise in die Ewigkeit das heiligste Sakrament des Altars reichen. Bald darnach verschied er, das Antlitz gegen den Altar gerichtet, und Augen und Herz zum Himmel erhoben. Ein Heiliger war gestorben. Er wurde an der Stätte, an welcher er hingeschieden war, in der St. Salvatorskapelle, beigesetzt.

Der heilige Lebuin,

oder Liafwin, ohne Zweifel ein geborener Angelsachse, der erst mit dem Eintritte in das Apostelamt zugleich in die Hallen der Geschichte eintritt, kam in den ersten Jahren der Alleinherrschaft Karls des Großen, um 771, begeistert für die Verbreitung des Christenthums unter den deutschen Brüdern seines Volkes, den Frisen und Sachsen, auf das Festland herüber und erbat sich von Gregor von Utrecht die Sendung zur Glaubenspredigt an der Yssel auf der Grenzscheide zwischen Frisen, Franken und Sachsen.

Der Abtbischof von Utrecht stellte ihm den Angelsachsen Marchelm, in lateinischer Form Marcellin, denselben, den er in Rom aus den Händen der Seelenverkäufer erlöst und in die Münsterschule von Utrecht in die Erziehung gegeben hatte, als Mitarbeiter im Weinberge des Herrn zur Seite. Die beiden Glaubensboten ließen sich mitten im Schooße einer Bevölkerung nieder, die noch tief im Schatten des Todes saß. Zwar war Willebrord mit seiner Predigt bis zu den Dänen vorgedrungen, aber er hatte hin und her diese Reise zur See gemacht, und hatte nirgends am Festlande angelegt; Bonifacius hatte sogar zu Land, nach allen Seiten hin den Samen des göttlichen Wortes ausstreuend, die Fahne des Kreuzes bis an die Mündung der Borda getragen, aber er fand auch daselbst seinen Märtyrertod, und der ausgestreute Same kam nur an den Küstenstrichen zum Keimen; und zwar weniger durch die unmittelbare Glaubenspredigt, als durch die fortwährende Berührung mit der christlichen Handelswelt, besonders der angelsächsischen. Tiefer im Lande, hauptsächlich an den Marken der Sachsen, schwang der Götzendienst noch immer beinahe mit unumschränkter Gewalt seinen eisernen Szepter. Aber unsere beiden Glaubensboten fürchteten ihn nicht. Sie traten, das Kreuz in der Hand, mitten in den Kreis der Heiden und sprachen ohne alle Scheu von der Nichtigkeit ihrer Götter und der Verkehrtheit ihrer Herzen, und predigten Christum den Gekreuzigten, vor dem sich alle Kniee beugen müßten im Himmel und auf Erden und unter der Erde. Und der Herr segnete ihre Predigt und öffnete die Herzen des Volkes den Strahlen seiner Gnade. Besonders unter den Vornehmern bekehrten sich Viele. Sie legten zusammen und bauten eine Kapelle zu Wulpen am westlichen, und

bald darauf eine Kirche zu Deventer auf dem östlichen Ufer der Yssel. Aber je fröhlicher die Saat des Christenthums aufsproßte, desto heißer entbrannte die Wuth des Widersachers. Die angrenzenden Sachsen brachen ein, verjagten die Glaubensboten und verbrannten die Kirche.

Lebuin ließ sich nicht schrecken. Statt vor dem Feinde zu fliehen, stürzte er sich mitten in sein Lager hinein. Der große Karl war eben mit einem zahllosen Heere im Anzuge gegen das Sachsenland begriffen. Es war im Sommer des Jahres 772, um die Zeit, in welcher die Sachsen alljährlich ihren großen Landtag bei Minden, oder näher bezeichnet bei Marklo, wohl dem heutigen Masseloch, an der Weser, so ziemlich im Mittelpunkte ihres Landes, zu halten pflegten. Auf diesem Landtage, einer jener ordentlichen Volksversammlungen, in welchen die drei Stände, die Edelinge oder Edelleute, die Friedlinge oder Freigeborenen, und die Lassen oder Hörigen (die auf zinsbaren Wehren saßen, aber nur eine berathende, keine entscheidende oder zählende Stimme hatten), vertreten jeder durch zwölf Abgeordnete aus jedem Gau, über die wichtigeren Angelegenheiten des Gemeinwesens Rath zu schlagen und Beschluß zu fassen pflegten, auf diesem Landtage, sage ich, beschloß Lebuin als Gesandter des Höchsten zu erscheinen und im Namen der dreieinigen Gottheit zum Volke der Sachsen zu reden. Er machte sich vom Schauplatze seiner bisherigen Wirksamkeit an der Yssel auf nach dem Innern des Landes. Auf dem Wege dahin, in Westphalen, sprach er bei einem vornehmen und reichen Manne, mit Namen Folkbert, ein, dem das Gastrecht heiliger war, als den Unmenschen, von welchen die beiden Ewalde erschlagen worden waren. Der warnte ihn vor seinem verwegenen Vorhaben und ermahnte ihn dringend,

wenigstens erst nach abgehaltener Volksversammlung mit seiner Botschaft von einem neuen Gotte hervorzutreten und sich bis dahin bei einem seiner Freunde, Namens Davo, welcher näher der Grenze zu wohne, verborgen zu halten. Aber Lebuin hatte seinen Entschluß gefaßt, er ließ sich durch nichts davon abbringen. Er erschien auf dem Landtage zu Marklo und trat, als das Volk eben seinen angestammten Göttern Huldigung und Opfer darzubringen im Begriffe stand, im Priestergewande, das Kreuz in der Hand und das Evangelienbuch unter dem Arme, plötzlich in die Mitte der Versammlung, erklärte sich für den Gesandten des allein wahren Gottes, forderte in Seinem Namen alles Volk mit erhobener und feierlicher Stimme auf, sich von seinen eiteln und nichtigen Götzen zu Ihm, dem allmächtigen Schöpfer und Erhalter aller Dinge zu bekehren, und schloß endlich mit der Drohung: wenn sie hartnäckig in ihrer Abgötterei verharren, werden sie es bald schwer genug zu büßen haben, denn der Herr der Himmel und der Zeiten habe einen tapfern, klugen und strengen König aus der Nähe berufen, der werde dann über sie hereinstürzen wie ein reißender Strom, werde ihr ganzes Land mit Feuer und Schwert verheeren und ihre Weiber und Kinder in die Gefangenschaft fortschleppen. Sprachlos hatte das Volk sein Todesurtheil angehört, der gottbegeisterte Redner erschien ihm wirklich wie ein Abgesandter aus der andern Welt. Aber es kam bald wieder von seiner Bestürzung zurück. Die ausgesprochene Drohung weckte seinen Grimm. Ein furchtbarer Sturm brach los, und der kühne Redner schien verloren. Da erhob sich ein Sachse mit Namen Buto, ein Mann, der da Gewalt hatte über das Herz des Volkes, und alsbald trat wieder lautlose Stille ein. „Schon oft“, sprach er, „sind

Gesandte zu uns gekommen von den Normannen, Slaven, Frisen und andern Völkern, wir haben sie in Ruhe angehört und in Frieden wieder entlassen. Dieser Fremdling, ein Sohn des uns stammverwandten Volkes der Angelsachsen, aus dessen Mund wir unsere eigene Sprache hören, erklärt sich für einen Gesandten des höchsten Gottes, lasset uns wenigstens das Recht der Gesandtschaft in ihm achten, auf daß der Zorn seines Gottes nicht wider uns entbrenne und die Drohung nicht in Erfüllung gehe, die wir so eben gehört haben." Unversehrt kehrte Lebuin zu seiner verwaisten Herde an der Yssel zurück und baute die niedergebrannte Kirche zu Deventer wieder auf, wurde aber bald darnach von dieser Welt des endlosen Kampfes zu den Wohnungen des ewigen Friedens abgerufen. Er starb den 12. November 773. Wenige Jahre darauf brachen die Sachsen wieder in seine junge Pflanzung ein und legten auch die neue Kirche wieder in Asche. Drei Tage lang suchten sie nach den Gebeinen ihres Erbauers, sie bereuten es, den Lebenden verschont zu haben, und wollten ihre Wuth an dem Todten auslassen. Aber sie suchten vergeblich. Erst beim Wiederaufbau der Kirche durch Liudger wurde der heilige Leib gefunden und nun unter dem Altare derselben beigesetzt.

Der heilige Willehad.

Während Lebuin und Marcellin den Baum des Lebens an der Yssel, im Süden der nordöstlichen Hälfte des Frisenlandes, pflanzten, predigte Willehad, der nachmalige Bischof von Bremen, im Norden derselben, am Lauwers. Der heilige Anskar, der etwa sechszig Jahre nach ihm als sein dritter Nachfolger denselben Bischofstuhl bestieg, hat um's Jahr 860 sein Leben und

Wirken beschrieben. Wir finden in dieser zuverlässigen Quelle folgende Mittheilungen über dasselbe: Willehad, um's Jahr 738 in dem an heiligen Männern, besonders an ausgezeichneten Glaubenspredigern so fruchtbaren angelsächsischen Königreiche Northumbrien geboren, bildete sich zu York in der Schule Alkuin's zu seinem künftigen Berufe heran. Schon am Knaben zeigte es sich, was der Mann werden sollte. Er lag mit glühendem Eifer und eisernem Fleiß der Wissenschaft, besonders der heiligen, ob und betrug sich so ehrbarlich und tugendsam, daß er von Jedermann geliebt und gelobt wurde. Durch einstimmige Wahl zur Würde eines Geistlichen erhoben, bemühte er sich, durch Heiligkeit des Wandels und durch rühmlichste Ausübung guter Werke sich mehr und mehr auf dieser Bahn zu fördern. Insbesondere bereitete er sich mit allem Eifer zur Predigt des Evangeliums unter den noch heidnischen Brüdern seines Volkes auf dem gegenüberliegenden Festlande vor. Er hatte gehört, daß die Frisen und Sachsen Verlangen trügen nach den Lehren des katholischen Glaubens und zum Theil schon den Wunsch ausgesprochen hätten, durch die heilige Taufe von der alten Unreinigkeit befreit zu werden. Nun wollte er nur noch den Empfang der Priesterweihe abwarten, um dann alsbald mit der Botschaft des Heiles zu ihnen hinüberzueilen. So begab er sich dann, nachdem er zum Priester des Herrn geweihet war, alsobald zu dem Könige Alachrat oder Alrad, welcher dazumalen (765—774) über das Volk der Angeln oder Northumbrier herrschte, schilderte ihm unter einem Strome von Thränen seinen brennenden Eifer zum Dienste des Herrn und bat ihn um die Erlaubniß, die ebenerwähnten Völker zu besuchen und das Wort Gottes unter ihnen zu predigen. Alachrat berief sofort eine zahlreiche

Versammlung von Bischöfen und andern Geistlichen seines Reiches und trug ihnen das Verlangen Willehad's vor. Alle kannten schon zum Voraus die Heiligkeit seines Wandels und die Glut seines Eifers, und einstimmig ward er als Bote des Evangeliums zu den genannten Völkern gesendet.

Mit freudeerfülltem Herzen trat er die heilige Reise an. Es war um's Jahr 770. Er landete in der Nähe eines Ortes mit Namen Dockynchirica (Dockskirchen, Dokkum) in der Landschaft Hostraga (Ostergo [Ostgau], der östlichen Hälfte von Westfrisland), wo einst Bonifacius mit der Märtyrerkrone geschmückt worden war. Hier, wo dieses Blutzeugen Predigt Viele zum Glauben gebracht hatte, wurde Willehad mit allen Ehren empfangen, und hier blieb er lange Zeit und predigte das Wort des Herrn, und viele Edle gaben ihm ihre Kinder in Unterricht und Erziehung, und der Heilige leitete dieselben ein in alle Weisheit nicht nur durch seine Lehre, sondern auch durch das Beispiel seines Wandels. Ein strahlendes Licht göttlichen Glanzes führte er auch manchen Verirrten zu Christo zurück und bekehrte eine große Menge von Heiden zum christlichen Glauben und Leben.

Der Eifer für die Mehrung des Reiches Gottes aber duldete ihn nicht allzu lange in Dockinchirica. Er zog weiter gegen Morgen, wo die Schatten der Nacht noch dichter lagen, über den Lauwers, in eine Landschaft mit Namen Humarcha (das heutige Humsterland im bischöflichen Sprengel von Münster). Dort befand er sich unter lauter Heiden; denen schnitt er nun in's Herz mit dem Schwerte des Geistes und ermahnte sie dringend, sie möchten dem Götzendienste entsagen und sich zum allein wahren Gott bekehren,

um durch das sühnende Wasser der Taufe Vergebung ihrer Sünden zu erlangen; denn thöricht, sprach er, und eitel ist es, von einem Steine Hülfe zu erwarten und von stummen und leblosen Bildern Schutz und Trost zu hoffen. Wie aber das wilde Volk der Heiden den Apostel des Herrn also reden hörte, knirschten sie mit den Zähnen ünd ballten die Fäuste und riefen voll Zorn und Wuth, wer solche Lästerworte gegen ihre unüberwindlichen Götter auszustoßen wage, dürfe keinen Augenblick länger am Leben bleiben. Mit Mühe besänftigten Etliche, die verständiger waren, die tobende Menge durch den Vorschlag, die Götter selbst, welche er gelästert, entscheiden zu lassen, ob er sterben solle, oder nicht. Darauf wurde denn das Loos über ihn geworfen, und die göttliche Vorsehung fügte es, daß ihn dasselbe freisprach. Die Heiden verehrten darin den Urtheilspruch ihrer Götter und ließen den Heiligen unangetastet ziehen.

Willehad folgte auch dem Worte, das sein göttlicher Herr und Meister zu seinen Aposteln spricht: Wo man euch nicht aufnimmt, noch euern Worten Gehör gibt, gehet heraus von solchem Hause oder solcher Stadt und schüttelt den Staub von euern Füßen, und zog von dannen, dem Mittag zu, nach einer andern Landschaft mit Namen Thrianta (Drenthe, zum Sprengel von Utrecht gehörig, im südwestlichen Theile von Westphalen). Dorten verweilte er längere Zeit und brachte eine sehr große Anzahl Heiden zum Glauben und zur Taufe, und lehrete sie halten, was Glauben und Taufe gebieten. Und die Ungläubigen selbst begannen den Wandel der Gläubigen zu achten und ihren eigenen Wandel zu verabscheuen, und Alles bereitete sich, dem Rufe zu folgen: „Thut Buße, denn das Himmel-

reich ist nahe!“ und der Ermahnung nachzukommen: „Die Nacht ist hingegangen, der Tag ist angebrochen. So lasset uns denn ablegen die Werke der Finsterniß, und anlegen die Waffen des Lichts! Lasset uns ehrbarlich wandeln wie am Tage, nicht in Fraß und Völlerei, nicht in Ausschweifung und Unzucht, nicht in Zank und Neid, sondern lasset uns anziehen den Herrn Jesum Christum!“ Da überhoben sich etliche Schüler des Heiligen und vergaßen die Worte des Herrn: „Siehe, ich sende euch wie Schafe unter die Wölfe! So seid denn klug wie die Schlangen, und einfältig wie die Tauben!“ Sie begannen in ihrem Feuereifer allenthalben die Heiligthümer der Heiden zu zerstören. Nun aber fielen diese wuthentbrannt über sie her, und Einer drang mit gezücktem Schwerte auf Willehad ein und wollte ihm das Haupt abschlagen. Allein der Mann Gottes hatte eine Kapsel mit Reliquen an sich hängen und das Schwert schnitt nun bloß den Riemen durch, an welchem die Kapsel hing, den Hals selbst aber verletzte es nicht. Darob erschraken die Ungläubigen und fingen zu zittern an vor der Rache des Christengottes, und ließen nunmehr die Glaubensboten in Frieden.

Mittlerweile war der Ruhm Willehad's bis zu den Ohren Karl's, des glorreichen Königs der Franken, gedrungen. Derselbe rief ihn zu sich an sein Hoflager — es war im Jahre 781 — und besprach sich mit ihm über die Bekehrung des Sachsenvolkes, die ihm so ganz besonders am Herzen lag, und ließ sich mit der größten Aufmerksamkeit seine Lehrweise aus einander setzen. Und wie er nun die Reinheit seines Wandels und die Festigkeit und Treue seines Glaubens erkannte, sandte er ihn

zu den Sachsen in den Gau Wigmodi am östlichen Ufer der untern Weser und der Wümme, den Mittelpunkt des nachmaligen Bisthums Bremen, um daselbst im Auftrage des Königs Kirchen zu bauen, das Evangelium zu predigen und der Bevölkerung den Weg zum ewigen Leben zu zeigen. Willehad übernahm das Amt in Demuth und verwaltete es mit der größten Pflichttreue. Er bereiste rings umher seinen ganzen Sprengel und bekehrte durch seine Predigt Viele zum Glauben, und bauete Kirchen und verordnete Priester für dieselben, und diese spendeten dem Volke freigebig die Lehren des Heils und die Gnade der Taufe. Im zweiten Jahre nach seiner Ankunft gelobten sowohl die Sachsen als die in der Umgegend wohnenden Frisen insgesammt das Christenthum anzunehmen; und dieß geschah denn auch im Jahre der Erlösung 781, im vierzehnten der Regierung Karl's.

Da erhob der furchtbare Widukind im folgenden Jahre (782) zum letzten Male die Fahne der Empörung gegen den großen Frankenkönig, und eine blutige Verfolgung erging über alle Gläubigen, besonders aber alle Glaubensprediger. Willehad sah sich zur Flucht gezwungen. Er entkam zu Schiffe glücklich nach Utrecht. Die Sachsen aber löschten nun ihren Blutdurst mit um so heißerer Gier im Blute seiner Mitarbeiter und Anhänger. Sie erschlugen den Priester Folkard sammt dem Grafen Emmig in der Landschaft Leri (an beiden Ufern der Hunte, in der Gegend von Delmenhorst), einen gewissen Benjamin in Ubriustri (dem obern Theile des heutigen Rustringer Landes, im Großherzogthum Oldenburg, zu beiden Seiten der Jahde), ferner einen Geistlichen mit Namen Atreban im Thiatmaresgau (Ditmarschen), endlich einen gewissen Gerwal und andere Christen in

Bremen. Noch lange nach diesen Greuelthaten raste der Sturm der Verfolgung bei den abtrünnigen Sachsen.

Willehad verweilte nur kurze Zeit zu Utrecht. Es drängte ihn nach dem Grabe der beiden Apostelfürsten. Er vereinigte sich mit seinem Freund und Mitarbeiter, dem heiligen Liudger, und dessen Bruder Hildegrim, die er beide in Utrecht traf, zu einer Pilgerfahrt nach Rom. Auf dem Wege dahin sprachen die Männer Gottes bei einem Sohne Karl's des Großen, Pipin, dem Könige der Longobarden, ein. In der Hauptstadt der Christenheit angekommen empfahl Willehad sich und die ganze Schaar der Gläubigen inbrünstig und andachtsvoll der Gnade des Herrn. Insbesondere betete er für Diejenigen, deren ewige Wohlfahrt ihm am nächsten am Herzen lag, auf daß nicht etwa seine junge Pflanzung im Sachsenlande ganz zertreten nnd vernichtet werden möchte. Auf dem heiligen Stuhle Petri saß dazumal Hadrian I. (772 bis 795), der innige Freund Karl's des Großen. Willehad stellte sich und seine Lage ihm vor und fragte ihn in Demuth, was er thun sollte. Der Papst rieth ihm, getrosten Muthes in die Nähe der Frisen und Sachsen zurückzukehren, und dort an einem sichern Zufluchtsorte auf der Grenze des fränkischen Reiches in ruhiger Stille die Stunde abzuwarten, die ihn zu seiner verwaisten Herde zurückrufen würde. Der Heilige folgte diesem Rathe und kehrte gestärkt und freudigen Herzens in's Reich der Franken zurück und nahm seinen Aufenthalt in Afternacha (Epternach), sammelte daselbst seine durch die Verfolgung zerstreuten Schüler wieder um sich und sprach ihnen Trost ein und ermahnte sie auszuharren in der Treue gegen Denjenigen, der da treu gewesen bis zum Tode, ja bis zum Tod am Kreuze.

Zwei Jahre lang weilte er zu Afternacha, in stiller Verborgenheit für das Heil seiner Seele und die Seelen Aller, die ihm der Herr übergeben hatte, betend und wirkend ohne Unterlaß. Da sagte ihm der Geist des Herrn, seine Stunde sei nun gekommen. Und er machte sich auf und ging zu König Karl, der mittlerweile das ganze Sachsenland seiner Herrschaft wieder unterworfen hatte und sich nun in der Veste Eresburgh (dem heutigen Stadtberge) an der Diemel aufhielt, und schilderte ihm den brennenden Eifer, welcher ihn treibe, den Frieden des Evangeliums zu verbreiten, und bat ihn um Auftrag und Sendung zu diesem heiligen Werke. Karl befahl ihm, in Christo Namen den Sprengel wieder aufzusuchen, den er zu bilden angefangen, und gab ihm zur Unterstützung bei seiner Arbeit und zum Unterhalte für seine Gehülfen eine Abtei auf altchristlichem Boden, das Kloster Justina in Franken (Mont-Jutin im Oberburgund), zu Lehen.

Voll freudiger Zuversicht zu Gott kehrte der gute Hirte zu seinen verlorenen Schafen zurück und sammelte sie wieder zu seinem Hirtenstab, und verkündigte wieder allem Volke laut und eifrig die Lehre Christi, und stellte die zerstörten Kirchen wieder her und verordnete bewährte Männer für sie, den Menschen den Weg des Heiles zu weisen. Und also gelangte unter dem Segen des Herrn das Volk der Sachsen noch in demselben Jahre (785) wieder zu dem Glauben, um die es durch die Ränke des Teufels betrogen worden war. Selbst Widukind, der Urheber des Abfalls, unterwarf sich dem Sieger Karl und erlangte die Gnade der Taufe.

Als nun die Sachsen, obwohl gezwungen, den trotzigen Nacken unter das sanfte Joch Christi gebeugt hatten und Alles zum Frieden gebracht schien, ließ der große Franken-

könig Karl den Knecht Gottes Willehad in Worms, wo er gerade sein Hoflager hatte, am 13. Juli (787) zum Bischofe weihen und bestellte ihn zum Seelenhirten über Wigmodi (die Umgebung von Bremen), Laren (die Landschaft Leri oder der Laregau), Riustrien (das heutige Rustringer Land, den nördlichen Theil der Halbinsel zwischen den Mündungen der Weser und Ems), Asterga (Ostringien, gleich dem vorigen im Großherzogthum Oldenburg, zwischen dem Rustringer und Wanger Lande), Nordendien (Nordendi, die Umgebung der Stadt Norden im nordöstlichen Theile Ostfriedlands) und Wanga (das heutige Wanger Land im Jeverschen Kreise von Oldenburg), um die Bevölkerung dieser Gaue in bischöflicher Hoheit zu leiten und zu regieren.

Die Erhebung Willehad's zur bischöflichen Würde war, wie unsere Quelle weiter berichtet, deßhalb so lange verschoben worden, weil das widerspenstige Volk der Sachsen durchaus nichts von einem bischöflichen Regimente wissen wollte, hatte es sich doch selbst gewöhnliche Priester nur mit dem äußersten Widerstreben und nur auf kurze Zeit gefallen lassen. Aus diesem Grunde wirkte der Heilige sieben Jahre zuvor, obwohl er zum Oberhirten ernannt war und Alles selbstständig anordnete, nur als Presbyter. Nun er aber die bischöfliche Weihe empfangen hatte, verdoppelte er seinen Eifer und bemühte sich in erhöhtem Maße, Allen ein Vorbild und Führer zu werden auf dem Wege des Heils, er bewährte durch die That, was er mit dem Munde predigte. Seine Nahrung bestand in Brod und Honig, Gemüse und Obst; Wein und Meth, überhaupt alle berauschenden Getränke mied er; auch des Fleisches und selbst der Milch enthielt er sich, nur in den letzten Jahren seines Lebens aß er aus Gehorsam gegen

den Statthalter Christi, der es ihm um seiner Körperschwäche willen befohlen hatte, zuweilen Fische. Täglich brachte er unter vielen Thränen und mit völlig zerknirschtem Herzen das heilige Meßopfer dar, und unabläßig las und forschte er in der Schrift, besonders in den Psalmen, deren er täglich wenigstens einen feierlich absang. Karl der Große schenkte ihm deßhalb einen prächtigen lateinischen Psalter, den er selbst von dem Papste Hadrian zum Geschenke bekommen hatte. Ueber achthundert Jahre lang wurde diese kostbare, mit großen Goldbuchstaben geschriebene Handschrift in der Domkirche zu Bremen aufbewahrt und an hohen Festtagen dem Volke gezeigt. Jetzt befindet sie sich in der kaiserlichen Bibliothek zu Wien.

Mehr als einmal im Jahre machte der heilige Bischof die Runde durch seinen ganzen Sprengel und predigte und taufte und firmte und führte die Verirrten zurück auf den Weg des Lebens. Seinen Sitz nahm er in der Stadt Bremen. Dort erbaute er ein Gotteshaus, zwar nur aus Holz, aber von wunderbarer Schönheit. Diese seine bischöfliche Kirche weihte der Heilige am Sonntage dem 1. des Novembermondes 789, unter Anrufung des heiligen Petrus zu Ehren unsers Herrn Jesu Christi. Bald darauf begab er sich im Dienste Gottes nach einem im Frisenlande gelegenen Orte seines Sprengels mit Namen Bleccateshem (Blexem an der Weser, unterhalb Vegesack, wo noch heute ein Brunnen seinen Namen führt). Dort ward er von einem heftigen Fieber befallen, dessen Glut mit jedem Tage zunahm und seinen Begleitern zuletzt jede Hoffnung auf seine Genesung raubte. Da trat Einer derselben, mit Namen Egisrik, der mit dem Heiligen vertraulicher zu reden pflegte, an sein Sterbelager und sprach in Thränen ausbrechend: „Scheide doch

nicht so schnell von Denjenigen, die du erst vor Kurzem dem Reiche Gottes gewonnen hast; verlaß nicht so früh die Gemeinde, welche dir der Herr in die Hut gegeben, auf daß die Herde, die noch so schwach im Glauben ist, nicht den Bissen der Wölfe preisgegeben werde. Beraube uns, deine demüthigen Schützlinge, nicht so bald deiner heilig-reinen Gegenwart, auf daß wir nicht umherirren wie Schafe ohne Hirten." Tief ergriffen antwortete der Mann Gottes: „Mein Sohn, rufe mich nicht zurück vom Anschauen meines Herrn und Meisters, schildere mir nicht länger mit klagenden Worten die Last des zeitlichen Daseins. Ich wünsche nicht länger zu leben und habe keine Furcht vor dem Tode, ich bete nur zu Gott, den ich stets von ganzer Seele geliebt, dem ich mit voller Hingebung gedient habe, er möge mir in seiner Güte und Milde meine Bemühungen lohnen, wie ihm beliebe; die Schafe aber, die er mir anvertraut hat, übergebe ich seiner Obhut. Seine Kraft war es ja auch allein, die mich beseelte, wenn ich etwas Gutes zu wirken vermocht habe. Seine Güte wird auch euch nicht verlassen, denn alle Lande sind voll seiner Barmherzigkeit."

Also richtete in frommer Ergebung der Mann Gottes seine Blicke jederzeit nach oben und sandte ohne Unterlaß sein Gebet zum Himmel. Er entschlief in Christo, dem Herrn, am Sonntage, dem 8. des Novembermondes (789). Von allen Seiten eilte das Volk herbei und begleitete die Leiche unter Psalmengesang nach Bremen, wo sie mit der größten Feierlichkeit in der von ihm erbauten Kirche zu St. Peter beigesetzt wurde. Sein Nachfolger Willerich, der diese Kirche abbrach und eine steinerne an ihre Stelle setzte, ließ sie bei dieser Gelegenheit nach einer auf der Südseite des Domes von ihm erbauten Kapelle bringen,

die nun den Namen Willehad's-Kapelle erhielt, Ansgar aber die heiligen Gebeine wieder an ihre alte Ruhestätte, in den Petersdom zurückführen. Jene Kapelle brannte später ab, Erzbischof Unwan (1013—1029), führte sie wieder neu auf. Im fernern Verlaufe der Zeit aber vertauschte sie ihre hohe Bestimmung gegen eine niedere, sie wurde zu einem Hopfenlager benutzt, und heutzutage sehen wir ihren Unterbau in einen Weinkeller, ihren Oberbau in eine Wohnung umgewandelt. Ihr Name aber, der Name des ersten Bischofs von Bremen, hat sich in einem Brunnen erhalten, der zwischen ihr und der Domkirche steht, dem noch jetzt sogenannten Willhadibrunnen.

Der heilige Liudger,

ein geborener Frise, bildete das erste Glied von der Kette der einheimischen Geistlichkeit des Landes. Die Familie, welcher er angehörte, zählte zu den vornehmsten Geschlechtern. Sein Großvater Wursing, noch als Heide ein Mann nach dem Herzen Gottes, lebte in den Tagen des Königs Ratbod und wurde eben so sehr wegen seiner Mildthätigkeit, als wegen seiner Redlichkeit und Rechtlichkeit von allem Volke verehrt, vom Könige aber, dem er nicht selten die Wahrheit sagte, in demselben Maße gehaßt. Sein größtes Verbrechen war in den Augen des Letztern, daß er an dem Frankenherrscher Pipin von Heristal mehr zu bewundern fand, als an dem Frisenfürsten Ratbod — Grund genug zum schwarzen Verdachte. Wursing war seines Lebens nicht mehr sicher. Er floh mit seiner Familie zu dem Sohne Pipin's, Grimoald, dem Hausmeier von Neustrien. Dort ließ er sich taufen und dort blieb er bis zum Tode seines Verfolgers. Nach diesem Ereignisse, wohl noch im Jahre 719 selbst,

kehrte er in sein Vaterland zurück und nahm seinen Sitz auf einem Gut in der Nähe von Utrecht mit Namen Swahsna, das ihm Karl der Hammer verlieh, um der Glaubenspredigt, die ihren Herd in Utrecht aufgeschlagen, einen kräftigen Schirmherrn an die Seite zu stellen. Dieser Absicht entsprach Wursing denn auch in vollem Maße; er machte sein Haus zu einem Herde der Glaubensverbreitung, alle Sendboten des Evangeliums, namentlich Willebrord und Bonifacius, gingen in demselben aus und ein. Seine beiden Söhne, Nothgrim, der Erbe seiner Besitzungen bei Utrecht, und Thiatgrim, der Erbe eines Gutes an der nördlichen Küste, in der Nähe von Dockum, erbten auch seine Tugenden, insbesondere seinen Glaubenseifer. Letzterer, durch den ihm zugefallenen Antheil dazu berufen, dem nördlichen Frisenlande zu sein, was sein Bruder dem westlichen war, ein Johannes, welcher dem Herrn den Weg bereitete, vermählte sich mit einer an Adel des Geschlechts und der Gesinnung ihm ebenbürtigen Tochter christlicher Eltern, mit Namen Liafburg. Sie wurde die Mutter Liudger's, um's Jahr 745.

Der Vater dachte das Knäblein wohl zu einem Kriegsmanne heranzuziehen, denn Liudger, richtiger geschrieben Liutger, der Name seiner Wahl, ist zusammengesetzt aus den beiden Worten „Liut“ und „Ger“; „Liut“ aber, das noch in unserem heutigen „Leute“ erhalten ist, besagt so viel als „Mann“, und „Ger“, das französische „guerre“, verwandt mit dem deutschen „Wehr“, so viel als „Krieg“. Allein als eifriger Christ mag er den Namen auch im höhern Sinne aufgefaßt und den Begriff eines Streiters Christi damit verbunden haben. Zu einem solchen, zu einem Streiter Christi hatte sich der Herr

unsern Liudger in seinem ewigen Rathschlusse ausersehen. Denn sichtbar behütete und bewahrte ihn die göttliche Vorsehung schon vor seiner Geburt. Der Vater Liafburg's, Nothrad, ein frisischer Häuptling, hatte lange in glücklichster Ehe mit der Tochter eines andern Großen seines Vaterlandes, Adelburg, gelebt, und der Himmel diese Verbindung mit acht Töchtern gesegnet. Die Familie, besonders aber Nothrad's Mutter, eine verstockte Heidin, wartete immer vergeblich auf einen männlichen Erben, und als nun diese Hoffnung in einem neunten Kinde, eben unserer Liafburg, abermals zu Schanden wurde, gab der Teufel diesem Weibe den Gedanken in's Herz, der neugeborenen Enkeltochter einen Knaben zu unterschieben. Eine Bestimmung des heidnisch-germanischen Rechtes, die sogar noch in das frisische Gesetz überging, welches Karl der Große zusammenstellen ließ, gestattete die Tödtung der Kinder, so lange sie noch keine Nahrung zu sich genommen hatten. Dieses Recht gedachte sich die böse Großmutter zu Nutzen zu machen. Sie nahm das Neugeborene seiner bewußtlosen Mutter von der Seite und übergab es einem Knechte mit dem Befehle, es insgeheim zu ertränken. Der trug das Kind zu einem abgelegenen Teiche und warf es in's Wasser. Das arme Würmchen schrie, daß es einen Stein hätte erbarmen mögen. Eine Frau, die in der Nähe wohnte, hörte es und flog auf die Stelle zu, von welcher das Wimmern ausging. Mit den Sitten ihres Volkes und den Verhältnissen der Familie bekannt, wußte sie im Augenblicke, was da vorging. Ehe es der Knecht verhindern konnte, riß sie das Kind aus dem Wasser und eilte mit demselben schneller als der Wind ihrer Hütte zu, verriegelte die Thüre hinter sich, tauchte einen Lappen in Honig und steckte denselben dem Kinde in den Mund.

Das Alles war das Werk eines Augenblicks. Es war aber kaum vollbracht, als der Knecht von seiner Ueberraschung zurückgekommen, vor der Thüre stand und Einlaß begehrte. Die Frau öffnete. Er forderte sein Opfer zurück. Aber dessen Retterin deutete auf den Honiglappen, an welchem das arme Würmchen begierig sog, und die Macht des Zaubers war gebrochen, das Kind durfte nicht mehr getödtet werden. Der Knecht brach in Scheltworte und Drohungen aus, er fürchtete gar sehr den Zorn seiner Herrin. Aber die Frau wußte ihn zu beruhigen. Sie versprach ihm, keinem Menschen ein Sterbenswörtchen von dem Vorfalle zu sagen und das Kind bis zum Tode seiner bösen Großmutter in aller Heimlichkeit als ihr eigenes aufzuziehen. Dies geschah denn auch, Liafburg trat erst, nachdem Diejenige gestorben war, welche ihr nach dem Leben gestanden, in das elterliche Haus zurück, von dem sie später Thiatgrim, der zukünftige Vater unsers Heiligen, zum Altare führte.

In ähnlicher Weise wachte die göttliche Vorsehung über Liudger selbst, noch bevor er das Licht der Welt erblickte. Es war, als ob die Hölle ihre ganze Macht aufböte, dem Kinde, in welchem sie den künftigen Helden fürchtete, der sie aus ihrer Hauptveste treiben könnte, den Eintritt in die Welt abzuschneiden. Seine Mutter stieß sich kurze Zeit vor seiner Geburt einen spitzen Pfahl in die Seite, und sie und die Frucht ihres Leibes schienen verloren. Aber der Schreck war größer, als die Verletzung, doch schon der Schreck hätte sie tödten können, wären sie nicht von Ihm bewahrt worden, ohne dessen Willen kein Haar von unserem Haupte fällt. Wenige Tage darnach erblickte Liudger das Licht der Sonne in voller Gesundheit.

Die Jahre der Kindheit verlebte der künftige Apostel

des Frisen- und Sachsenlandes im Hause seiner gottseligen Eltern und im Umgange mit ihnen und ihren Freunden, besonders den Glaubenspredigern, die in demselben aus- und eingingen. „Ich habe“, sagt er in seinem Leben Gregor's von Utrecht, „den Erzbischof und Märtyrer Bonifacius noch mit eigenen Augen gesehen, als einen Greis mit weißen Haaren, gebeugt vom Alter, aber reich an Tugenden und Verdiensten.“ Mit besonderer Lust sah er diesen verehrten Gästen seines Vaters zu, wenn sie schrieben, und zeichnete selbst Figuren, die er ihrer Schrift nachbildete, auf Birkenbast, dessen man sich dazumal zur Beleuchtung bediente, heftete dann die einzelnen Blätter der Länge nach an einander, rollte die Streifen auf, wie man das Pergament aufzurollen pflegte, und brachte dann diese Rollen seiner Wärterin mit der Bitte, dieselben aufzubewahren. Wenn ihn Jemand fragte, was er treibe, konnte er antworten: „ich mache den ganzen Tag Bücher oder schreibe oder lese;“ und auf die weitere Frage, wer ihn das gelehrt hätte, antwortete er: „Gott.“

Schreiben und Lesen war dazumal ausschließlich Sache der Geistlichkeit. Zum Geistlichen also fühlte sich der junge Liudger berufen, und seine Eltern, die in Allem den Willen Gottes zu dem ihrigen machten, priesen sich darob nur um so glücklicher und baten den heiligen Gregor, er möchte den vielversprechenden Knaben in seine Stiftsschule zu Utrecht aufnehmen, um ihn zum Dienste der Kirche heranzubilden. Der Abtbischof willfahrte dieser Bitte mit der freudigsten Bereitwilligkeit. Er konnte sich keinen bessern Schüler, und dieser sich keinen bessern Lehrer wünschen. „Gregor pflegte — also erzählt Liudger selbst in seinem Leben dieses herrlichen Mannes — des Morgens sich bald zu diesem bald zu jenem von uns Zöglingen hinzusetzen,

ein vertrauliches Gespräch mit ihm anzuknüpfen und ihm darin von der heiligen Liebe mitzutheilen, von welcher seine eigene Seele erfüllt war. Weit mehr noch aber als die Rede wirkte auf uns das Beispiel dieses hochehrwürdigen Mannes, der das Evangelium nicht bloß mit dem Worte, sondern auch mit dem Werke predigte. Wenn man in seiner Person alle Tugenden strahlen sah, auf denen das Wohlgefallen Gottes ruht, wenn man gewahrte, wie er die heilige Armuth liebte und eben so karg gegen sich selbst, als freigebig gegen Andere war, wie er nichts begehrte, als die tägliche Nahrung und die nothwendigste Kleidung, und darauf bedacht war, daß er stets noch so viel übrig behielt, um Diejenigen zu kleiden, welche halbnackt einhergingen, wie er des Goldes und Silbers nur so viel behielt, als der unerläßliche Bedarf der Kirche erforderte, — wenn man das Alles mitansah und so recht in's Auge faßte und in's Herz drückte, wahrlich, da glaubte man den Herrn selbst noch im Fleische wandeln zu sehen, und die Worte aus seinem Munde zu hören: komm und folge mir nach! Und unwiderstehlich fühlte man sich zu ihm hingezogen, daß man nicht anders konnte, als in seine Fußtapfen treten." Also geschah wenigstens dem frommeu Liudger, er trat in Allem in die Fußtapfen seines heiligen Meisters. Darum liebte ihn aber auch dieser wie einen Sohn, und alle seine Mitschüler liebten ihn wie einen Bruder, verehrten ihn aber auch zugleich wie einen Heiligen, und so sehr er auch in allen Tugenden und Kenntnissen über sie hervorragte, blickte doch kaum Einer scheel auf seine Bevorzugung; denn er war demüthig und sanftmüthig von Herzen, und Neid und Mißgunst sahen sich den Weg zu ihm abgeschnitten.

Um's Jahr 765, das siebente seines Aufenthaltes zu Utrecht, wurde Liudger feierlich in den geistlichen Stand eingekleidet. Zur Ertheilung der Weihen selbst aber war Gregor als bloßer Presbyter nicht berechtigt. Liudger mußte sie sich anderswo ertheilen lassen. Die Geschichte der Kirche von Utrecht, deren Keime auf den heiligen Erzbischof Wilfrid zurückwiesen, deutete nach York, wo auch Suitbert seine Sendung geholt hatte. Wenn man freilich die Kapelle, welche schon Dagobert I. in Utrecht errichtet hatte, als ihre Wiege betrachtete, so gehörte sie zu Cöln, denn diese Kapelle hatte ihr königlicher Stifter dem Bischofe von Cöln übergeben. Aber wie Bonifacius unwidersprechlich nachgewiesen hatte, war das Anrecht des bischöflichen Stuhles von Cöln erloschen, denn der letztere hatte die Bedingung nicht erfüllt, an welche die Uebergabe geknüpft war, ja er hatte die Kapelle ganz eingehen lassen, die Kirche von Utrecht mußte neu geschaffen werden, und eben von York aus wurde sie neu geschaffen, sie war somit als Tochteranstalt von York anzusehen. York aber mußte die Augen des lernbegierigen Liudger um so mehr auf sich ziehen, als eben dazumal der allgefeierte Alkuin die dortige Münsterschule leitete, die sich noch eines größern Ruhmes erfreute, als selbst die Münsterschule zu Utrecht. Nun traf es sich aber vermöge besonderer Fügung der Vorsehung, daß gerade um diese Zeit ein Geistlicher aus England, mit Namen Alubert, im Stifte von Utrecht erschien und von Abt Gregor bei dem großen Werke der Einführung des Christenthums in den noch heidnischen Strichen des Frisenlandes verwendet zu werden begehrte. Gregor erkannte vermöge seines Scharfblickes sogleich seinen Mann, und bot demselben, nachdem er ihn hinreichend erprobt hatte, die Stelle eines Weih-

oder Chorbischofes in seinem Sprengel an. Der Fall mit Liudger, dem er die Weihen so gern an Ort und Stelle hätte ertheilen lassen, hatte ihm das Bedürfniß eines solchen auf's Neue nahe gelegt. Alubert ging von ganzem Herzen auf den Vorschlag ein, wollte sich aber zuvor von seinem heimathlichen Bischofe die Weihe ertheilen lassen, welcher er zur Vornahme bischöflicher Verrichtungen bedurfte. Gregor war damit einverstanden und machte Liudger'n und einem andern seiner Schüler, mit Namen Sigbod, der ebenfalls die Weihen empfangen sollte, den Vorschlag, den angelsächsischen Priester nach England zu begleiten. Nichts konnte unserem Heiligen erwünschter kommen. Er blieb ein ganzes Jahr lang zu York, und als er zum Diaconus geweiht in sein Vaterland zurückkehrte, schien es bloß zu geschehen, um seinen beiden Reisegefährten, von denen der eine zum Bischof, der andere zum Presbyter geweiht worden war, das Vergeltungsgeleite zu geben und auf längere Zeit von den Seinigen Urlaub und Abschied zu nehmen. Doch erst nach langem Widerstreben und mit blutendem Herzen gaben diese endlich seinem Drängen nach. Sein geistlicher Vater glaubte sich noch weniger von ihm trennen zu können, als sein leiblicher.

So begab sich denn Liudger um's Jahr der Gnade 770 zum zweiten Male in das Vaterland der Glaubenspredigt und lag nun unter der Leitung seines Lehrers und Freundes Alkuin mit unermüdetem Fleiße und in stetem Hinblicke auf den Beruf des Glaubensboten den göttlichen und menschlichen Wissenschaften ob. Drei Jahre und sechs Monate verweilte er, ein Musterbild der Musterschule, und darum ein Feund und Liebling sowohl der Lehrer und insbesondere Alkuin's selbst, als der nach dem gleichen

Ziele ringenden Zöglinge. Da schickte die göttliche Vorsehung, wie einen Blitz aus heiterem Himmel, einen jener entscheidenden Vorfälle, worin sie, besonders im Schicksalsgange ihrer auserwählten Werkzeuge, von Zeit zu Zeit mit rascher Hand das Steuer des menschlichen Einzellebens wendet. Frisische Kaufleute, die sich ihrer Ausbildung wegen in York aufhielten, bekamen eines Tages Streit mit dem eingeborenen Adel, der zu gleichem Zwecke die Hochschule besuchte. Von Worten kam es zu Thätlichkeiten und ein unseliger Schlag streckte einen angelsächsischen Grafen todt zur Erde. Von diesem Augenblicke an war kein Frise seines Lebens mehr sicher, wo er ging und stand, heftete sich die Blutrache an seine Fersen. Alkuin, welcher „lieber selbst sterben, als seinen geliebten Sohn in Lebensgefahr wissen wollte", drängte unsern Liudger um so angelegentlicher zur Flucht, als der König den Befehl erließ, daß alle Frisen unverzüglich Stadt und Land räumen sollten. Der arme Jüngling wußte sich kaum zu fassen. Die Trennung von seinen Freunden und seinen Studien war ihm Trennung des Leibes von der Seele, war ihm Tod. Aber jeder Augenblick des Verzuges drohte ihm und der ganzen Anstalt Verderben. Da wurde in dem Dunkel dieser Gewitternacht auf einmal der Gedanke in in ihm licht, etwa in einem andern Kloster Englands so lange sich verborgen zu halten, bis die Aufregung der Gemüther sich gelegt haben würde und der ganze Vorfall vielleicht der Vergessenheit anheimgefallen wäre. Begeistert trug er diesen Gedanken dem geliebten Meister vor, aber dieser liebte ihn zu sehr, um die Sicherheit seines Lebens einem so unsichern Mittelwege anzuvertrauen. Er verpflichtete ihn bei dem Gelübde des Gehorsams, das schwere Opfer zu bringen, und stellte ihm einen seiner Mitschüler,

einen Diaconus, der sich eben zu einer Reise nach Rom anschickte, zur Seite mit dem Auftrage, dem geliebten Jünglinge bis zu ihrer Ankunft in Utrecht nicht mehr von der Seite zu weichen.

Es war im Spätherbste des Jahres 774, als Liudger wieder in die Arme seines verehrten Vaters Gregor zurückkehrte, gerade noch zu rechter Zeit, um dessen letzte Monate mit dem milden Glanze der Hoffnung zu verklären, die er selbst erweckte. Unaussprechliche Wonne erfüllte den hochverdienten Greis bei dem Anblicke des allversprechenden Jünglings, in welchem er gleichsam seine eigene Jugend verklärt wiederkehren sah. Er hing mit ganzer Seele an den geliebten Zügen, aus welchen eben so viel Weisheit als Demuth, eben so viel Geist als Seele und Seligkeit blickte, und er konnte sich nicht satt lesen an den Briefen und Zeugnissen, die der treffliche Jüngling mitbrachte, und er las sie immer wieder und wieder und verglich ihren Inhalt mit dem Sigel, welches er in dem theuern Antlitze abgedrückt sah, und konnte sich nicht satt sehen an dem kostbaren Bücherschatze, der als Geschenk seines hochverehrten Meisters eine zweite Bestätigung des Inhaltes dieser Papiere war. Gregor wurde, wie sich der Leser erinnert, am 25. August 775 zur Empfangnahme seines Erbes in die Welt der Vergeltung abgerufen. Noch in demselben Jahre schickte sein Nachfolger Alberich unseren Liudger nach Deventer, auf daß er allda die ein Jahr zuvor von den Heiden zerstörte Kirche, die Begräbnißstätte ihres 773 gestorbenen Erbauers Lebuin, wiederherstellen sollte. Er that es im Aufblicke zum Herrn, und der Herr segnete sein Werk und schützte den Bau, die heutige Kirche zu St. Marien und St. Lebuin, vor abermaliger Zerstörung und gab ihm in wiederholter Erneuerung, der

durchgreifendsten im Jahre 1416, nach und nach die hohe Vollendung, die wir jetzt an ihm bewundern. Das Haus Gottes war wieder aufgerichtet; nun galt es aber auch, die Häuser der Götzen niederzureißen. Nördlich und nordöstlich von Deventer hatte sich trotz aller Bemühungen der Glaubenspredigt das Heidenthum bis dahin noch immer im Besitze der Herrschaft zu behaupten gewußt. Liudger löste auch diese gefährliche Aufgabe mit der ihm eigenen Vorsicht und Besonnenheit glücklich, indem er immer die nöthigen freundlichen Belehrungen der neubekehrten, noch schwachgläubigen Christen mit der schonendsten Entfernung der örtlichen und sächlichen Erinnerungen an ihr früheres Heidenthum zu verbinden wußte. Die Schätze der vormaligen Götzentempel wurden zu zwei Dritttheilen an die königliche Schatzkammer und zu einem Dritttheile dem Stifte Utrecht zu kirchlichem Gebrauche abgeliefert, und von letzterem sofort zur Erbauung, Wiederherstellung und Ausstattung christlicher Kirchen und zu andern Mitteln der Verbreitung und Befestigung des Glaubens verwendet.

Im Frühlinge des Jahres 777 von dieser Sendung zurückgekehrt bereitete sich Liudger noch eine Zeitlang in stiller Verborgenheit mit Gebet, Betrachtung und Abtödung auf den Empfang der Priesterweihe vor, zu dem er sofort noch im Herbste desselben Jahres nach Cöln reiste. Sein väterlicher Freund, der Nachfolger Gregor's, Alberich, der wie sein Vorgänger zeitlebens zwar Vorsteher, aber noch nicht ordentlicher Bischof des Stiftes und der Kirche Utrecht war, begleitete ihn dahin, und ließ sich, während jener die Priesterweihe empfing, zum Bischofe weihen. Und nun im Frühlinge des folgenden Jahres begann Liudger's apostolische Wirksamkeit im ganzen Umfange dieses großen Berufes. Sein Oberer, der nunmehrige

Bischof von Utrecht, schickte ihn als Sendboten des Evangeliums in den Ostergo, die Gegend, in welcher Bonifacius gekrönt worden war, und nachher Willehad gewirkt hatte, trennte aber dabei den Schößling nicht ganz vom Stamme, er legte dem Glaubensprediger des Nordens die Pflicht auf, für die drei Herbstmonate seinen Sitz wieder nach Utrecht zu verlegen und während dieser Zeit Unterricht an der dortigen Stiftsschule zu ertheilen.

Sieben Jahre lang bebaute Liudger im nordöstlichen Frisland den Weinberg des Herrn mit rastlosem Eifer, und während er aller Orten pflanzte und begoß, gab der Herr aller Orten das Gedeihen. Die ganze Nordküste vom Flevum bis zur Ems, und darüber hinaus bis zur Wesermündung, wurde während dieses kurzen Zeitraumes, der erstgenannte Strich hauptsächlich durch Liudger's, der letztgenannte durch seines Freundes und Mitapostels Willehad Bemühungen dem Reiche Gottes einverleibt: da brach jener Sturm über die junge Saat herein, von welchem der Leser im Leben Willehad's gehört hat. Wittekind rief im Jahre 782 das gesammte Volk der Sachsen zum allgemeinen Aufstande gegen seinen Dränger und Ueberwinder Karl den Großen auf und riß die ganze Bevölkerung des östlichen Frislandes bis zur Yssel und zum Flevum mit in diesen Aufstand hinein. Liudger sah sich zur Flucht genöthigt. Er zog sich mit seinen Mitarbeitern nach Utrecht zurück; vorher aber traf er Maßregeln, daß seine junge Herde nicht mit einem Male gar aller Seelsorge beraubt würde. Er hatte einen blinden Barden oder Sänger kennen gelernt, mit Namen Bernlef, und demselben durch die Kraft Gottes die Augen nicht nur des Leibes, sondern auch des Geistes aufgeschlossen. Den bestellte er für die Zeit seiner Abwesenheit zu einem ge-

heimen Sendboten, durch welchen er auch von der Ferne aus eine segensreiche Verbindung mit seinen zerstreuten Schafen unterhalten könnte. Er legte den christlichen Müttern die Pflicht auf, ihren Kindern bei eintretender Todesgefahr die Taufe durch ihn ertheilen zu lassen, und wirklich empfingen, so lange Liudger seine Christengemeinde verwaist lassen mußte, achtzehn todtkranke Kinder durch diesen Sänger die Nothtaufe, die Familien aber Zuspruch und Trost, wo sie dessen immer bedurften. Das war ein erster Gewinn, Liudger aber suchte noch einen zweiten aus seiner Verbannung zu ziehen. Er benützte dieselbe zu einer Reise nach Italien und diese Reise zur Anknüpfung einer Verbindung mit dem heiligen Vater, Hadrian I., dem vertrauten Freunde Karl's des Großen, und zu einem Besuche des Mutter- und Musterklosters der Benediktiner zu Monte Casino, wo er bei dem damaligen Abte, einem Landsmanne und Verwandten, mit Namen Theodmar, die liebevollste Aufnahme fand. Sein jüngerer Bruder Hildegrim, der nachmalige Bischof von Chalons an der Marne, und sein Freund und Mitapostel Willehad schlossen sich dieser Reise an, der Letztere aber kehrte, wie der Leser sich erinnern wird, bald wieder nach Deutschland zurück. Liudger und sein Bruder blieben dritthalb Jahre lang in den heiligen Mauern, in welche sie sich verborgen hatten. Sie waren gekommen, um zu lernen, die beste Lehrmeisterin aber ist die Uebung; darum übten sie Alles, was die Klosterordnung den Mönchen vorschrieb, aber sie thaten es freiwillig, sie banden sich nicht durch das Gelübde.

Die Aufständischen wurden nach Gebühr gezüchtigt, und Ordnung und Christenthum im nordöstlichen Frislande wieder hergestellt. Die Hirten konnten zu ihren verlassenen Herden zurückkehren. Der große Sieger hielt nach

vollbrachter That im Jahre 785 das Maifeld zu Padrabrunno (Paderborn) mitten im Schooße des eroberten Landes und traf hier in Berathung mit seinen weltlichen und geistlichen Großen die Maßregeln und Einrichtungen, die sein Zweck, die Vereinigung der neuen Erwerbungen mit dem fränkischen Reiche und dessen bürgerlicher und kirchlicher Verfassung, erheischte. Durch Alkuin, den er mittlerweile in seine unmittelbare Umgebung gezogen und zu seinem ersten Rathgeber erhoben hatte, auf Liudger aufmerksam gemacht, hatte er diesen kurz zuvor aus Italien berufen und zog ihn nun auch zur Besprechung der kirchlichen Fragen, welche auf diesem hochwichtigen Reichstage zu verhandeln waren. Sie betrafen neben der Feststellung der allgemeinen Kirchenordnung insbesondere auch die Feststellung des kirchlichen Regiments, die Gründung eines frisisch-sächsischen Episcopates. Hiebei kam denn natürlich auch die Person unsers Heiligen selbst zur Sprache. Die neuen Erwerbungen, die sächsischen Lande nämlich (bestehend aus den vierApptheilen, einem westlichen, den Wohnsitzen der Westphalen, d. h. des Westvolkes, einem mittlern, den Wohnsitzen der Engern, einem östlichen, den Wohnsitzen der Ostphalen oder Osterleute, und der erst sächsisch gewordenen Nordthüringer, Ostphalens östlichem Grenzstriche bis zur Elbe, und einem nördlichen, den Wohnsitzen der Nordalbinger, d. h. nördlich der Elbe, im heutigen Holstein angesessenen Männer) sowie der östliche Theil des Frisenlandes waren oder wurden vorläufig bloß in Missionsbezirke eingetheilt.

Einer dieser Missionsbezirke war die Gegend, in welcher Liudger vor seiner Vertreibung gewirkt hatte; ein anderer der östliche Grenzstrich des Frisenlandes an der Yssel, der unserem Heiligen unmittelbar nach seiner Rückkehr aus

England übergeben worden war. Beide Bezirke waren von Utrecht aus dem Christenthume aufgeschlossen worden und gehörten deßhalb noch zum Sprengel der bischöflichen Kirche der frisischen Hauptstadt. Nun aber erheischten die Verhältnisse eine neue Eintheilung. Die sächsischen Lande, welche unmittelbar an diese Bezirke grenzten und schon vermöge der natürlichen Beschaffenheit des Bodens mit denselben zusammenflossen, waren zu groß, um sich unter die umliegenden Bisthümer Utrecht, Cöln, Mainz, Würzburg vertheilen zu lassen, sie erforderten als unabweisbares Bedürfniß die Anlegung neuer Bisthümer in ihrem eigenen Schooße, und dazu war eben mit ihrer Eintheilung in Missionsbezirke der Grund gelegt; man durfte nur diese Missionsbezirke zu Bisthümern erheben, oder je nach Umständen zu solchen vereinigen. Geschah aber nun dieses, so wurde das östliche Frisenland, wenn es nicht zu einem eigenen Bisthum erhoben wurde, besser mit dem angrenzenden sächsischen Missionsbezirke zu einem Sprengel vereinigt, als bei der Kirche von Utrecht belassen. Diese neue Ordnung der Dinge nun wurde im Jahre 785 auf dem Reichstage zu Paderborn berathen und angebahnt. Die beiden frisischen Missionsbezirke an der Nordküste und an der Yssel, die unserem Heiligen früher zugetheilt gewesen, bestehend aus den fünf Gauen: Hugmerchi (heutzutage das Humsterland genannt), Humusgo, Fivilgo, Emisgo (Emsgau), und Federitgo (Federgau) wurden von Utrecht losgetrennt und als eigener Sprengel der oberhirtlichen Seelsorge Liudger's übergeben. Der Bischofstuhl von Utrecht war eben durch Alberich's Tod erledigt, um so weniger Widerspruch fand diese Anordnung. Dessenungeachtet aber ließ sie sich vorderhand noch nicht vollständig durchführen. Liudger konnte sich nicht zur An=

nahme der bischöflichen Würde entschließen; er berief sich auf die Forderung des Apostels: „ein Bischof soll ohne Tadel sein", und sprach: wenn Petrus sich als einen sündigen Menschen bekannte, welcher der Nähe des Herrn nicht würdig sei, was soll ich thun? Liudger war ein großer Heiliger, aber seine Größe bestand und ruhte hauptsächlich in seiner Demuth. Doch entziehen glaubte er sich darum der Stelle nicht zu dürfen, zu der er berufen wurde, er übernahm das Oberhirtenamt über die fünf Gaue, aber in der Weise, in welcher sein unvergeßlicher Lehrer, der heilige Gregor, das seinige über das ganze Frisenland geführt hatte, als bloßer Presbyter oder Vorsteher einer Einzelkirche, ausgezeichnet durch die hervorragende Stellung, der er zur Leitung eines ganzen Sprengels zu bedürfen schien. Diese hervorragende Stellung mit den zu ihrer Behauptung erforderlichen Einkünften wies ihm die Alles berechnende Fürsorge des Königs durch seine Ernennung zum Vorstande des reich ausgestatteten Chorherrnstiftes Lotusa, der Wiege der heutigen Stadt Leuze, in Brabant zu. Der Heilige aber nahm von diesen Einkünften nur so viel in Anspruch, als er an den Bedürfnissen seiner verschiedenen Kirchen nicht aus eigenen Mitteln mehr bestreiten konnte, und das ihm zugewiesene Stift stellte sich unter diesem abwesenden Vorstande in jeder Beziehung besser, als es sich unter jedem anwesenden gestellt hätte. Liudger war ihm ein Vater im ganzen Umfange des Wortes, er war es aber nicht nur ihm, er war es Allen und Allen, die ihm der himmlische Vater übergeben hatte, er war Allen der treue Hirte, dessen Bild der Herr im Evangelium zeichnete. „Auf welche Weise", sagt sein zeitgenössischer Biograph Altfridus, „Liudger das Amt eines Verkündigers des Evangeliums ausübte, und wie

die Samenkörner des Glaubens und des ewigen Lebens, die er ausstreute, vom Thau der göttlichen Gnade bewässert in den Herzen so üppig aufsproßten, davon zeugen bis auf den heutigen Tag die Völker, die er dem Reiche Gottes gewann, die Kirchen, die er aller Orten erbaute, die frommen Vereine, die er allenthalben zu Stande brachte. Er entfaltete überall eine solche Wärme des Eifers und eine solche Fülle der Weisheit, daß man deutlich sehen konnte, wie sehr er ein Gefäß der Gnade war. Die siegende Wahrheit, womit er das Evangelium predigte, übte eine so gewaltige Wirkung auf die Heiden, daß ihrer Tausende die heilige Taufe von ihm begehrten, und sein Ruf sich nach allen Seiten hin verbreitete."

Die Bewohner der fünf Gaue hatten bei ihrer Unterwerfung unter den gewaltigen Szepter Karl's des Großen sich zur Annahme des Christenthums bereit erklärt für den Fall, daß ihnen ein Glaubenslehrer gegeben würde, dessen Sprache sie verständen. Diesen Lehrer hatte man ihnen in der Person Liudger's, ihres Landsmannes, gegeben, und sie hatten gehalten, was sie auf diese Bedingung hin versprochen, sie hatten das Christenthum angenommen, und trugen es nun im Herzen, und prägten es aus in der That. Da erkannten die Heiden den Baum des Lebens und das Leben des Baumes an seinen Früchten, und aller Orten, wo der Baum noch nicht gepflanzt war, oder wenigstens noch keine Früchte trug, erwachte das Verlangen, selbst einen solchen Baum zu haben und Früchte von ihm zu gewinnen. Dies war insbesondere bei der Bevölkerung des Eilandes der Fall, das dem heiligen Willebrord auf seiner Rückkehr aus Dänemark bald zum Grabe geworden wäre, des sogenannten Fosetelandes. Der Dienst des Götzen, von welchem es diesen Namen führte,

behauptete zwar noch immer die Herrschaft, aber die Samenkörner der Wahrheit, welche Willebrord ausgestreut hatte, waren nicht alle auf einen Boden gefallen, in welchem sie nicht Wurzel fassen konnten. In der Familie des Häuptlings hatten sich einige Keime des Christenthums erhalten und fortgepflanzt. Diese stellte nun an Karl den Großen die Bitte, den gefeierten Priester Liudgerus für einige Zeit als Lehrer auf ihre Insel zu schicken. Man kann sich denken, mit welcher Bereitwilligkeit der treffliche König auf diese Bitte einging und mit welcher Freudigkeit unser Heiliger der an ihn ergehenden Weisung nachkam. Liudger fing, wie Alles, so auch dieses Werk mit Gott an. Nachdem er gefastet und gebetet, daß ihm der Herr die Herzen des Volkes aufschließen möchte, bestieg er mit etlichen Schülern ein kleines Fahrzeug, das sie nach dem Eilande übersetzen sollte. Das heilige Kreuzbild und etliche Reliquien in den Händen saß er gedankenvoll am einen Ende desselben, über die Art und Weise nachsinnend, wie das Unternehmen anzufangen wäre, und ob ihn der heilige Geist innerlich dazu erleuchten möchte. Der heitere Abendhimmel lag friedlich über der Insel ausgebreitet, in deren Angesicht man sich schon befand, als sich auf einmal eine dichte Finsterniß erhob, die wie ein furchtbarer Rauch aus der Insel aufzusteigen schien und eine Schwärze verbreitete, welcher keine Gewitternacht gleich kam. Alles gerieth in Schrecken. Nur Liudger verlor den Muth nicht und betete um so inbrünstiger zum Herrn. Und siehe, nicht lange, so zogen jene finstern Rauchwolken dahin, und eine so übernatürliche Helle leuchtete auf, daß man hätte glauben sollen, der Himmel habe seine Thore geöffnet, um das Licht der ewigen Seligkeit herabströmen zu lassen; und leicht war dem Heiligen, zu erkennen, daß das Licht der

Wahrheit den Sieg über die Macht der Finsterniß davontragen würde. Die Landung konnte ohne Widerstand ausgeführt werden. Die Aufnahme, welche die christlichen Priester bei den Heiden fanden, konnte keine bessere sein, und der göttliche Geist, der dem Worte des Apostels Leben gab, wandelte so wunderbar schnell die Herzen der Götzendiener um, daß schon nach drei Tagen viele Tausende getauft werden konnten; und zwar geschah dies in derselben Quelle, in welcher einst der heilige Willebrord seine drei Dänen getauft hatte. Eben hier ließ jetzt Liudger ein Bethaus bauen. Der erste Priester, welchen er der jungen Gemeinde vorsetzte, war ein Neubekehrter, und zwar ein Jüngling aus einem der vornehmsten Geschlechter der Insel, der nach dem Empfange der heiligen Taufe so vortreffliche Anlagen zeigte, daß Liudger ihm nach kurzem Unterrichte auf sein inständiges Verlangen schon die heilige Priesterweihe geben konnte.

Dieser über alle Erwartung glückliche Erfolg weckte den Plan im Herzen Liudger's, die Fahne des Kreuzes noch weiter nach Norden zu tragen und den Baum des Lebens auch im Schooße des noch ganz in Todesschatten sitzenden Dänenvolkes zu pflanzen, aber König Karl stemmte sich diesem gefährlichen Unternehmen so entschieden entgegen, daß der Heilige sich gezwungen sah, davon abzustehen. Die unmittelbare Rückkehr in den ihm zugewiesenen Sprengel war um so nothwendiger, als während seiner Abwesenheit der Wolf in seine Herde gefallen war. Der vornehmste Anführer der Sachsen in ihrem hartnäckigen Kampfe für ihre Freiheit und Religion, die Wurzel des Uebels, wie ihn Altfred nennt, als Held aber ein würdiger Gegner Karls des Großen, Widukind, hatte schon im Jahre 785, kurze Zeit nach dem Reichstage von Paderborn, end-

lich die Waffen gestreckt und seinen starren Nacken dem sanften Joche Christi gebeugt. Der Geist der Empörung hatte damit gleichsam seine Seele verloren, er glühte nur noch unter der Asche, und wenn da und dort zuweilen noch einzelne Flammen hervorbrachen, vermochten sie sich doch nicht mehr zu der wilden Lohe zu vereinigen, die, wie früher, auf den Flügeln des Sturmes einherbrauste und alle Werke der ganzen Befestigungslinie des fränkischen Reiches, alle Grenzpflanzungen des Christenthums, in Asche legte. Ein solcher vereinzelter Ausbruch und Einbruch erfolgte während des kurzen Zeitraumes, in welchem unser Heiliger die Fahne des Kreuzes zu den nahegelegenen Inseln der Nordsee trug; und die Flamme der Empörung, angefacht und unterhalten von zwei frisischen Häuptlingen, mit Namen Malvino und Filrat, wüthete mit Sengen und Brennen bereits dermaßen im ganzen Sprengel Liudger's, daß selbst die schleunigste Rückkehr des Oberhirten sie nicht mehr zu löschen vermochte, ja daß er sich genöthigt sah, dem Beispiele der ihm untergebenen Geistlichkeit zu folgen und das Feld seiner bisherigen Wirksamkeit alsbald wieder zu verlassen. Das Schwert des Friedens war abgeschlagen, das Schwert des Krieges mußte an seine Stelle treten, den Christ zu predigen. Es trat an seine Stelle, und der Geist der Empörung verkroch sich wieder unter die Asche, und das Wort des Herrn und die es verkündigten traten wieder an's Licht. Die zerstreuten Herden wurden wieder gesammelt, die eingeäscherten Kirchen wieder aufgebaut, das aufgeschossene Unkraut wieder ausgejätet und erstickt, der Geist Gottes schwebete wieder über den Wassern und wehete wieder durch das Land.

Doch fand es der große Schirmvogt der Kirche für gerathen, der Predigt des frisischen Apostels im Schooße

des Binnenlandes einen stehenden Herd aufzuschlagen, auf daß sich derselbe des Schutzes seiner Vesten und Besatzungen zu erfreuen hätte. Er wählte dazu einen Ort in der Mitte des Landes der Westphalen, der von dieser seiner Lage den Namen Middefeld führte und von demjenigen Theile der Sachsen erbaut worden war, welcher sich den Longobarden bei ihrem Aufbruche aus den bisherigen Wohnsitzen angeschlossen, späterhin aber bei ihrer Niederlassung in Oberitalien wieder von ihnen getrennt hatte und in die ursprüngliche Heimath zurückgekehrt war. Diesen Ort sah König Karl zum ersten Male im Jahre 779 auf einem Durchzuge mit seinem siegreichen Heere, und ließ sofort einen jener zahlreichen Priester, welche dasselbe zu begleiten pflegten, mit Namen Bernhard, von der zeitgenössischen Geschichtschreibung als Abt ohne Angabe eines bestimmten Klosters bezeichnet, zur Pflanzung des Christenthums zurück. Der Ort bestand dazumal aus den vier Höfen Brochvorde, Mimigavorde, Kamvordeshove, Jodeveldeshove und einer Veste mit Namen Thükesburg. Letztere sollte der Glaubenspredigt zum Schutze dienen. Bernhard, dem dieser Missionsbezirk zugewiesen war, starb im Jahre 791. Karl rief unsern Liudger an seine Stelle und vereinigte nun diesen westsächsischen oder westphälischen mit den beiden ostfrisischen Grenzbezirken in Einen Missionssprengel, der seinen Herd und Mittelpunkt in Mimigavorde hatte, aber in zwei Hälften, eine südliche, den Südergau, worin der gemeinschaftliche Missionsherd stand, und eine nördliche, den Nordgau, aus den unserem Heiligen schon früher zugetheilten ostfrisischen Bezirken bestehend, zerfiel.

Alsbald war nun Liudger auf Errichtung einer Haupt- oder Mutterkirche bedacht. Er erbaute sie am rechten Ufer

der Aa auf dem Hofe Mimigavorde, der hievon in der Folge den Namen Bischoping erhielt, und errichtete daneben ein Wohngebäude für die Geistlichkeit, welche an diesem gemeinschaftlichen Herde der Glaubenspredigt nach der Regel des heiligen Chrodegang zusammenleben und zusammenwirken sollte. Die ganze Anstalt erhielt deßwegen den Namen Münster, den noch heute die Hauptstadt Westphalens führt, welche aus diesem Keime hervorwuchs. Mit dieser Münsterkirche verband Liudger zugleich auch eine Münsterschule, nach dem Vorbilde der beiden Anstalten von Utrecht und York, in welchen er selbst zum Priester des Herrn und zum Verbreiter des Glaubens erzogen worden war. Und nun sehen wir unsern Heiligen von diesem Mittelpunkte seiner apostolischen Wirksamkeit aus, nur mit dem Schwerte des Geistes angethan und kaum von zwei oder drei Gehülfen aus seiner Missionsanstalt begleitet, in seinem ganzen Bezirke umherwandern und unerschrockenen Muthes die dichtesten Wälder und ödesten Haiden durchziehen, wir sehen ihn, einen Boten des Friedens und Heiles, das Haupt mit himmlischem Lichtglanze umflossen, den zerstreuten „Vorden" oder Höhlenwohnungen der Eingeborenen nahen, das Kreuz vor denselben aufpflanzen und durch die Süßigkeit seiner Rede Einen derselben nach dem Andern aus dem Dunkel der Nacht an's Licht des Tages hervorlocken und in der nächsten Quelle, welche sich darbot, durch das Bad der Wiedergeburt dem Reiche Gottes hinzuthun, sobald dann seine Predigt irgend Boden gewonnen, an Ort und Stelle, wo er den Samen des göttlichen Wortes ausgestreut, eine Kapelle oder Kirche errichten und dieselbe mit einem ständigen Seelsorger aus seiner Priesterschule versehen. Solcher Taufquellen und Gotteshäuser werden noch heutzutage viele

gezeigt im Westphalenlande. Bei dem Flecken Billerbeck z. B., im heutigen Sprengel von Münster, befindet sich noch ein Ludgeriborn, ein mit Steinen ausgelegtes Wasserbecken, in welchem unser Heiliger seine Neubekehrten getauft hat, und die Kirche des Ortes ist in ihrer ersten Anlage noch ein Werk des großen Apostels; ebenso die Kirche der Stadt Coesfeld und eine zahllose Menge anderer rühren noch von ihm her. Er bedeckte seinen ganzen unermeßlichen Sprengel mit Gotteshäusern. Die Mittel dazu nahm er zum Theil aus seinem Privatvermögen, von dem er sich nur als den Verwalter betrachtete, von Gott dazu aufgestellt, es ausschließlich für das Reich Gottes zu verwenden, zum Theil zog er sie durch die Macht seines Wortes und Beispieles aus der Opferbereitwilligkeit seiner Gläubigen, die er zu der gleichen Anschauungsweise zu erheben verstand. Ein altes Gemälde der Domkirche zu Münster z. B. stellte die Ankunft von Frisen dar, wie sie dem heiligen Paulus, welchem Liudger seine Münsterkirche geheiliget, ihre Gaben darbrachten, bestehend in Gold, Pferden, Käse u. s. w. Die reichste Unterstützung für seine heiligen Zwecke fand Liudger nächst dem großen Könige der Franken bei dem Grafen Egbert, einem geborenen Sachsen, welchem Westphalen zur Verwaltung übergeben war. Besonders war es dessen Gemahlin, die heilige Ida, die Tochter eines vornehmen fränkischen Geschlechtes, die ihm eine freigebige Hand zur Gründung und Ausstattung seiner Stiftungen reichte. Sie baute selbst eine Kirche zu Herzfeld, an der Lippe, wo die Erbgüter ihres erlauchten Gemahls lagen. Einen andern Beförderer seiner heiligen Zwecke hatte Liudger an seinem Schwager, einem sächsischen Grafen mit Namen Rotbart, der im Jahre 779 in einer Schlacht unter den

Mauern seiner Burg Notteln von den Franken gefangen genommen, aber, nachdem er die Taufe empfangen hatte, wieder frei gegeben und vom Sieger zum Grafen über seinen heimathlichen Gau gesetzt worden war und nun der Verbreitung des Christenthums den größten Vorschub leistete, sich insbesondere bei der von Liudger grundgelegten Stiftuug eines Frauenklosters zu den Füßen seiner angestammten Burg betheiligte. Als erste Aebtissin dieses Klosters erscheint Liudger's Schwester, die heilige Gerburgis. Noch werden zwei reiche Sachsen genannt, Bozo und Bardo, die im Jahre 784 von dem jungen Karl, dem Sohne Karls des Großen, einem Knaben dazumal von etwa 13 Jahren, im Dreingau an der Lippe geschlagen die Taufe angenommen hatten. Sie gaben in der Folge den Grundbesitz, namentlich Bozo vier Maierhöfe: Liesborn, Hollenhorst, Heringtorpe und Haskebrugge, zur Anlegung eines Klosters, Liesborn, her, welchem König Karl eine seiner Schwestern, mit Namen Rothswinda, zur ersten Aebtissin gesetzt haben soll. Ohne Zweifel aber hatte Liudger selbst den vornehmsten Antheil an dieser Stiftung, obwohl ihre erste Anlage von den Quellen noch in die Tage seines Vorgängers Bernhard gesetzt wird.

Die Gründung von Klöstern, als den geeignetsten Pflanzstätten des Christenthums, lag unserm Heiligen von jeher besonders am Herzen. Schon in Monte Casino trug er sich mit dem Gedanken, ein ähnliches Mutter- und Musterkloster in seiner Heimath anzulegen als Mittelpunkt für die Verbreitung des Glaubens, die er zur Aufgabe seines Lebens gemacht hatte; ja dieser Gedanke hatte ihn eben nach Monte Casino geführt. In sein Vaterland zurückgekehrt sah er sich nun überall, wohin ihn seine

apostolischen Wanderungen führten, nach einer passenden Stelle zu einer solchen Stiftung um. Zuerst richtete er sein Augenmerk auf die Gegend, in welcher er geboren war. Er stiftete im Jahre 793 in dem unweit der Küste gelegenen Dorfe Wardina, jetzt Wirum genannt, eine größere Kirche und wollte eben den Grund zu einem Kloster legen, welches er mit dieser Kirche zu verbinden gedachte. Da sah er eines Tages im Geiste von Norden her schwarze Gewitterwolken aus dem Meere aufsteigen, welche bald den ganzen Küstenstrich in finstere Nacht hüllten, nach einiger Zeit aber wieder durch eine von Süden heraufziehende Leuchte, die sich zuletzt mit der wiederkehrenden Sonne vereinigte, durchrissen und zurückgedrängt wurden. Er theilte dieses Gesicht seiner Schwester Gerburgis mit und legte ihr dasselbe also aus, daß dieser Gegend eine entsetzliche Verwüstung von normännischen Seeräubern bevorstehe, die zwar er nicht mehr, aber sie noch erleben würde. Und siehe diese Weissagung traf ein. Im Jahre 811 — Liudger weilte bereits seit zwei Jahren in den Wohnungen des ewigen Friedens, Gerburgis aber lebte und wirkte noch im Lande des unaufhörlichen Kampfes als Aebtissin des Klosters Notteln, oder vielleicht schon als einfache Nonne zu Nivelles, wohin sie sich bald nach dem Hintritte des Bruders zurückzog und wo sie dann auch in hohem Alter starb — im Jahre 811, meldet die zeitgenössische Geschichtschreibung, landete der normännische Seekönig Getrik mit 200 Fahrzeugen an der Nordküste des Frisenlandes und verheerte die ganze Gegend mit Feuer und Schwert, bis er endlich vom Kaiser Karl zurückgetrieben wurde. Auch das Dorf Wirum und seine Kirche wurde auf diesem Raubzuge ausgeplündert und niedergebrannt. Dies sah aber Liudger voraus, darum stand er alsbald wieder ab von

dem angefangenen Werke. Dagegen ersah er sich nun im folgenden Jahre (794) in einer andern, dem Binnenlande zu gelegenen Gegend, der heutigen Provinz Geldern, ein anderes Dorf mit Namen Witmund, unweit Zütphen, zu seinem Zwecke. Er errichtete unter Mitwirkung des über diese Gegend gesetzten Grafen Weachar ein Bethaus daselbst und hatte bereits wieder die Grundlegung weiterer Gebäulichkeiten in Angriff genommen, da machte er die Bemerkung, daß ihnen die Ueberschwemmungen der Yssel Gefahr drohten und stand deßhalb auch hier wieder von seinem Plane ab. Nun wandte er sich noch weiter südwärts und erkor zwischen Maas und Rhein einen Ort an den Ufern des Flüßchens Arnaga, der heutigen Erffl, unweit der Stelle, an welcher heutzutage die Stadt Neuß steht, zur Ausführung seines Vorhabens. Er pflanzte an der ausersehenen Stätte ein hölzernes Kreuz in die Erde, veranlaßte einen gewissen Amulrich, dem der Platz gehörte, den erforderlichen Grund und Boden zur Errichtung eines Klosters abzutreten und erbaute nun vorläufig ein „Bethaus zum Kreuze“. Aber zu Weiterem kam es auch hier nicht. Der Heilige lag einst in einer kalten Winternacht mitten im Schnee vor seinem Kreuze auf den Knieen und flehte den Himmel um ein Zeichen an, in welchem er eine höhere Bestätigung seiner Wahl erblicken könnte. Der Himmel blieb stumm, und der Heilige ging, eine andere Stätte zu suchen, deren Wahl vom Himmel gutgeheißen würde.

Er fand eine solche an der untern Ruhr beim Einflusse zweier Bäche, von denen der eine Diapanbeck oder Tiefenbach hieß und ihn in den zerstreuten „Börden“, die an seinen Ufern standen, an sein trauliches Werdina erinnerte. Er erblickte hierin ein Vorzeichen der Bestätigung,

die er von einem Winke des Himmels für seine Wahl erwartete, und übertrug auf das Kloster, das er, wenn anders diese Bestätigung noch besonders erfolgte, sofort hier zu bauen beschloß, in Gedanken bereits den geliebten Namen, der ihm auch bis auf den heutigen Tag bleiben sollte. Doch begnügte er sich vorderhand mit dem Ankaufe des erforderlichen Grundes und Bodens und kehrte, ohne weitere Vorkehrungen zu treffen, an seinen Missionsherd zurück. Erst mit dem wiederkehrenden Frühling, im Jahre 794, schritt er an's Werk. Es war aber die ganze Gegend, welche der Heilige zur Gründung seines Klosters ausersehen hatte, dergestalt mit Wald bewachsen, daß es unmöglich schien, den erforderlichen Raum zu gewinnen. Dessenungeachtet ließ Liudger, der in Begleitung etlicher Schüler und Arbeiter aus Mimigardefort angekommen war, alsbald Alles dazu vorbereiten, daß am folgenden Morgen sogleich der Anfang mit dem Fällen der Bäume gemacht werden konnte. Als man nun aber wirklich den Anfang damit machen wollte, erklärten Alle die Ausführung für eine Unmöglichkeit. Liudger antwortete: „Was dem Menschen unmöglich scheint, ist Gott möglich," und ließ mit der Arbeit beginnen; allein, wo die Bäume so dicht standen und alle Aeste so stark in einander verwachsen waren, daß man, wie die Leute sich ausdrückten, den Himmel nicht sehen konnte, ging die Arbeit so langsam von Statten, daß man am Abende noch nicht einmal sah, was den Tag über geleistet worden war.

Als nun in der folgenden Nacht, fährt unsere Quelle in ihrem Berichte fort, die Brüder früher als gewöhnlich zu den Vigilien aufgestanden waren und sich dann wieder niedergelegt hatten, erhob sich Liudger, der sie bereits wieder in tiefem Schlafe glaubte, leise von seinem Lager

und verließ sein Zelt, um in einiger Entfernung davon zu beten. Einer seiner Schüler, mit Namen Thiathat, schlief noch nicht, und folgte dem geliebten Meister auf den Fersen, um ihm für den Fall einer Gefahr sogleich beispringen zu können. Als ihn Liudger gewahr wurde, kehrte er alsbald in das Zelt zurück und legte sich wieder nieder, erhob sich aber, als er Thiathat wieder eingeschlafen glaubte, von Neuem und schlich von dannen. Thiathat folgte ihm wieder. Liudger aber befahl ihm, zurückzukehren zu seinem Lager, und sich nicht mehr von demselben zu erheben, bis der Tag anbrechen würde. Zugleich kehrte er selbst wieder um und legte sich wieder. Doch nach kurzer Zeit stand er zum dritten Mal auf und trat wieder hinaus in's Freie. Der Bruder aber, der den Befehl hatte, nicht mehr aufzustehen, schlug wenigstens den Vorhang des Zeltes etwas zurück und sah nun beim Lichte des Mondes und der Sterne seinen verehrten Vater in tiefe Andacht versunken unter einem Baume knien, nach einiger Zeit sich wieder erheben und den Rückweg nach dem Zelte einschlagen. Thiathat legte sich wieder nieder und Liudger that dasselbe. Doch sie lagen noch nicht lange, so erhob sich ein solcher Sturm, daß sie glaubten, das Ende der Welt wolle hereinbrechen. Die Riesen des undurchdringlichen Waldes knickten wie schwache Reiser zusammen und ihre Wurzeln wurden aus den tiefsten Tiefen herausgerissen. In dem weiten Umkreise, der auf diese Art gelichtet wurde, blieb der einzige Baum stehen, unter welchem der Heilige gebetet hatte. Unter ihm sagte nun Liudger am Morgen nach dieser wunderbaren Nacht zu einem seiner Vertrauten, mit Namen Othelgrim: „An diesem Orte will ich einst den Tag des Weltgerichtes erwarten.“ Um ihn herum wurde sofort auch der Raum abgesteckt, dessen man zur

Errichtung der Gebäulichkeiten bedurfte, und lächelnd fragte der Gottesmann während dieser Arbeit seine Leute, ob sie nun wohl den Himmel sehen.

Ja freilich sahen sie den Himmel, und die ganze Bevölkerung des Himmels lächelte auf sie hernieder und segnete ihre Arbeit. Schon im Jahre 797 war das Werk so weit vorangeschritten, daß die Erstlinge der jungen Klostergemeinde untergebracht und der geregelte Gottesdienst eröffnet werden konnte. Das gottesdienstliche Gebäude bestand indessen vorderhand erst in einem kleinen hölzernen Bethause, mit einem hölzernen Altar, in welchem Reliquien von unserem Heiland und seiner gebenedeiten Mutter niedergelegt waren. In einer nahe gelegenen Quelle, noch heute die Ludgeriquelle genannt, aber seit dem zehnten Jahrhunderte mit einer Kirche überbaut, welche dem heiligen Clemens geweiht ist und noch als Pfarrkirche dient, wurden die umwohnenden Heiden getauft, die von der Predigt der unermüdeten Glaubensboten angeregt in immer steigender Anzahl zum neuen Gnadenborne sich drängten. Das Bedürfniß der Erweiterung und Vergrößerung machte sich geltend, und einer Anstalt, die der ganzen Umgegend zum höchsten Segen gereichte, fehlte es auch an Freunden nicht, in deren Macht und Willen es lag, ihr unter die Arme zu greifen. Am 8. Mai 801 übergab ein gewisser Helmbold dem „Abte“ Liudger eine bedeutende Schenkung für die Reliquien des Erlösers, die im Altare des Gotteshauses ruhten. Die Urkunde hierüber ist von jenen Erstlingen der Klostergemeinde, dem stellvertretenden Vorsteher, Priester Jerusalem und den übrigen Geistlichen Hardger, Wulger, Guntbert, Bocco, Gerfrid und Wambert mitunterzeichnet. An demselben Tage ward auch das Landgut Selhem oder

Selheim an diese Reliquien vergabt „zum Gebrauche der Diener Gottes, welche der Bewahrung dieser Heiligthümer gewürdigt waren;“ und am 6. Dezember desselben Jahres wurde auch das bedeutende Hofgut Liudinghausen, die Wiege des heutigen Städtchens Lüdinghausen, an den Abt Liudger überlassen, daß er nach Gefallen darüber verfügen möchte. Zur Erwiederung dieser Schenkungen übernahm dann das Kloster die ständige Seelsorge der Bevölkerung, die auf den betreffenden Gütern angesiedelt war, und errichtete in deren Mitte auch das kirchliche Gebäude, welches dazu erfordert wurde. Dies geschah namentlich in den beiden letztgenannten Orten.

Am 26. April 802 nahm Karl der Große in einer eigenen Urkunde das von unserem Heiligen an dem Orte Werdina am Ruhrflusse im Waneswalde errichtete Mönchskloster sammt allen dazu gehörigen und noch dazu fallenden Gütern und Besitzungen in seinen landesherrlichen Schutz. Noch in demselben Jahre wurde sofort der Ausbau der Kirche und des Klosters vollendet, und beide dem Orden des heiligen Benedikt übergeben. Liudger übernahm als „Abt“ die Leitung der Gemeinde und ihrer Angelegenheiten auf die ganze Dauer seines Lebens, setzte ihr aber einen seine Stelle vertretenden „Provisor und Administrator“ in der Person seines Bruders Hildegrim, als jedoch dieser vom Kaiser bald darauf zum Bischof von Chalons ernannt wurde, seinen Neffen Gerfrid, der später ihm selbst auf dem bischöflichen Stuhle von Münster folgte. Bald empfand die ganze Umgegend den Segen des neuen Benediktinerstiftes. Denn die Bevölkerung desselben lichtete mit Wort und That, mit Lehre und Beispiel die Nacht der Waldungen wie die Nacht der Herzen und schuf Natur und Menschen in würdige

Tempel des heiligen Geistes um, und im Verlaufe weniger Jahrhunderte erwuchs die werdende Ortschaft zur blühenden Stadt **Werden**, die wir heute mit freudiger Dankbarkeit gegen ihren heiligen Stifter in ihr begrüßen.

Mittlerweile hatte Liudger endlich dem Drängen des Volkes, des Kaisers, und seines geistlichen Oberherrn, des Erzbischofes **Hildebald** von Cöln, nachgegeben und sich von dem letztern im Dome der genannten Metropole am 30. März 802 zum **Bischofe** weihen lassen. Als solcher entwickelte er nun die ganze Fülle eines wahrhaft apostolischen Sinnes. Er sah sich als den eigentlichen Lehrer und Seelsorger seines ganzen weitläufigen Kirchensprengels an, der selbst für die von ihm einer jeden Gemeinde gegebenen Priester vor Gott verantwortlich sei. Darum war er so eifrig, sich seine Geistlichen selbst zu bilden und jedem einen seiner Persönlichkeit und Fähigkeit angemessenen Wirkungskreis anzuweisen; darum stiftete er auch überall in seiner Diöcese, wo es irgend thunlich war, Kapellen und Kirchen, und theilte die Anfangs übergroßen, oft mehrere Geviertmeilen umfassenden Gemeinden in kleinere Pfarrbezirke. Er verrichtete auch die Weihen der Altäre und gottesdienstlichen Gebäude und Personen stets selbst und zwar mit sichtbarer Rührung. Und da er endlich das Lehren und Predigen für eine bischöfliche Hauptpflicht erkannte, so hielt er an jedem Sonntage, bis an das Ende seines Lebens, eine Predigt, in der Regel nicht nur in seiner Hauptkirche, sondern auch an andern Orten seiner großen Diöcese.

Als **Geistlicher** überhaupt war er seinen Chorbrüdern und den untergebenen Priestern das Muster einer wahren Herzensfrömmigkeit und pünktlicher Einhaltung der kirchlich vorgeschriebenen kanonischen Gebetstunden.

Als Aufseher und Lehrer einer Pflanzschule junger Geistlicher ertheilte er nicht nur selbst in bestimmten Stunden, am Morgen jedes Tages, Unterricht in der heiligen Schrift und den Werken der Kirchenväter, sowie besonders in der rechten Art, das Christenthum unter den ehmaligen Heiden zu verkündigen und zu befestigen; sondern er wußte auch seine Zöglinge, deren er immer einige auf seine Berufsreisen mitnahm, dergestalt praktisch einzuüben, daß viele sehr würdige Priester und selbst verdienstvolle Bischöfe aus ihrer Mitte hervorgingen. Auch als Abt oder Vater des von ihm gestifteten Klosters war er sorgfältig darauf bedacht, selbiges so zu stellen und einzurichten, daß es seine Wirksamkeit u. a. auch namentlich durch Töchteranstalten, wie deren in der Folgezeit, eine solche insbesondere zu Helmstedt im Lande der Ostphalen errichtet wurde,* immer weiter und weiter ausbreiten konnte. Er

* „Nach der üblichen Ansicht hat Liudger, noch ehe er (als geweihter Bischof) den Stuhl von Münster bestieg, Karl den Großen bei seinen Sachsenkriegen mehrfach nach Ostfalen begleitet, hauptsächlich die Taufe an der Ocker und am Elm geleitet; ein klarer lieblicher Quell an der Ostseite der Stadt Helmstädt, der aus einem tiefen Sandlager hervorsprudelt, trägt noch jetzt den Namen Liudgerquell oder heiliger Born, und wird von der Umgegend als der Ort bezeichnet, wo jener Apostel die Ostfalen zur Taufe versammelte (weßwegen der 1840 gestiftete Liudgerverein jener Stelle durch Errichtung eines eisernen Kreuzes ein würdiges Andenken gesetzt hat). Die Gruft unter der Johanniskapelle auf dem innern Friedhofe soll die erste Anlage eines Bethauses zu St. Peter, ebenso die Gruft unter der Klosterkirche, der heiligen Felicitas geweiht, eine Anlage von St. Liudger selbst enthalten. Dort soll derselbe denn auch das nach ihm genannte Kloster gegründet haben, wofür als Beweis die enge Verbindung mit Liudger's fränkischer Stiftung an der Ruhr, Werden, aufgeführt wird, indem beide Klöster später unter demselben Abt nur ein Capitel bildeten. Von dem Allem aber weiß die zeitgenössische Geschichtschreibung nichts,

hielt sich deßhalb in jedem Jahre einige Wochen in demselben auf und unterzog sich dabei pünktlich allen geistlichen Uebungen der Mönche.

In seiner Lebensweise war Liudger höchst einfach und anspruchslos. Er vermied mit Sorgfalt alles Auffallende und Außergewöhnliche und wandelte in aller Stille seinen gewohnten Gang. Er trug für gewöhnlich ein seiner Würde angemessenes, aber einfaches, geistliches Kleid, und nur in seinem Kloster ging er in Benediktinertracht. Immer aber hatte er, was jedoch nur seinen vertrautesten Freunden bekannt war, ein härenes Hemde auf dem bloßen Leibe. Eben so einfach war seine tägliche Nahrung, obgleich er seinen übrigen Grundsätzen treu auch hier alles Auffallende vermied und zuweilen Fleischspeisen nicht verschmähte. Höchst mäßig im Genusse verließ er die Tafel stets, ehe er vollständig gesättigt war. Oft vereinte er an

was bei der Sorgfalt, womit sie außerdem unsern Heiligen überall auf seinem Missionszügen begleitet, einen völlig schlagenden Beweis abgibt. Denn Altfrid, Liudger's zweiter Nachfolger in Münster, ist eng mit dessen Familie und dessen Schülern vertraut; er, wie seine Nachfolger in der Lebensbeschreibung Liudger's, zwei Mönche in Werden, übersehen keinen Umstand, der zu seiner Verherrlichung dienen könnte; namentlich bieten sie Alles auf, um seine Missionswirksamkeit als eine sehr ausgebreitete darzustellen; aber mehr nördlich und östlich, als in den sächsischen Hessengau, wo er einen hingerichteten Pferdedieb auf den Besitzungen Widukind's wieder in's Leben ruft, und dann nach Minden, wo er einen Kaufvertrag abschließt, läßt sich durchaus seine Wirksamkeit nicht verfolgen. — Fragt man nun nach dem eigentlichen Ursprunge des St. Liudgerklosters bei Helmstädt, so wird das enge Verhältniß zu Werden unzweifelhaft eine Colonie desselben darin erblicken lassen, wobei dann der Name der Stiftung, St. Liudger, später so leicht darauf führte, dessen persönliches Werk darin zu erblicken. Gerade aber schon diese Benennung kann als Beweis dienen, daß wenigstens die Wahl des Namens nicht von Liudger stammt; völlig

seinem Tische auch die Armen mit den Reichen, und immer würzte er sein Mahl mit geistreichen und frommen Gesprächen. Einfach und schmucklos erschien auch seine Wohnung; selbst seine Kirchen ermangelten der äußern Zierde. Die Verleumdung machte ihm ein Verbrechen daraus und er mußte sich eines Tages sogar vor dem Kaiser darüber verantworten. Er ward an das Hoflager geladen. Dort angelangt nahm er seinen Aufenthalt in einem Hause neben der Pfalz. Karl ließ ihn sofort am nächsten Morgen zu sich entbieten. Der fromme Bischof aber, gerade mit seiner Morgenandacht beschäftigt, ließ ihm sagen, er werde sich nach Vollendung derselben alsbald einstellen. Ein zweiter und dritter Bote erhielt dieselbe Antwort. Seine Feinde frohlockten. Als aber Liudger endlich vor dem Kaiser erschien und auf dessen Frage, warum er erst nach mehrmaliger Aufforderung komme, dreist erwiederte: „Weil ich glaubte, Gott dem höchsten König, dem Herrn

---

erklärlich aber ist der Name für eine Colonie von Werden, welches letztere damit nur seinen Heiligen geehrt hätte. Ein Schwestersohn Liudger's und seines Bruders Hildegrim, des Bischofes von Chalons, Hildegrim II., war 853—886 Bischof von Halberstadt, zugleich aber auch Abt von Werden. Sehr leicht erklärt sich durch ihn oder in Folge der in ihm angeknüpften Verbindung die Ausführung einer Colonie von Werden in den halberstädtischen Sprengel, die dann den Namen Liudger's erhielt, und dadurch sehr leicht den Schluß hervorrief, daß Liudger persönlich dort gewirkt und das Kloster gestiftet habe. Jedenfalls findet sich nirgends eine Spur in der Geschichtschreibung, daß das Ludgerikloster bei Helmstädt vor diesem Hildegrim II. bestanden habe, und nun dürfte es auch nicht zu kühn sein, die sonst übliche Ansetzung Hildegrim's I. als ersten Bischofs von Halberstadt — von welcher ich völlig Umgang nehmen zu müssen glaubte — des Mannes, der doch den Quellen zufolge noch 809 Bischof von Chalons war, als eine Verwechslung des Oheims mit dem Neffen zu betrachten." Nach Rettberg's Kirchengeschichte rc. rc.

der Welt, die höchste Ehre geben, darnach aber jetzt desto bereitwilliger deine Befehle, mein König, empfangen zu müssen," belobte der edle Karl den gottseligen Bischof und erklärte öffentlich, daß er hinfort auf keinen seiner Verleumder mehr hören werde. Und verehrt war Liudger nun und blieb er sein Leben lang wie von den Häuptlingen und dem Geringsten im Volke, so insbesondere auch von seinem Kaiser.

Bis an das Ende seines Lebens ließ er sich durch nichts abhalten, allen seinen Obliegenheiten auf's Genaueste nachzukommen. Mit dem Beginne des Jahres 809 nahm seine körperliche Gebrechlichkeit in drohendem Grade zu. Aber noch immer wollte er der Gewohnheit nicht entsagen, an den Tagen des Herrn in mehr als einer Kirche seiner Diöcese zu predigen. So begab er sich denn in den ersten Tagen des wiederkehrenden Frühlings des genannten Jahres nach dem acht Stunden von Mimigard entlegenen Orte Coesfeld, um am fünften Fastensonntage, den 25. März, daselbst zu predigen. Er mußte sich aber schon unwohl fühlen, denn er übertrug einem andern Priester das Hochamt, hielt jedoch die Nachmittagspredigt, und begab sich nach derselben auch noch nach dem zwei Stunden weiter entfernten Billerbeck, um auch dort noch zu predigen. Dorten angelangt redete er zum letzten Male zu seiner geliebten Herde das Wort der Erlösung, das Wort des Friedens, das Wort des ewigen Lebens, das Wort von der kostbaren Perle, um welche der Kaufmann im Evangelium Alles weggegeben. Den andern Morgen brachte er sogar eben daselbst noch das heilige Opfer dar, so sehr auch schon die geheimnißvollen Todesschauer den ermatteten und kranken Körper des heiligen Mannes durchzogen. In der Nacht wurde es in dem Maße schlimmer mit ihm, daß

man Boten an Gerburgis nach dem eine Stunde entfernten Frauenkloster zu Notteln sandte. Sie begab sich mit ihrem Neffen Gerfrid, der sich gerade bei ihr befand, unverzüglich auf den Weg. Aber zu schnell war indessen das letzte Stündlein hereingebrochen, wo der treue Arbeiter eingehen sollte in die Freuden, die kein Auge gesehen, kein Ohr gehört hat, und die in keines Menschen Herz gekommen sind.

Mit innigster Demuth und vollstem Glauben empfing der ehrwürdige Bischof nun auf Erden zum letzten Male das heilige Mysterium der unsichtbaren Einkehr seines Erlösers in der allerheiligsten Communion, um dann den herzlichsten Abschied von allen Anwesenden zu nehmen und ihnen die liebevollsten Grüße und die treuste Erinnerung an alle Fernen zu übertragen. Auch die zeitlichen Angelegenheiten seines Bisthumes bestellte er noch mit der größten Umsicht, und verordnete in Betreff seiner selbst, daß man seinen Leichnam in seinem geliebten Werden beisetzen sollte. Bald darauf schwebten die Engel Gottes hernieder, seine freudige und reine Seele in den Schooß seines himmlischen Vaters hinaufzutragen. Und siehe, eine seltsame Erscheinung am sichtbaren Himmel gab Zeugniß von dieser Uebertragung, der gerechte Gott wollte Denjenigen, der ihn auf Erden verherrlicht hatte, am Schlusse seines irdischen Lebens auch noch vor den Augen der Menschen verherrlichen. Nicht nur Gerburgis und Gerfrid sahen, als sie noch auf dem Wege nach Billerbeck waren, einen lichten Glanz aus diesem Orte zum Himmel steigen, sondern auch viele Andere haben dasselbe Zeichen wahrgenommen und haben bezeugt, daß die Nacht für einen Augenblick, den Augenblick seines Sterbens, zum lichten Tage geworden.

Ungemein war der Schrecken und die Bestürzung, welche der unerwartete Tod des geliebten Bischofes in der ganzen Gegend verbreitete. Es war, als wenn ein unsichtbares Band der Liebe, welches Alle umschlossen, mit einem Male zerrissen wäre; als wenn die Kinder mit einem Male sich ihres Beschützers und Vaters beraubt gesehen hätten. Mehr, als man sich jemals bewußt gewesen, fühlten Alle, welch einen treuen Haushalter Gottes, welch einen lebendigen Träger der Tugend sie in dem heiligen Bischof besessen und nun verloren hatten.

Gerburgis und Gerfrid fanden den Heiligen, wie wir bereits wissen, nicht mehr am Leben. Doch hatte er seine schöne Seele erst wenige Augenblicke vor ihrer Ankunft in die Hände seines himmlischen Vaters zurückgegeben, und warmes Blut floß noch aus seiner Nase. Gerburgis sammelte dasselbe auf Baumwolle und legte es in der Kirche von Notteln nieder, wo es im Jahre 1489 vom damaligen Bischof von Münster, Heinrich, in einem kostbaren Kästchen ausgestellt wurde und sich noch im Jahre 1819 vorgefunden haben soll.

Als man zur Ueberführung der Leiche nach Werden schreiten wollte, strömte von allen Seiten das Volk unter lautem Weinen herzu und widersetzte sich derselben aus allen Kräften. Man sah sich genöthigt, sie in der noch von Liudger auf dem linken Ufer der Aa, seinem Münster gegenüber, errichteten Marienkapelle, der deßhalb sogenannten Ueberwasserkirche, zur Verehrung auszusetzen, bis man die Entscheidung des Kaisers darüber eingeholt hätte. Diese Entscheidung fiel, wie man erwarten konnte, zu Gunsten der letzten Willenserklärung des Apostels aus, und nun wurde sofort, als sie nach Verfluß von drei Wochen eintraf, dessen Leiche in Begleitung einer

ungeheuern Volksmenge an ihren Bestimmungsort Werden übergeführt.

Es war der 26. April, der zweiunddreißigste Tag nach dem Hinscheiden des allverehrten Bischofs, als der heilige Leib an der Stätte, wo der denkwürdige Baum gestanden, unter dem der Heilige einst gebetet, östlich neben der Klosterkirche zu Werden eingesenkt wurde. Unzählige wohnten in tiefster Trauer der großen Feier bei, und Unzählige wallfahrteten hinfort zu dem Grabe des Heiligen und legten die Klagen ihres Herzens und das Leid ihrer Tage auf demselben nieder, und fanden Heilung von allerlei Gebrechen des Leibes und der Seele. In Folge dessen wurden die wunderthätigen Gebeine später aus ihrer Gruft erhoben und zwischen zwei kostbaren Marmorsäulen auf dem Hochaltare der Klosterkirche eingesenkt, wo sie, verdeckt von einem Gemälde, welches man wie einen Vorhang aufziehen konnte, bis auf die neueste Zeit der Verehrung ausgesetzt waren. Uebrigens sind dem großen Apostel der Frisen und Sachsen in allen Gegenden seiner Wirksamkeit und weit darüber hinaus auch andere Stätten besonderer Andacht geweiht. In der Umgebung von Münster namentlich werden außer den gottesdienstlichen Gebäuden und Taufquellen, die seinen allverehrten Namen tragen, hin und wieder verschiedene Stellen, besonders Bäume, in dankbarer Ehrfurcht gezeigt, an denen der Mann Gottes zuerst die Fahne des Kreuzes aufgepflanzt; und weit und breit findet man nicht leicht ein Gehöfte, in welchem nicht wenigstens Eine Abbildung Zeugniß gäbe von dem treuen Gedächtniß, in welchem der hochverdiente Heilige noch immer im Herzen des Volkes lebt.

§ 4. Vollendung. — Die Besatzung, oder die stehenden Herde der Glaubenspredigt und deren Wirksamkeit.

Der Grund zur Einführung des Christenthums in der westlichen Hälfte des damaligen Norddeutschlands wurde, wie wir § 2 gesehen haben, hauptsächlich von der fränkischen Befestigungslinie aus durch deren hervorragendste Streiter und die von denselben errichteten Pflanzstätten der Glaubensverbreitung gelegt; auf diesem Grunde sodann, wie wir § 3 gesehen haben, das große Werk vom Innern des Landes aus durch das sich in demselben festsetzende angelsächsische Glaubensheer und dessen Helden, hauptsächlich auf dem Wege der wandernden Predigt weiter geführt, und zugleich dessen Vollendung, wie wir eben daselbst gesehen haben, wieder mittelst Anlegung von ständigen Pflanzstätten der Predigt, insbesondere mittelst Errichtung von ständigen Seelsorgeranstalten angebahnt und eingeleitet. Es übrigt uns nun noch in § 4, in welchem wir die Durchführung dieser Vollendung zu geben haben, diese Anstalten noch besonders in's Auge zu fassen, denn eben mit der Feststellung ständiger Seelsorgeanstalten, doch in der Art, daß sich ihre Bezirke oder Sprengel in ununterbrochener Folge durch das ganze Land hindurchziehen und ihr Rechtsbestand vom ganzen Volke anerkannt ist, erscheint das Werk in diesem Lande und unter diesem Volke, wenigstens äußerlich, vollendet, und die Geschichte der Einführung des Christenthums in und bei demselben hat sein Ziel erreicht, denn die innere Vollendung liegt jenseits der Grenzen des irdischen Daseins der Menschheit.

Diese Seelsorgeanstalten, wie die Seelsorge selbst, gingen vornehmlich von den drei Hauptsitzen der angelsächsischen Glaubenspredigt, welche wir an oder in den

Marken der westlichen Hälfte von Norddeutschland getroffen haben, von Utrecht, Bremen und Münster aus, und sämmtliche Seelsorgeanstalten des Frisenlandes wurden deßhalb auch an diese drei Hauptpfeiler der frisischen Kirche vertheilt. Nur der südliche Theil bis nordwärts zur Lippe und zur Waal blieb, weil meist von Cöln aus dem Christenthume erobert, dem Bisthume Cöln einverleibt. Für ihn waren von besonderer Bedeutung das zu Ende des siebenten Jahrhunderts von dem heiligen Suitbert auf einer Rheininsel zwischen Düsseldorf und Duisburg angelegte Kloster Werd, auch St. Suitbertskloster, in der Folge Kaiserswerth genannt, und das ein Jahrhundert später von dem heiligen Liudger am linken Ufer der untern Ruhr erbaute, in Namen, Geist und Wirksamkeit ihm ähnliche Kloster Werden. Beide waren oder wurden höchst fruchtbare und segensreiche Pflanzstätten der Glaubensverbreitung für das ganze nördliche Deutschland. Dem erstern gehörte namentlich wohl jener Abt Bernhard an, welchem Karl der Große den Predigerstuhl an der Aa errichtete, der unter seinem Nachfolger Liudger schnell zum Bischofstuhle von Münster heranwuchs. Von dem letztern ging, wie der Leser sich erinnert, die Stiftung des St. Ludgeriklosters zu Helmstädt aus. In derselben Gegend, doch etwas ostwärts, zwischen Ruhr und Lippe, stand noch aus älterer Zeit auf der fränkischen Villa Sosatium, nunmehr Soest, eine angeblich von Bischof Kunibert von Cöln erbaute und dem heiligen Apostel Petrus geweihte Pfarrkirche, in welcher schon Bonifacius gepredigt haben soll. Auch auf dem linken Ufer des Niederrheines, unweit der Trennung von Rhein und Waal, erhob sich schon in den Tagen Willebrord's eine Peters- und Johanniskirche zu Rynharen (Rin-

dern im Düsselgau), und eine Marienkirche zu Millingen, beide Anfangs zum Sprengel von Utrecht gehörig, kurz nach Bonifacius' Tod aber davon abgelöst und dem Sprengel von Cöln zugetheilt.

Der letztere erstreckte sich gegen Nordwesten an die untere Maas, erreichte aber deren Mündung nicht mehr. Der ganze westliche Küstenstrich bis zur Scheldemündung gehörte zum Sprengel der Mutterkirche von Utrecht. Aber dieser Sprengel selbst bildete wie Bremen und Münster, welche daraus hervorwuchsen, lange Zeit einen bloßen Missionsbezirk, ein Bisthum, wenn ich mich des Ausdrucks der Kirchensprache bedienen darf, in partibus infidelium, zu Deutsch: im Kreise der Ungläubigen; das Christenthum wußte in demselben lange nur vereinzelt Wurzel zu fassen und sich zu behaupten. Hier stand eine Kirche, dort ein Götzenhain, hier wohnte ein Christ, dort ein Heide, und des Erstern Glaube und Gottesdienst konnte kaum erst auf Duldung Anspruch machen. Rechts der Yssel und des Flevums hatte das Heidenthum noch gegen die Mitte des achten Jahrhunderts bei Weitem die Oberhand. Vom Jahre 734 z. B., nachdem die angelsächsische Glaubenspredigt, namentlich Willebrord, diese Striche schon längst durchzogen und durchfurcht hatte, meldet die zeitgenössische Geschichtschreibung: „Als das wilde Seevolk der Frisen sich von Neuem zu schwerem Krieg erhob, unternahm Karl (der Hammer) unverweilt einen kühnen Seezug. Er schlug am Fluß Burdine (Bordau) ein Lager. Der heidnische Herzog der Frisen, Bobo, ihr falscher Rathgeber, ward getödtet, ihr Heer besiegt und ihre Götzentempel zerstört und verbrannt.“ Noch 754 war der nördliche Küstenstrich des Frisenlandes vorherrschend heidnisch. Davon zeugt der Märtyrertod des heiligen Bonifacius.

Liudger bezeichnet in seiner Lebensbeschreibung Gregor's von Utrecht den Lauwers oder Laubach als die Grenze, bis zu welcher das Christenthum durch die Wirksamkeit dieses Abtbischofes seine Herrschaft ausgedehnt habe. Liudger's Vorläufer und Mitarbeiter Lebuin und Willehad, hauptsächlich aber er selbst, trugen und pflanzten das Kreuz ostwärts bis an die Weser, ja bis an die Elbemündung, und südwärts bis an die Lippe, den nördlichen Grenzfluß der Cölner Diöcese. Nun aber wurden auf diesen beiden Seiten auch zwei neue Grund- und Ecksteine eingesetzt, den also erweiterten Bau zu tragen und zu halten, Bremen und Mimigard, das nachmalige „Münster", wurden zu Mutterkirchen erhoben und alles Land zwischen ihnen und der Nordsee mit einem zusammenhängenden Netze von Tochterkirchen durchzogen, in welchem das Heidenthum weder Halt noch Raum mehr fand.

Die karge Geschichtschreibung der wortarmen, aber thatenreichen Zeit hat nur wenige dieser Tochteranstalten in ihre Tafeln verzeichnet. Links der Yssel und des Flevum nennt sie uns ein Bethaus des heiligen Erlösers, zu Utrecht, von Willebrord gebaut, und vor Erweiterung der alten Dagobertskapelle zum St. Martinsmünster, diesem ersten Gründer der frisischen Kirche, als bischöfliche, später als Taufkirche dienend; eine noch auf den heiligen Amandus zurückgeführte, aber nach der heiligen Gertrud, Aebtissin von Nivelles, benannte Marienkapelle, die Gertruidenburg am südlichen Ufer der Maas, auf der Grenze des Utrechter Sprengels gegen den Cölner; eine 722 von Karl dem Hammer mit den Gütern eines treubrüchigen Grafen Everhard beschenkte, dem Erlöser und der heiligen Jungfrau geweihte Kirche zu Elft, in der Betuve, unweit der Spaltung

des Rheines und der Waal, zusammengrenzend mit dem Sprengel der schon zu Cöln gehörigen Kirche von Rynharen, vielleicht von einem gewissen Wernefrid erbaut, der unter den Genossen Willebrord's als Glaubensbote in der Betuve wirkte; endlich weiter gegen Norden die schon früher genannten fünf ältesten Kirchen Nordhollands; Flardinge, Kirkwerve, Velseneburgh, Heilegelo, Pethem, und eine sechste, zu Karl des Hammers Zeiten von einem gewissen Eggo über den Gebeinen eines nicht näher bekannten heiligen Adalbert errichtete, die Wiege des Klosters Egmond oder Hegmunde; endlich noch unmittelbar auf dem linken Ufer der Yssel die von Lebuin erbaute Kirche zu Wulpen, und zwischen Rhein und Maas die von Liudger erbaute Kirche zu Erfft, das sogenannte „Bethaus zum Kreuz", von welchen beiden schon oben die Rede war. Rechts der Yssel und des Flevum, zwischen der Lippe und der Nordsee, nennen uns die Quellen die gegenüber von Wulpen durch Lebuin erbaute und durch Liudger wieder hergestellte Kirche zu Deventer, und die von dem Letztern errichteten Kirchen zu Wirum an der Nordküste des Frisenlandes, und zu Witmund an der Yssel, unweit Zütphen; die von Abt Bernhard gegründete „Ueberwasserskirche" an der Aa, die von Liudger errichtete und mit einem Frauenstifte unter seiner Schwester Gerburgis vereinigte Kirche zu Notteln unweit Billerbeck, ferner die von einer gewissen Gräfin Ida, Gemahlin eines Beamten Karl's des Großen, am rechten Ufer der obern Lippe gestiftete Kirche von Hirutfeld oder Herzfeld, und die auf Kaiser Karl zurückgeführte, durch die beiden sächsischen Großen ausgestattete Kirche zu Liesborn, die Wiege des dortigen Klosters, als dessen erste Aebtissin, wie sich der Leser er-

innern wird, eine angebliche Schwester des Kaisers, mit Namen Rothswinda, genannt wird.

Damit schließt sich die Reihe der Tochterkirchen zwischen der Weser, der Lippe, der untern Maas und der Nordsee, deren Namen aus den Tagen der Einführung des Christenthums in jenem Theile des damaligen Deutschlands auf uns gekommen sind. Es versteht sich von selbst, daß dieses Verzeichniß höchst lückenhaft ist, daß es vielleicht nicht den zehnten, was sage ich? nicht den fünfzigsten, den hundertsten Theil der in jenen Tagen errichteten Gotteshäuser enthält. Denn von Willehad, dem unermüdeten Apostel der frisisch-sächsischen Grenzstriche an der Nordsee, der so lange Zeit und mit so segensreichem Erfolge diesen Weinberg in allen Richtungen durchzogen und bebaut hat, ist außer seiner bischöflichen Kirche zu Bremen auch nicht eine, von Liudger, von dem die zeitgenössische Geschichtschreibung ausdrücklich berichtet, daß er, wo er immer hingekommen, das Kreuz Christi aufgeflanzt und dem Herrn eine Wohnung gebaut hätte, außer seinen beiden Hauptkirchen, zu Werden und zu Münster, nur noch die eine oder andere seiner Stiftung namhaft gemacht; und an einzelnen Stellen, wie an der untern Maas und der Spaltung zwischen Waal und Rhein, berühren sich die Sprengel nicht nur der Bisthümer, sondern auch der Pfarrbezirke unmittelbar, so stehen namentlich, wie wir gesehen haben, die Kirchen von Elft und von Rynharen, sowie die Kirchen von Wulpen und von Deventer, einander aus nächster Nähe gegenüber, ohne einer und derselben Christengemeinde anzugehören. Daraus geht unwidersprechlich hervor, daß mit dem Anfange des neunten Jahrhunderts mittelst und nach einer rastlosen Arbeit und unermüdlichen

Ausdauer von mehr als hundert Jahren das große Werk der Einführung des Christenthums in der westlichen Hälfte des damaligen Norddeutschlands vollendet war. Es bedurfte für seine Vollendung nur noch des Stempels, den ihm der Kaiserapostel Karl der Große aufdrückte. Gehen wir nun in unserem zweiten Abschnitte zu dem Leben und Wirken dieses größten aller Staatenordner über.

Zweiter Abschnitt.

Die Einführung des Christenthums im mittlern Norddeutschland

oder

die Bekehrung der Sachsen.

Einleitung.

Mit der Bekehrung der Frisen und der Grundlegung zur Bekehrung der Sachsen schließt die angelsächsische Glaubenspredigt ihre große Laufbahn auf dem europäischen Festlande; Liudger, der geborene Frise, der im Lande der Angelsachsen sich zum Apostel heranbildet, schlägt die Brücke zu der neuen Einführung des Christenthums in den deutschen Landen; von ihm aus nimmt die fränkische Glaubenspredigt die weitere Verbreitung desselben in die Hand, und mit ihr gelangen die Worte des Herrn zur Geltung: „Ich bin nicht gekommen, den Frieden zu bringen, sondern den Krieg;“ zugleich

wird der Baum des Lebens, den die Predigt des Schwertes pflanzet, von seinem Stamme abgeschnitten und damit schon im Augenblicke seiner Pflanzung dem Siechthum und dem Tode überantwortet.

Die deutschen Lande der großen Zeit, in welcher die Einführung des Christenthums in denselben vor sich geht, sind jetzt mit Ausnahme eines einzigen, des Sachsenlandes, der römischen Kirche einverleibt, aber sie sind zugleich auch dem fränkischen Reiche einverleibt, und das fränkische Reich und die römische Kirche treten in demselben Augenblicke, in welchem ihre beiderseitigen Oberhäupter den großen Bund besiegeln, dem das römisch-fränkische, nachmals römisch-deutsche Reich entstammt, wie sie auf der einen Seite sich vereinigen, auf der andern wieder aus einander. Der Doppeladler nimmt sich gut aus im Bilde, aber schlecht in der Wirklichkeit, und selbst im Bilde blicken seine beiden Köpfe nach entgegengesetzten Richtungen. Darum wollte auch eine Ordnung der Dinge, bei welcher der Organismus dieses Reiches zwei Häupter haben sollte, ein politisches, den König von Frankreich, und ein kirchliches, den Bischof von Rom, dem neuen Königshause der Pipiniden oder Karolinger nicht recht behagen. Die Gründung und Befestigung einer trefflich gegliederten Hierarchie war demselben erwünscht, denn nichts paßte besser zu seinen Entwürfen; auch der Anschluß an Rom war ihm willkommen, aber nur bis zu einem gewissen Grade und bis zu einem gewissen Zeitpunkte. Wenn man die Höhe erstiegen hat, stößt man die Leiter unter seinen Füßen weg. Pipin nimmt, nachdem er gesalbt ist, wo möglich Umgang vom Stuhle Petri, und bald sehen wir an unserem Doppeladler nur noch Ein frei nach beiden Seiten sich drehendes Haupt über den weit aus-

gespannten Flügeln, hinter denen das zweite nur zuweilen ängstlich hervorspäht, ob es sich nicht bald wieder nach oben strecken könne, ohne im nächsten Augenblicke wieder hinuntergedrückt zu werden; das Oberhaupt des Staates betrachtet und gebart sich zugleich als Oberhaupt der Kirche, und der apostolische Stuhl sieht sich am Ende genöthigt, ihm die Doppelkrone selbst aufzusetzen und in der Erneuerung der abendländischen Kaiserwürde die Wiederkehr der Tage Constanstin's, die Wiederkehr der Allgewalt des Reichsoberhaupts zu sanktioniren.

Das durfte nicht so fortdauern, das Lamm durfte nicht unter dem Hirtenstabe des Löwen bleiben. Denn wer wußte, wie lange das Wort des Dichters sich bewahrheitete: „Eines Löwen Großmuth genügt es, die Körper zu werfen?“ wer wußte, wie lange es dem Löwen gegeben war, die Natur des reißenden Thieres zu verleugnen? Pipin und Karl der Große waren beide groß, aber der letztere besonders war zu groß, um der Hoffnung Nahrung zu geben, sein Geist werde in seiner ganzen Fülle auf die Nachfolger übergehen; und die Vergangenheit nöthigte zu Vorkehrungen für die Zukunft. Kirche und Staat hatten vereinigt, ja verschmolzen werden müssen und mußten verschmolzen bleiben, aber die Leitung beider, welche zugleich vereinigt worden war, mußte wieder getrennt, der Kirche mußte die Selbstregierung zurückerobert werden, wenn die Einführung des Christenthums und das Christenthum selbst nicht zu Schanden gehen und den Völkern zum Segen, nicht zum Fluche werden sollte. Aber dazu bedurfte es wieder des Zusammenwirkens aller Faktoren der Weltgeschichte, des Zusammenwirkens nicht nur der fränkischen mit der übrigen germanischen, sondern auch der römischen, der griechischen

und der arabischen Welt; und unser Gegenstand erfordert es, daß wir nun auch dieses Zusammenwirken in's Auge fassen, denn, wie ich im Schlußworte des vorhergehenden Bändchens gesagt habe, es handelt sich nicht allein um die Sache, es handelt sich, und zwar eben weil um die Sache, auch um die Ursache, und eine vorlaute Kritik mag einwenden, was sie will, ich lasse mich nicht irre machen, wer jene verstehen will, darf sich die Zeit und Mühe nicht verdrießen lassen, auch diese kennen zu lernen.

Um einen Einblick in dieses Zusammenwirken zu gewinnen, müssen wir vor Allem Rundschau halten. Wir sehen von der Höhe aus, die wir nun mit Pipin, dem Gründer der neuen Ordnung, erstiegen haben, daß die Christenheit immer noch eine bloße Oase bildet, umringt von der trostlosen Wüste einer Heidenwelt voll brüllender Löwen, die sie in wilder Bewegung umkreisen. Im Osten und Süden, von den Ufern des schwarzen Meeres an, durch das ganze westliche Asien und nördliche Afrika, ja noch von da hinüber durch die ganze Pyrenäenhalbinsel bis in das südliche Frankreich hinein, legt der Halbmond Mahomet's seinen weißglühenden Bogen um das Kreuz Christi. Schon seit einem Jahrhundert durchsegeln die sarazenischen Kriegsschiffe den Hellespont und das ganze Mittelmeer, und im Jahre 676 wäre das Hauptthor Europa's, Constantinopel, von ihnen gesprengt worden, hätte es nicht der Engel des Herrn mit dem Flammenschwerte des griechischen Feuers vertheidigt, mit dem der syrische Christ Kallinikos, sein Erfinder, die arabischen Schiffe in Brand steckte. In demselben Jahre aber, in welchem die wilden Araber zum ersten Male vor Constantinopel erscheinen, im Jahre 669, nehmen sie die Inseln Rhodos und Kypros und greifen

nicht nur die Insel Sicilien, sondern auch das Festland Italiens an; im Jahre 711 erobern sie sogar Spanien, und von 720 an dehnen sie ihre Verheerungen bis in das Herz des Frankenreiches aus. Nur die Kraft der Verzweiflung und der eiserne Hammer eines Karl Martel vermag die tobende Wuth noch zu dämmen, aber keinen Augenblick ist selbst die Hauptstadt der christlichen Welt, die ewige Roma, ihres Lebens noch sicher. Mit jedem Jahre erscheinen von Asien, von Afrika und von Spanien aus die morgenländischen Freibeuter an den Küsten Griechenlands, Dalmatiens, Italiens, des südlichen Frankreichs und aller Inseln des Mittelmeeres und treiben mit Feuer und Schwert ihren Raub ein an Geld und Gut und Menschen, und im Schooße der Christenheit selbst macht das heillose Gewürme der judasseligen Judenschaft den Mäkler zwischen den christlichen Seelenverkäufern und ihren mahometanischen Kunden.

Aber nicht nur vom Süden, auch vom Norden aus legt sich ein erstickendes Halseisen an die eingeklemmte Christenwelt. Gegen Ausgang des achten Jahrhunderts beginnen die Bewohner der scandinavischen Halbinsel, die noch heidnischen Nachkommen der nach dem äußersten Nordwesten vorgedrungenen Germanen, die Normannen, besonders die Dänen, ihre verwegenen Seefahrten nach allen Küsten des westlichen und nördlichen Europa's, treiben durch die Mündungen der Flüsse stromaufwärts bis in den Schooß der Länder und sengen und brennen wo möglich noch ärger als die arabischen Todfeinde des christlichen Namens; sie sind es hauptsächlich, die durch ihre Verwüstungen und Eroberungen auf den britischen Inseln dem europäischen Festlande die angelsächsische Glaubenspredigt rauben, indem sie dieselbe unter den Trümmern

ihrer Wiegen und Herde, der angelsächsischen Klöster, begraben. Sie haben die treuesten Bundesgenossen in den ebenfalls noch heidnischen Sachsen, und bald auch — o ewige Schmach dem so schnell entartenden Königsgeschlechte der Karolinger! — in dem sich christlich, ja „allerchristlichst" nennenden fränkischen Herrscherhause selbst, das schon unter den Enkeln des großen Karl mit dem dänischen Schwerte in den eigenen Eingeweiden zu wühlen anfängt. Jene Bundesgenossen selbst aber, die Sachsen, sind von jeher die bittersten Feinde nicht nur des Christenthums überhaupt, sondern der Franken insbesondere, und bei der Flachheit und Unbestimmtheit der Grenzen, die sich zwischen ihren und den fränkischen Landen fast durchaus in der Ebene hinziehen, „wollen Todtschlag, Raub und Brandstiftungen von dieser Seite nie ein Ende nehmen." Unmittelbar hinter den Sachsen aber sitzen die gleichfalls heidnischen Slaven und legen der europäischen Christenheit von diesem ihrem einen Endpunkte an bis zum andern, dem adriatischen Meere, einen dritten eisernen Reifbogen an den Hals, den die vom nordwestlichen und mittlern Asien heranwogenden Völkerschwärme der Avaren, der Nachkommen oder wenigstens Erben der Hunnen, und darum von der zeitgenössischen Geschichtschreibung gewöhnlich selbst Hunnen genannt, der Ungarn, der Serben, der Bulgaren, der Chazaren und anderer türkischer Stämme immer fester und fester andrücken. Andererseits schmieden diese letztgenannten Heidenvölker an der mittlern und untern Donau noch einen vierten Reifbogen für die eingepreßte Christenwelt, der sich vom adriatischen bis zum schwarzen Meere an das morsche Gebäude des griechischen oder byzantinischen Reiches legt; und schon recken diese neuen Dränger einerseits den Sa-

razenen, andererseits den Sachsen und Normannen die Hand entgegen, die von allen Seiten umlagerte Christenheit vollends zu erdrosseln.

Im Kreise der Belagerten selbst scheint das Christenthum, wenn ich so sagen darf, sich nahezu schon überlebt zu haben, und die ihn umschwärmenden Heidenvölker erinnern nur an das Wort des Herrn: „wo das Aas ist, da sammeln sich die Adler.“ Besonders sind es die höhern Klassen geistlichen wie weltlichen Standes, denen das Christenthum abhanden gekommen ist, und schon hört man da und dort die Stimmen des Umsturzes erschallen, deren die Achener Synode von 836 gedenkt: „Warum sollten wir nicht das geistliche Gut zu weltlichen Zwecken verwenden? Mit welchem Rechte behaupten die Priester, jene Güter seien Gott und den Heiligen geweiht, da doch Gott und seine Heiligen nicht den geringsten Nutzen aus ihnen ziehen? Wo hat der Allmächtige geboten, daß jene Güter, deren Besitz die Priester verlangen, ihm geweiht werden sollen? Ist nicht die ganze Erde des Herrn, und hat er nicht Alles zum Vortheile der Menschen geschaffen?“ In der Unterdrückung der Wahlfreiheit bei Besetzung der höhern Kirchenstellen, die schon seit undenklicher Zeit größtentheils vom Hofe aus vergeben werden, und in der Abhängigkeit der Kirchenversammlungen und ihrer Beschlüsse von der Willkür des Staatsoberhauptes, das sich schon längst über jedes Gesetz erhaben glaubt, ist die rein heidnische Anschauung von der Vereinigung der königlichen und priesterlichen Gewalt in einer und derselben Person wieder zur vollen Geltung gekommen, damit aber in der Verleugnung der Worte Christi: „dem Kaiser, was des Kaisers ist, und Gott, was Gottes ist,“ das Wesen des Christenthums in seinem innersten Kern angegriffen und

dem herandrängenden Heidenthum auf allen Seiten die Thüre geöffnet.

Bonifacius, der erhabene Gründer der deutschen Kirche, der unermüdete Streiter Christi, ein Stellvertreter des apostolischen Stuhles, wie die Geschichte des Christenthums keinen zweiten mehr aufzuweisen hat, that Alles, was in seine Kraft gegeben war, aber was erreichte er? Der apostolische Stuhl mochte die Legatengewalt des großen Apostels über die gallische, oder wenn wir diese Bezeichnung vorausnehmen dürfen, französische Kirche ausdehnen, so weit er wollte, der Gründer der neuen Dynastie, der Vater Karl's des Großen, kümmerte sich darum wenig, er gab seiner Reichshälfte die gewöhnliche Metropolitanverfassung und schlang das Band, womit sie der päpstliche Legat an Rom knüpfen wollte, womit er die erst von ihm gegründete germanische oder deutsche Kirche schon an Rom geknüpft hatte, sich selbst um den Hals, den Legaten von Rom aber degradirte er zum Erzbischof von Mainz und stellte ihn mit diesem seinem Sprengel und der gesammten deutschen Kirche unter seine, des nunmehrigen Oberhauptes beider Reichshälften, der französischen und der deutschen, ausschließliche, Kirche und Staat umfassende Oberhoheit. Bonifacius war um die schönste Frucht seiner Aussaat betrogen und ging in den Tod, um den Baum, den er gepflanzt hatte, und der nun, von seiner Wurzel abgeschnitten, verdorren sollte, mit seinem Blute zu düngen, ob er dadurch vielleicht noch am Leben erhalten würde.

Die fränkische Kirche hatte sich vom Haupte und Mittelpunkte der katholischen, der allgemeinen Kirche, dem apostolischen Stuhle, abgelöst und unter den Thron gestellt, der sie sofort zur besondern königlichen und kaiserlichen Staatskirche umzuschaffen suchte. In Folge dessen eilte sie

auch mit gewaltigen Riesenschritten dem Tode entgegen. Der Fluß mußte wieder mit seiner Quelle verbunden, die kirchliche Gewalt wieder von der staatlichen getrennt und an den apostolischen Stuhl zurückgegeben werden, oder die immer mehr vertrocknende Oase versank vollends im unermeßlichen Sandmeer. Aber diese Trennung durfte nicht bis zur Ehescheidung gehen, sie mußte ohne Nachtheil für das organische Zusammenwirken beider Gewalten zu dem Einen Zwecke: der Verwirklichung des Christenthums in der Staatsordnung ausgeführt werden. Dadurch zerfiel die Aufgabe dieser Verwirklichung, welche dem neuen Zeitabschnitte wurde, auf dessen Schwelle wir mit der Thronbesteigung des karolingischen Hauses treten, in zwei einander wechselseitig einleitende und vollendende Theile: die Grundlegung und Befestigung einer Verfassung der bürgerlichen Gesellschaft, bei welcher die Trennung der Gewalten unbeschadet der Einheit des Zwecks vorgenommen werden konnte, und die Vornahme der Trennung selbst, die Ablösung der kirchlichen Gewalt vom Throne und Zurücknahme derselben an den Stuhl Petri, mit kürzern Worten, die Wiederherstellung der Selbstregierung der Kirche. Beide Theile der Aufgabe erforderten eine außerordentliche Kraft und Kraftanstrengung, aber der eine nahm mehr die Thätigkeit des Thrones, der andere mehr die Thätigkeit des apostolischen Stuhles in Anspruch; darum schuf die göttliche Weltregierung für jenen einen Karl den Großen, für diesen einen Nicolaus I. Der Eine wie der Andere ist der Repräsentant seiner Zeit und der Mittelpunkt, um welchen sich die Geschichte seiner Zeit dreht. Deßhalb lernen wir auch im Leben dieser beiden größten Persönlichkeiten ihres Jahr-

hunderts, das wir wegen ihrer unschätzbaren Verdienste um die Einführung des Christenthums in den deutschen Landen ohnedieß besonders in's Auge fassen müssen, am besten das Zusammenwirken aller Factoren der damaligen Weltgeschichte zur Wiederherstellung der Selbstregierung der Kirche kennen. Betrachten wir nun zuerst das Leben und Wirken Karl's des Großen, und verfolgen wir damit zugleich den Entwicklungsgang der Weltgeschichte von der Gründung des karolingischen Gesammtreiches in der Thronbesteigung Pipin's 752 bis zu seinem Höhepunkte im Achener Reichstage von 817: einen Zeitraum, den wir als die aufsteigende Linie des neuen Königshauses bezeichnen können.

§ 5. Karl der Große.

Wir beginnen mit dem

Umschwung der Verhältnisse in Italien.

König Aistulf, der wilde Jäger, hatte, wie der Leser sich erinnert, im Christmonate des Jahres 756, von der Hand Gottes getroffen, den Tod auf der Jagd gefunden. Er hinterließ keinen Sohn, aber sein Bruder lebte noch, Ratchis. Der war, wie wir uns berichten ließen, sein Vorfahr gewesen auf dem Throne der Longobarden, aber er hatte seinen Großen zu wenig Sinn und Geschick für das Waffenhandwerk gehabt und deßhalb auf das Zureden derselben die Königsburg gegen die Mönchszelle vertauscht. Nun aber der letztern müde, dieweil er sie ohne innern Beruf bezogen hatte, trat er auf den Ruf der Fürsten, die den Thron zu vergeben hatten, wieder auf die Schaubühne der Welt und ließ sich von Neuem die eiserne Krone auf's Haupt setzen. Aber nicht alle waren mit seiner Erhebung einverstanden. Die longobardischen Großen

schieden sich bekanntlich in zwei Parteien, die eine wollte Frieden halten und gute Nachbarschaft mit den Römern und ihrem Bischofe, dem Oberhaupte der Christenheit, die andere — und die war weitaus die zahlreichere — drang auf Krieg und auf Vollendung der Eroberung Italiens, insbesondere des griechisch-römischen Gebiets, und auf Unterjochung der Kirche. Sie hatte den zurückgetretenen Ratchis gegen das Versprechen, diese ihre Plane fortan mit dem größten Eifer zu verfolgen, auf den erledigten Thron zurückgerufen; aber sie vertraute ihm nur mit halbem Herzen, und auf ein Schreiben des heiligen Vaters, welches ihm in's Gewissen sprach, trat er nach viermonatlicher Regierung gern wieder zum zweiten Male zurück.

Es lebte aber dazumalen noch ein entfernter Verwandter des königlichen Hauses aus der Stadt Brixia (Brescia), fromm, wie es den Anschein hatte, und gottesfürchtig, und geehrt vom Oberhaupte der Kirche, mit Namen Desiderius. Den hatte Aistulf zum Herzoge über den longobardischen Theil der Landschaft Tuscien, des nachmaligen Großherzogthums Toscana, gesetzt. Wie nun ein neuer König gewählt werden sollte, sprach Desiderius zu seinem Weibe Ansa, mit der er gerade in seiner Vaterstadt auf Besuch war: „ich will gen Ticinum (Pavia) reisen, wo die Fürsten zusammenkommen, dem Volke einen König zu setzen.“ Sein Weib aber lachte und sprach: „gehe hin, vielleicht daß sie dich zum Könige wählen!“ Er zog also von dannen und kam am ersten Tage zu einem Orte mit Namen Lenum (Leno zwischen Brescia und Cremona). Allda legte er sich unter einen Baum, der Ruhe zu pflegen. Wie er eingeschlafen war, so kam, wie die Sage meldet, eine Schlange und wand sich um sein Haupt, gleich einer Krone. Sein Diener,

welcher es sah, getraute sich nicht, ihn zu wecken, aus Furcht, die Schlange möchte ihn verletzen. Desiderius aber träumte, es werde ihm das königliche Diadem auf's Haupt gesetzt. Als er nun erwachte und die Schlange wieder fort war, ohne ihm ein Leid gethan zu haben, sprach er zu seinem Diener: „auf! laß uns eilen, denn ich habe einen Traum gehabt, nach dem däucht mir, ich werde König werden." Darauf erzählte ihm der Diener von der Schlange, und Desiderius wurde nachdenklich und schweigsam und brütete über einem Plane. Wie er aber zu Ticinum in den Hof trat, wo das Volk des Ergebnisses der Wahl harrete, zu der sich die Fürsten nicht einigen konnten, da sprachen Etliche zu ihm: „gehe hinein, Desiderius, und sage den Fürsten, daß wir es müde seien, so lange auf ihre Wahl zu warten." Er bedurfte dieser Aufforderung nicht, denn er hatte als einer der fünfunddreißig Herzoge selbst Sitz und Stimme unter den Fürsten und war eben gekommen, dieselben geltend zu machen. Und er trat ein und sprach von dem Murren des Volkes. Es war aber in der Versammlung noch keine Rede von ihm gewesen. Wie ihn nun die Fürsten erblickten, so sprach Einer von Denjenigen, die zu den Römern hielten: „Dieser Mann ist auch noch vom Königsgeblüte und tüchtig im Kriegführen. Lasset uns ihn auf den Schild heben." Und Etliche stimmten ihm bei, Etliche aber murreten über seinen Vorschlag, und die Versammlung ging unverrichteter Dinge aus einander. Da ging Desiderius wieder zurück in sein Herzogthum und wandte sich nun an den Papst mit der Bitte, ihm zur Erlangung des Königthums zu verhelfen, und versprach ihm dabei eidlich, in Allem nach seinem Willen zu thun und die noch rückständigen Gebiete herauszugeben. Da ging der fromme Oberhirte

Stephanus III. (II.) mit dem fränkischen Geschäftsträger, Abt Fulrad, zu Rathe, und sandte seinen Bruder, den Diaconus Paulus, der ihm nach wenigen Wochen in der Regierung der Kirche Gottes folgen sollte, und den Obersten seiner Pfalzrichter oder Stuhlbeamten, Christoph, in Begleitung des genannten Abtes nach Tuscien, Desiderius aber bekräftigte nun sein Versprechen durch eine schriftliche Urkunde. Hierauf schickte der Papst den ehrwürdigen Priester Stephanus, der später als Paul's Nachfolger den römischen Stuhl bestieg, mit einem Schreiben nach Ticinum, und ließ ihn durch den Abt Fulrad und andere Franken dahin begleiten, machte sich aber zugleich darauf gefaßt, dem Herzoge von Tuscien nöthigenfalls mit einem römischen Heere zu Hülfe zu kommen. „Doch der allmächtige Gott lenkte es also, daß Desiderius unter dem Beistande des Papstes ohne weitern Kampf den longobardischen Thron bestieg.“

Aber nicht der Beistand des Papstes, der Beistand der Schlange that das Meiste zur Sache. Die Schlange hatte dem Schlafenden das Diadem um die Stirne gewunden, sie wand es auch dem Wachenden um die Stirne, und nun erst versank er mit ganzer Seele in den Schlaf. Während die Gesandten des Papstes die Stimme der römisch gesinnten Partei der longobardischen Großen auf den Mann vereinigten, auf den der heilige Vater vor allen Andern seine Hoffnungen baute, gewann Desiderius selbst durch geheime Abschwörung dieser Partei die Stimmen der entgegengesetzten, und nun erst riefen ihn die Fürsten in den Krönungssaal und bekleideten ihn mit den königlichen Abzeichen. Zur Sühnung seines Verrathes aber baute er an dem Orte, wo die Schlange sein Haupt umwunden hatte, ein großes, herrliches Kloster zu Ehren

unsers Herrn Jesu Christi und des heiligen Bekenners Benedikt und verlieh demselben viele Güter und Gerechtsame. Und seine Gemahlin that deßgleichen und stiftete in der Stadt Brixia ein anderes Kloster und begabte es mit Landgütern, Wiesen, Mühlen, Quellen, und mit Hörigen und Leibeigenen in den Bisthümern Brixia, Cremona, Placentia (Piacenza) und Regium (Reggio) und mit vielen Schätzen und Kostbarkeiten, wie es einer Königin der Longobarden geziemte.

Desiderius also, wie er König war, konnte nicht mehr, wie er wollte. Die Könige sind oft am wenigsten ihre eigenen Herrn. Er mußte, wie seine Großen wollten. Die aber wollten, wie Aistulf gethan hatte, der wilde Jäger, der Verfolger der Kirche. Und im Bösen ist der Mensch gar gelehrig und bringt es unter der Anleitung des Fürsten dieser Welt schnell zur Meisterschaft. Desiderius trug noch nicht lange das Diadem, so fing er an, den Stuhl Petri ärger zu bedrängen, denn ihn die Schlimmsten seiner Vorfahren bedrängt hatten, auf daß die Rede des Volks erfüllt würde: „selten kommt was Besseres nach.“ Die Longobarden hatten, wie sich der Leser erinnert, schon in früherer Zeit dem Bischofe von Rom eine Menge Städte weggenommen, Pipin aber, der Frankenkönig, der Vater Karl's des Großen, sie gewaltig dafür gezüchtigt und zum Versprechen der Herausgabe dieses Raubes gezwungen. Aber sobald ihnen die fränkischen Heere den Rücken wandten, da hieß es jedesmal: „aus den Augen, aus dem Sinn,“ und was sie etwa herausgegeben, so lange ihnen dieselben auf dem Nacken saßen, das rissen sie wieder an sich, wenn sie ihnen wieder aus dem Gesichte waren, und sie begnügten sich dann nicht mit dem Alten, sie nahmen immer auch Neues

und gedachten dessen kein Ende zu machen, bis sie Rom selbst in ihrer Gewalt hätten und nichts mehr übrig wäre, was sie rauben könnten. Darauf war nun Keiner mit größerem Eifer aus, als eben Desiderius, von dem sich die Kirche so viel versprochen hatte.

Das römische Weltreich, die Schöpfung Julius Cäsar's, war bekannter Maßen in der ersten Hälfte des vierten Jahrhunderts durch die Erbauung einer zweiten Hauptstadt an der Berührungslinie von Europa und Asien in zwei Hälften, eine abendländische und morgenländische, gespalten, und jede dieser beiden Hälften durch die Theilung Theodosius des Großen im Jahre 408 zu einem besondern Kaiserreich erhoben worden. Die erstere, das weströmische oder schlechthin römische Reich wurde noch im Laufe desselben Jahrhunderts eine Beute der Germanenvölker, und zwar Spanien der Westgothen, Afrika der Vandalen, Britannien der Angelsachsen, Gallien der Franken, Italien der Ostgothen. Afrika und Italien entrissen die Heere des Schwesterreiches, des oströmischen oder griechischen, im zweiten Drittel des sechsten Jahrhunderts ihren Eroberern wieder und stellten beide unter die Herrschaft von Constantinopel; aber noch ehe zwei Jahrzehnde verflossen, im Jahre 568, brachen, wie sich der Leser erinnert, die Longobarden über die Alpen herein und setzten sich in den Besitz von Italien; nur die Küstenstriche, insbesondere die istrische Halbinsel, die venetianischen Küsten und Inseln, die heutige Romagna, die Halbinsel Calabrien, das Gebiet von Neapel mit Amalfi, Gaeta und Sorrent, das Gebiet von Rom, Ligurien mit Genua, und die Inseln Corsica, Sardinien, Sicilien und Malta blieben den Griechen, weil sie mächtig zur See waren. Diese ver-

schiedenen Gebiete standen unter der Verwaltung ordentlicher Herzoge, oder außerordentlicher Legaten. Einer derselben, der Herzog von Ravenna, war kaiserlicher Statthalter oder Vizekönig, in griechischer Sprache Exarch, sein Herzogthum, das außer dem Gebiete von Ravenna auch noch das Gebiet von Bologna in sich schloß, hieß deßhalb vorzugsweise das Exarchat. Dasselbe lief im Osten der Appeninen am adriatischen Meere hin und erstreckte sich nordwärts bis zu den Pomündungen, die es vom Herzogthum Ferrara und von Venetien schieden, südwärts bis zur sogenannten Pentapolis oder Fünfstadt, der nachmaligen Mark Ancona. Im weiteren Sinne rechnete man diese Pentapolis selbst, welche außer Ancona auch noch die Städte Sinigaglia, Fano, Pesaro und Rimini umfaßte, sowie das Herzogthum Rom mit den umliegenden Landschaften Campanien, Perusien (Perugia) und dem südlichen Theile von Tuscien, zum Exarchate.

Die Macht des Exarchen aber entbehrte gleich von Anfang an alles Nachdruckes von Seiten der griechischen Kaiser. Darum konnten die Longobarden ihre Eroberungen auf der apenninischen Halbinsel nicht nur behaupten, sondern auch weiter und weiter ausdehnen. Die Regierung von Constantinopel überließ ihre italienischen Unterthanen geradezu ihrem Schicksale. Dieselben fanden nirgends mehr Zuflucht, als bei ihren Bischöfen, insbesondere bei dem Stuhle Petri. Der Exarch selbst wandte sich im Jahre 743, als der Longobardenkönig Liutprand seine Hauptstadt belagerte, mit dem ganzen Volke von Ravenna an den Papst, und bat ihn flehentlich, daß er ihnen helfe und sie errette. Aus dieser Sachlage mußte sich denn für den Bischof von Rom im Laufe der Zeit von selbst eine

Landeshoheit nicht nur über Rom, sondern auch über dessen Umgebung entwickeln. Der Herzog von Rom bestand zuletzt nur noch im Titel und verlor sich allmälig ganz aus dem Gedächtnisse des Volkes, sogar der Geschichtschreibung. Als nun gar vollends Aistulf im Jahre 751 Ravenna und das ganze Exarchat (im engern Sinne) an sich riß, und der griechische Statthalter das Feld räumte, hielt sich Alles, was nicht longobardisch gesinnt war, an den Bischof von Rom als den natürlichen Erben des Exarchen. Der aber, für sich selbst nicht mächtig genug, seine Völker vor den Raubfängen der Longobarden zu schützen, flehte den Kaiser von Constantinopel, wie ihn aber dieser sich selbst überließ, den Beherrscher der Franken um Hülfe für dieselben an, und dieser erzwang denn auch durch das Ergebniß zweier Feldzüge (755 und 756) von den Longobarden die Herausgabe der Besitzungen, die sie dem Exarchen in letzter Zeit entrissen hatten, übermachte sie aber dann nicht dem Kaiser von Constantinopel, der sie früher besessen, aber in sorgloser Trägheit verschleudert hatte, sondern dem rechtmäßigen Erben seines verschollenen Exarchen, dem Bischofe von Rom. Die griechische Oberhoheit hatte für das Exarchat auf immer ein Ende, der Bischof von Rom war dessen Landesherr. Somit bildete der König der Longobarden nicht mehr die einzige souveräne Macht in Italien, es gab noch eine zweite auf der Halbinsel, und diese zweite war in der öffentlichen Meinung die erste und hatte den mächtigsten Herrscher des ganzen Abendlandes auf ihrer Seite, selbst von den longobardischen Bevölkerungen hatten sich ihr schon etliche insgeheim in die Arme geworfen. Wahrlich, wenn Desiderius nicht schleunig dazu that und nicht Allem aufbot, war es um die longobardische Herrschaft in Italien geschehen.

Er erkannte das und folgte den Rathschlägen der Umstände. Während er sich durch Fürsprachen am fränkischen Hofe, insbesondere durch die Vermittlung der eigenen Gemahlin des Frankenkönigs, Bertrada, durch Zusicherungen und Bürgschaften sogar in der Person von Geißeln den Rücken deckte, nahm er die bereits herausgegebenen Landschaften und Städte, eine nach der andern wieder in Besitz, zog seine Belagerungskreise immer näher und näher um Rom, züchtigte abtrünnige Gebiete mit Feuer und Schwert, hielt wankende durch Drohung und Schrecken von der Vollendung des Abfalles zurück und knüpfte Unterhandlungen mit Constantinopel an, um dem römisch-fränkischen Bündniß ein longobardisch-griechisches entgegen zu setzen. Die Griechen waren natürlich so wenig Freunde der Longobarden, als sie Freunde der Ostgothen gewesen waren, und nicht für jene, sondern für sich hatten sie einst Italien von diesen erobert, sie mußten also auch darauf denken, und sie dachten bei all ihrer unbegreiflichen Vernachlässigung ihrer italienischen Besitzungen wirklich darauf, dasselbe wieder in ihre Gewalt zu bringen. Sie unterhielten zu diesem Behufe und zur Abwehr der Sarazenen, die ihnen schon in der zweiten Hälfte des siebenten Jahrhunderts Afrika weggenommen, im Anfange des achten auch Spanien an sich gerissen hatten und nun von beiden Ländern aus als wilde Seeräuber alle Inseln und Küsten der Nachbarschaft heimsuchten, gewaltige Kriegsflotten in den italienischen Meeren, besonders um das am meisten gefährdete Sicilien. Das eben sollte dem verschmitzten Longobarden die Eroberung Italiens für sich vollenden helfen. Nur an einer Seemacht fehlte es den Longobarden, sonst wäre schon längst das ganze Land mit den dazu gehörigen Inseln in ihrer Gewalt gewesen.

Auf die Kunde nun von einem Abfalle der schon längst im geheimen Einvernehmen mit Rom stehenden Herzoge von Spoletum und Benevent, der das Gebiet des Nebenbuhlers um das Doppelte vergrößerte, zog Desiderius durch das Exarchat und die Pentapolis mit Feuer und Schwert gegen sie heran und warf den Herzog Alboin von Spoletum, den er in seine Gewalt bekam, und mit ihm die Beamten, die dem heiligen Petrus und seinem Verbündeten, dem Frankenkönige, den Eid der Treue geschworen, nach schwerer Mißhandlung in's Gefängniß, setzte dem Lande einen neuen Herzog in der Person eines gewissen Theodicius, und rückte dann gen Otorantum (Otranto), der äußersten, am adriatischen Meere gelegenen Stadt Benevents, in die sich dessen Herzog Liutprand geflüchtet hatte. Und hier war es denn, wo er am deutlichsten erkannte, was allein Schuld war, daß die Longobarden die Eroberung der Halbinsel nicht vollenden konnten, und hier war es denn auch, wo er zu dem verzweifelten Mittel eines Bündnisses mit dem Urfeinde seines Volkes zu greifen beschloß. Nachdem er den abtrünnigen Herzog lange Zeit vergeblich aus seinem Zufluchtsorte zu locken gesucht hatte, setzte er ihm einen Nachfolger in der Person eines seiner verläßlichern Großen, mit Namen Arichis, und vermählte demselben zur Befestigung seiner Treue die älteste seiner Töchter. Hierauf begab er sich nach Neapel, das noch den Griechen gehörte, und verabredete mit dem dortigen Legaten eine gemeinschaftliche Belagerung von Otorantum, bei der die Griechen die Stadt von der See, die Longobarden vom Lande aus angreifen sollten, und bedung sich von der ganzen Belagerung, wenn sie den vereinten Kräften gelungen wäre, lediglich nichts aus, als den von ihm abge-

fallenen Herzog und dessen Erzieher und Rathgeber, Johannes. Das Uebrige, die ganze bis dahin longobardische Stadt mit Allem, was darinnen wäre, sollte den Griechen zufallen. Dasselbe schlug er in Betreff Ravenna's vor, das sein Vorgänger wieder herausgegeben und er bis jetzt noch nicht wieder in seine Gewalt bekommen hatte. Der Legat übermittelte ein Schreiben von ihm nach Constantinopel, worin Desiderius den Kaiser aufforderte, „ein Heer nach Italien herüberzuschicken, dem er sich dann mit der Streitmacht der Longobarden anschließen würde, um so die Stadt von zwei Seiten anzugreifen und sie wieder in die Gewalt des Kaisers zu bringen. Der Longobarde gedachte dem Griechen natürlich so wenig Wort zu halten, als er dem Römer und dem Franken Wort hielt. Wenn er die Städte nur einmal hatte, sie zu behaupten getraute er sich schon. Eben so aber konnten auch die Griechen rechnen. Die Longobarden unmittelbar zu überwältigen und auszutreiben fühlten sie sich zu schwach, sie mußten zuvor wieder festen Fuß auf der Halbinsel gefaßt haben, und dazu wollten ihnen nun die Longobarden selbst verhelfen. Was war natürlicher, als daß sie mit beiden Händen nach dieser Gelegenheit griffen? Was war natürlicher, als daß das Bündniß zu Stande kam? Mochte dann die Frucht dieses Bündnisses auch das Bündniß selbst wieder zerreißen, Rom war durch dasselbe gefallen und wurde in dem Kriege, der nun zwischen beiden Verbündeten um den Besitz der Eroberung ausbrach, entweder longobardisch oder griechisch. In beiden Fällen war es um seine Freiheit geschehen. Nein, erobern durfte es sich nicht lassen, am wenigsten durch die Longobarden oder die Griechen, denn die einen wie die anderen dachten nur auf seine Unterdrückung; lieber wollte es sich selbst unterwerfen, und

wenn es dem angedrohten Schicksale entgehen wollte, mußte es sich selbst unterwerfen, aber nicht den Longobarden, nicht den Griechen, es konnte sich auch einer dritten Macht unterwerfen, wenn diese es nur gegen die beiden andern zu schützen vermochte, und eine solche dritte Macht war die fränkische, ihr unterwarf sich Rom freiwillig, ihr hatte es sich in der Anrufung ihres Schutzes schon freiwillig unterworfen, und durch diese freiwillige Unterwerfung rettete es seine Freiheit und baute sich die Staffel zur Weltherrschaft.

Doch das longobardisch-griechische Bündniß kam nicht zu Stande, wenigstens nicht zur Folge. Die Griechen hatten in ihren unaufhörlichen Glaubensstreitigkeiten und ihrer heillosen Hof- und Staatswirthschaft alle Thatkraft nach außen verloren und sie — „fürchteten die Danaer, und doppelt, wenn sie schenkten.“ Desiderius mußte auf andere Wege denken, die ihn zum Ziele führen könnten. Und lag ihm ein solcher nicht nahe genug? Er hatte sich in den wenigen Jahren, seitdem ihm die Schlange des Abgrundes das Diadem um die Stirne gewunden, zum vollendetsten Schauspieler herangebildet, der je auf einem Throne saß. Er hatte es zur Meisterschaft in der Kunst gebracht, einem Jeden, mit dem er zu thun hatte, ein ander Gesicht zu zeigen, und wie sich jener französische Staatskünstler ausdrückt, die Sprache nur zur Verheimlichung seiner Gedanken zu gebrauchen. Mit solchen Eigenschaften konnte man sich auch wohl, wenn nicht in eigener Person, so doch vielleicht in der Person eines geeigneten Werkzeuges, auf einen Herrscherstuhl schwingen, der durch Wahl vergeben wurde. Wenn Desiderius den Mann leitete, der auf dem römischen Stuhle saß, so war er nur wieder die einzige souveräne Macht auf der Halbinsel, und ob

alsdann die Franken ihr Bündniß mit Rom lösten oder nicht, im Besitze der Herrschaft über Italien und die öffentliche Meinung der ganzen Christenheit glaubte er sich auch den Franken gewachsen.

Auf dem römischen Stuhle saß dazumal Paul I. Er war am 29. Mai 757, zwei Monate nach der Thronbesteigung des Desiderius, auf denselben erhoben worden. Der Longobarde bot seine ganze Kunst auf, ihn auf seine Seite zu bringen, aber all seine Mühe war verloren. Paul hielt so unerschütterlich an dem Frankenkönige, als sein Bruder und Vorgänger Stephan III., der denselben zum Könige gemacht hatte. Aber der Mensch ist sterblich, dachte Desiderius, und traf Vorkehrungen, deren Erfolg nicht nur den vollendeten Schauspieler, sondern auch den vollendeten Maschinisten verrieth. Ein Jahrzehnd war dem Nachfolger Stephan's III. zur Regierung der Kirche Gottes zugemessen. Gegen Ende Juni's 767 legte sich Paul I. zum Sterben. Da erhob sich Herzog Toto aus der Stadt Nepe, mit seinen Brüdern Constantinus, Passivus und Paschalis, und brachte aus Nepe und andern tuscischen Städten zahlreiche Mannschaft und dazu einen Haufen Bauern vom Lande zusammen. Sie drangen durch das Thor des heiligen Pancratius in die Stadt Rom ein, wählten in Toto's Hause dessen Bruder Constantin, der noch Laie war, zum Papste und führten denselben bewaffnet in den Lateran. Unterwegs griffen sie den Bischof Georg von Präneste (Palestrina) auf und zwangen ihn, dem Gewählten die Priesterweihe zu ertheilen. Am andern Morgen ließ sich Constantin in aller Frühe vom ganzen Volke Treue schwören. Am folgenden Sonntage, da Paul mittlerweile, den 28. Juni 767, aus dem Leben der Zeitlichkeit geschieden war, zog er umgeben

wieder von einer großen Schaar Bewaffneter nach der Peterskirche, wurde hier von dem genannten Bischofe von Präneste und den Bischöfen Eustatius von Albano und Citronatus von Porto zum Papste geweiht, und saß nun ein Jahr und einen Monat lang auf dem römischen Stuhle, Niemand ahnete, daß ihn der Longobardenkönig Desiderius auf denselben gesetzt hatte.

Solche gottlose Neuerung konnten Christoph, der erste der sieben Pfalzrichter, welche die Papstwahl zu leiten hatten, und dessen Sohn, der Schatzmeister Sergius, ein Mitglied derselben Behörde, nicht länger mitansehen. Sie erwirkten sich von ihrem Obern, dem eingedrungenen Papste, Urlaub zu einer Reise unter dem Vorgeben, nach dem Spoletaner Kloster unsers Herrn und Heilandes Jesu Christi gehen und alldorten das Mönchskleid anlegen zu wollen. Statt dessen aber baten sie, in Spoletum angekommen, den dortigen Herzog Theodicius um ein Geleite über den Po zu König Desiderius. Das ward ihnen gewährt. Wie sie nun vor den König der Longobarden kamen, lagen sie ihm, dem Einzigen, von dem sie sich erfolgreichen Beistand versprechen zu können glaubten, flehentlich an, er möchte ihnen zu Hülfe kommen und die Kirche Gottes von solchem Uebel erlösen. Der aber sprach: „was gehen mich eure Händel zu Rom an? Da sehet ihr zu!" Sie ließen sich das gesagt sein und machten sich auf den Rückweg. In der Stadt Reate (Rieti) aber sammelte Sergius, während sein Vater Christoph anderswo thätig war, eine Schaar Bewaffneter um sich, zog an ihrer Spitze gen Rom und drang in der Abenddämmerung des 29. Juli in die Stadt. Wie das Toto und Passivus am andern Morgen hörten, zogen sie mit einer zahlreichen Mannschaft durch die Straßen und riefen die Reatiner zum Kampfe. Es be-

fanden sich aber bei Toto auch der zweite der sieben Pfalzrichter, Demetrius mit Namen, und der nachmalige Herzog Gratiosus, die mit Sergius im geheimen Einverständnisse waren. Bei der ersten Begegnung fiel ein besonders starker Reatiner, mit Namen Rachipert, den Herzog Toto an. Der aber machte sich über ihn her und erschlug ihn. Da wandten sich die Reatiner zur Flucht. Aber Demetrius und Gratiosus durchbohrten in demselben Augenblicke den Toto von hinten. Auf das geriethen dessen Leute in Verwirrung und flohen, die Reatiner aber setzten ihnen nach. Passivus enteilte nach dem Lateran und flüchtete sich von dort aus mit seinem Bruder Constantin und einem Bischofe, Namens Theodor, einem der vornehmsten Anhänger derselben, in eine Kapelle der Kirche des heiligen Venantius, wurde aber mit diesen nach einigen Stunden von den Pfalzrichtern daraus hervorgezogen und in festen Gewahrsam gebracht.

Am folgenden Sonntage schaarte, von Desiderius dazu bestochen, einer der Reatiner, ein Priester mit Namen Waldipert, ohne Vorwissen des Sergius, etliche Römer um sich und zog mit ihnen nach dem Kloster des heiligen Vitus. Dort holten sie den Priester Philippus hervor und führten ihn, wie es herkömmlich war, unter dem Rufe: „der heilige Petrus hat Philippus zum Papste erwählt," nach der Kirche des Erlösers. Allda empfing er von den Bischöfen die Weihe, ertheilte dem Volke den Segen und wurde sofort nach dem Lateran geleitet. Hier bestieg er den päpstlichen Stuhl, ertheilte abermalen den Segen und setzte sich sodann mit etlichen geistlichen und weltlichen Großen zu Tische. An demselben Tage erschien Christoph vor den Thoren der Stadt. Wie der von

der neuen Papstwahl hörte, entbrannte er voll Zornes, und schwur vor allem Volke, er werde die Stadt nicht eher betreten, als bis Philippus aus dem Lateran vertrieben sein würde. Da zog Gratiosus mit einem Haufen Römer aus und vertrieb Philippus. Der aber kehrte sofort in aller Demuth in sein Kloster zurück. Tags darauf versammelte Christoph die Priester und Prälaten, die weltlichen Würdeträger und die gesammte Ritterschaft, die ehrbaren Bürger und alles römische Volk, und Alle stimmten mit Einem Munde für den frommen Priester Stephanus, wählten ihn zum Papste und führten ihn unter großem Jubel nach dem Lateran.

Böse Buben aber, an denen es auch der guten Sache nie fehlt, ergriffen den Bischof Theodor und rissen ihm Augen und Zunge aus. Dasselbige thaten sie dem Passivus und duldeten es nicht einmal, daß sie nach Hause gebracht und von ihren Leuten gepflegt würden, sondern stießen sie in einen Klosterkerker, wo Theodor unter den Qualen des Hungers und nach Wasser schreiend den Geist aufgab. Den Constantin setzten sie auf ein Pferd und ließen ihn auf einem Weibersattel in das Kloster Cella nova reiten. Etliche meinen, daher schreibe sich das alberne Mährchen von der Päpstin Johanna. Am folgenden Sonnabende wurde Constantin wieder aus seinem Kerker hervorgezogen und nach allen Regeln der Form abgesetzt; und nun erhielt Sonntag den 7. August 768 Stephan die päpstliche Weihe, und das ganze römische Volk that Buße, dieweil es sich der gottlosen Wahl dieses Constantin nicht widersetzt hatte. Etliche Tage darnach zog Gratiosus, der des Bösen gar viel verübte, mit einem Haufen Bewaffneter aus Tuscien und Campanien im ersten Morgengrau nach dem Kloster Cella nova, befahl,

Constantin aus seinem Kerker herauszureißen und ihm die Augen auszustechen. Man ließ den Unglücklichen halbtodt auf der Straße liegen. Aber er erholte sich wieder und wurde sodann in seinen Kerker zurückgebracht. Zu Anfang des folgenden Jahres ward er vor eine zahlreiche Versammlung von Bischöfen aus Frankreich und Italien gestellt, um Rechenschaft abzulegen von seinem ruchlosen Stuhlraube. Seine sämmtlichen Regierungshandlungen wurden für nichtig erklärt, seine Decrete und Ausschreiben öffentlich verbrannt und sein Name für immer aus der Reihe der Päpste gestrichen.

Desiderius kochte Rache, und Waldipert, sein Soldknecht, entwarf mit dem Herzoge von Spoletum und etlichen Römern den Plan, den ersten Pfalzrichter und andere römische Große zu ermorden und die Stadt den Longobarden zu überliefern. Die Sache aber wurde ruchbar, und Christoph zog mit einem Haufen Volkes aus, den Verräther zu greifen, und als nun Waldipert in die Kirche der heiligen Muttergottes zu den Märtyrern flüchtete, ließ er ihn mit dem Muttergottesbilde, welches er umklammert hielt, herausreißen und in ein Gefängniß des Laterans stoßen. Nach wenigen Tagen aber zogen sie ihn heraus in den Hof, rissen ihm Augen und Zunge aus dem Kopfe und brachten ihn dann in ein Spital, wo er bald darauf an seinen Wunden starb. Da legte Desiderius in eigener Person die Hand an das Werk. Er trat eine Wallfahrt an nach St. Peter; die Pfalzrichter aber erblickten darin einen Heereszug gegen Rom und rüsteten sich zu mannhafter Gegenwehr. St. Peter stand dazumalen, wie noch heute, auf dem rechten Ufer der Tiber und war noch nicht in den Umkreis der Stadt eingeschlossen; der beschränkte sich mit seinen Ringmauern und

Thoren auf das linke Ufer und wurde in den Tagen der Gefahr von St. Peter abgesperrt. Das geschah denn auch jetzt. Die Pfalzrichter hatten einen richtigen Blick, die longobardische Pilgerfahrt war ein Handstreich auf Rom, und die nächste Gefahr drohte ihnen selbst. Christoph und Sergius waren ächt, wie gediegen Gold, aber andere Leute hatte Stephan IV. in seiner Umgebung, welche das nicht von sich rühmen konnten und doch das volle Vertrauen des heiligen Vaters besaßen, dem der Scharfblick des Vorstandes seiner Pfalzrichter nicht gegeben war. Zu ihnen gehörte namentlich sein Kämmerer Paulus mit dem Beinamen Afiarta. Den hatte der Longobardenkönig bestochen, jene beiden Männer zu stürzen. Auf das hin verdächtigte sie Paulus bei dem Papste und dem ganzen römischeu Volke eines Anschlages auf das Leben des heiligen Vaters und wußte die Sache so einzuleiten, daß sie selbst den Schein auf sich luden, als wäre dieser Verdacht nur zu tief gegründet. Desiderius hatte den Papst bitten lassen, daß er zu ihm herüberkäme nach St. Peter, um sich über die Ansprüche des römischen Stuhles mit ihm zu verständigen. Der heilige Vater war der Einladung gefolgt, und der Longobarde hatte ihn dergestalt zu verblenden gewußt, daß er die schlangengekrönte Schlange sogar heimlich mit sich hinübernahm in den Lateran. Desiderius hatte ihm zu verstehen gegeben, es könnte diese Nacht noch der Fall eintreten, daß er seiner Hülfe bedürfen würde. Der Papst gedachte der Einflüsterungen seines Kämmerers und freute sich der ihm angebotenen Schutzwache. Im Lateran angekommen zog er sich in Begleitung dieses Kämmerers mit dem Longobardenkönige und dessen Leuten in die Kirche des Papstes Theodor zurück, worin er allein noch Sicherheit zu finden glaubte, wenn die Verschwörung zum Ausbruche

käme. Wie das den Pfalzrichtern zu Ohren kam, sammelten Christoph und Sergius ihre Schaaren und drangen, von einem fränkischen Gesandten begleitet, der zum Schutze des Stuhles Petri aufgestellt war, in den Lateran, nicht um den Papst, wie dieser glaubte, wohl aber um seine und ihre verkappten Feinde zu greifen. Doch lassen wir uns den Verlauf vom Papste selbst erzählen, so gewinnen wir damit zugleich einen Blick in das Getriebe Desjenigen, dessen Arglist den Arglosen dermaßen zu umstricken vermochte, daß er in seinen treusten Freunden seine treulosesten Feinde, in seinen treulosesten Feinden seine treusten Freunde erblickte. „Mit großem Schmerze," schreibt der heilige Vater nach der angstvollen Nacht an Karl, den ältern der beiden Brüder, die mittlerweile ihrem Vater Pipin in der Regierung des fränkischen Reiches gefolgt waren, „mit großem Schmerze theile ich Dir die Todesgefahr mit, in welcher ich mich befand. Es haben nämlich der verruchte Christoph und sein gottloser Sohn Sergius mit Dodo, dem Gesandten König Karlmann's, Deines Bruders, einen Anschlag auf Unser Leben gemacht. Mit diesem Dodo und seinen Franken und ihrem eigenen schlechten Anhang sind sie bewaffnet in den Lateran eingedrungen, haben die Thüren in Trümmer geschlagen, die Teppiche mit ihren Lanzen durchlöchert und sind selbst in die Kirche des Papstes Theodor eingebrochen, in der Wir saßen, und die sonst Niemand auch nur mit einem Messer zu betreten wagt. Aber der allmächtige Gott hat Uns aus ihren Händen errettet. Mit Hülfe Unsers Sohnes, des Longobardenkönigs Desiderius, der sich gerade bei Uns befand, um seine Verpflichtungen gegen den heiligen Petrus zu erfüllen, gelang es Uns, sammt Unserer Geistlichkeit nach St. Peter zu

entkommen. Von dort aus ließen Wir sofort besagten Christoph und seinen Sohn Sergius durch etliche Priester auffordern, abzulassen von ihren bösen Anschlägen und zu Uns herüberzukommen nach St. Peter. Sie aber schaarten sich mit Dodo und seinen Franken zusammen zu festem Widerstande, schlossen die Thore, stießen Drohungen gegen Uns aus und verwehrten Uns die Rückkehr in die Stadt. Als jedoch mittlerweile ihre Absicht ruchbar wurde unter Unserem Volke, wurden sie alsbald von ihren Anhängern verlassen. Etliche stiegen über die Mauern oder erbrachen die Thore und kamen zu Uns, die Mörder aber wurden nun trotz ihres Sträubens in die Kirche des heiligen Petrus abgeführt. Alles Volk verlangte ihren Tod; nur mit Mühe konnten Wir sie den Händen der Menge entreißen. Wie Wir sie aber in der Stille der Nacht sicher nach der Stadt bringen lassen wollten, wurden sie von Etlichen, die ihnen aufgelauert hatten, überfallen und ihnen die Augen ausgerissen, Gott ist Zeuge, ohne Unser Wissen und Wollen. — Glaube Uns, ohne die Hülfe Unsers erlauchten Sohnes, des Königs Desiderius, hätten Wir und Unsere gesammte Geistlichkeit und alle Unsere Getreuen den Tod gefunden. Wie viel Schaden und Unheil hat nicht dieser Dodo angerichtet, der Uns nach dem Leben steht, statt, wie ihm von seinem Könige befohlen ist, treu zu Unserem und des heiligen Petrus Dienst zu stehen. Und Wir sind fest überzeugt, daß Unser erlauchter Sohn, der König Karlmann, wenn ihm diese Frevelthat zu Ohren kommt, es sehr mißbilligen wird, daß dieser Dodo solchen Jammer über die Kirche Gottes gebracht hat. — Mit Unserem erlauchten und von Gott beschirmten Sohne, dem Könige Desiderius, aber haben Wir Uns im besten Frieden vertragen, er hat alle Gerechtsame des heiligen Petrus vollständig anerkannt.“

Desiderius sah sich wiederum dem Ziele seiner Wünsche nahe. Der Handstreich auf Rom war ihm zwar mißlungen, aber er hatte den heiligen Vater seiner besten Stützen beraubt. Christoph starb an seinen Wunden, Sergius wurde in einen finstern Kerker geworfen und, als seine Unschuld endlich an den Tag zu kommen drohte, von den schändlichen Verräthern aus demselben herausgerissen und ermordet, Paulus aber, der päpstliche Kämmerer, des Longobarden Werkzeug, wußte sich in der Gunst Stephan's IV. zu behaupten. Dem aber begann es endlich doch auch nach und nach von den Augen zu fallen, wie Schuppen. Er schrieb nach einiger Zeit an die königlichen Brüder, die das Frankenreich beherrschten: „Ihr habt Uns versprochen, daß Ihr jederzeit mit Eurer ganzen Macht werdet einstehen für die Gerechtsame des heiligen Petrus, wie Euer seliger Vater dem Fürsten der Apostel gelobt hat. Wir beschwören Euch nun bei dem Tage des jüngsten Gerichtes, und der heilige Petrus selbst ermahnt Euch durch Uns, der heiligen Kirche unverzüglich zu ihrem Rechte zu verhelfen. Sollte Euch aber Jemand sagen, die Longobarden hätten ihre Verpflichtungen gegen den heiligen Petrus erfüllt, so schenket ihm nicht den allergeringsten Glauben.“ Und immer klarer wurde es dem Papste, daß er von dem Longobarden auf die schändlichste Weise hintergangen und mißbraucht worden war, und immer fester klammerte er sich an die Frankenkönige. Aber hier traf er nun unerwarteter Weise mit einem Nebenbuhler zusammen. Wie Desiderius sah, daß der Boden, den er gewonnen zu haben glaubte, zu weichen begann und das Schwert, das er so lange von sich fern zu halten gewußt hatte, nun endlich doch noch über ihn zu kommen drohte, warf er den Anker nach einer

andern Seite aus. Er hatte einen Sohn, mit Namen Adalgis, der war noch unvermählt, und drei Töchter, Adelperga, Liutperga und Bertrada, von denen waren die beiden erstern verheirathet, die eine, wie wir wissen, an Herzog Arichis von Benevent, die andere an Herzog Tassilo von Bayern, die dritte war noch zu vergeben. Sie war wohl ein Pathenkind Derjenigen, deren Namen sie trug, der hinterlassenen Wittwe Pipin's, der Mutter der beiden Frankenkönige. Jedenfalls stand diese im innigsten Verhältnisse mit dem longobardischen Königshause und trug besonders tief dessen jüngste Tochter im Herzen. Aber sie hatte auch eine eigene Tochter mit Namen Gisla — zwei andere, Rotheid und Adelheid, waren ihr gestorben. Leicht konnten sich also beide Königshäuser mit einander verschwägern, und die fränkische Königin Mutter hätte diese Verschwägerung gar zu gern gesehen. Aber Gisla hatte sich schon in ihren Mädchenjahren dem Herrn verlobt und deßhalb den griechischen Kaiser Constantin V., der um ihre Hand geworben hatte, ausgeschlagen, und ihre beiden Brüder, Karl und Karlmann, waren vermählt. Wenn Gisla nicht auf andere Gedanken zu bringen war, so mußte der Verschwägerungsplan aufgegeben werden. Die fränkische Königin Mutter wollte ihn aufgeben, aber Desiderius wußte sie umzustimmen. Sie hatte sich bisher so viele Mühe gegeben, den Frieden zwischen beiden Königshäusern zu erhalten; wenn das Familienband nicht geschlungen wurde, war all diese Mühe verloren, und das Haus der Longobarden, das ihr so theuer geworden als das eigene, war mit derselben verloren. Was war zu thun? Der Longobarde wußte Rath. Karl's Gemahlin, Himiltrud, gehörte zwar einem edeln fränkischen Geschlechte an, aber Fürstenblut

rollte nicht in ihren Adern, sie war dem Könige nicht ebenbürtig und ihm deßhalb nur „nach dem salischen Gesetze“, d. h. „auf die linke Hand“ angetraut, ihre Ehe also war eine Ehe und war keine Ehe, sie konnte, wenn nicht nach römischem, so doch nach germanischem Rechte aufgelöst werden, und Desiderius, der Feind der Römer, pochte auf sein Germanenthum. Bei der Königin Mutter aber machte sich das Sprüchwort geltend: „was das Herz hofft, das glaubt es.“ Sie erblickte zuletzt selbst in ihrer Schwiegertochter nur des Sohnes Beischläferin, als welche auch Himiltrud von der zeitgenössischen Geschichtschreibung ausdrücklich bezeichnet wird, und glaubte sich deßhalb am Ende verpflichtet, auf ihre Verstoßung anzutragen. Karl aber kam ihr auf halbem Wege entgegen. Er mußte die schöne Königstochter schon irgendwo zu Gesicht bekommen haben, denn er hatte ein Auge auf sie geworfen, er „begehrte“ ihrer, und der feurige Jüngling von siebenundzwanzig Jahren hatte gar gewaltige Begierden. Der heilige Vater drohte ihm mit „Verstoßung aus dem Reiche Gottes für den Fall, daß er Diejenige verstoßen würde, mit der er nach Gottes Willen und Rathschluß und nach seines verstorbenen Vaters Anordnung in rechtmäßiger Ehe vermählt sei.“ Karl's Begierde war mächtiger als alle Drohungen. Himiltrud ward verstoßen, und Bertrada, des Longobarden Tochter, auf den fränkischen Thron erhoben.

Desiderius war seinem Ziele wieder näher als je; er hatte nichts mehr von dem fränkischen Schwerte zu fürchten, und der Stuhl Petri däuchte ihm bereits sein Fußschemel. Aber wie gewonnen, so zerronnen. Eine bloße Leidenschaft mußte in ihrer Asche ihr Grab finden. „Veränderung macht Vergnügen,“ war der Wahlspruch des

jungen Frankenkönigs. Die Lüsternheit des Fleisches überwog in ihm das Gesetz Gottes, und hatte die eine Gemahlin verstoßen werden können, so konnte auch die andere verstoßen werden. Was dem Einen recht, ist dem Andern billig. Karl schickte nach Verfluß eines Jahres dem Longobarden seine Tochter zurück und nahm eine dritte Gemahlin, die vielgefeierte Hildegard.

Der gekrönte Bühnenheld sah sich abermals betrogen. Aber er machte gute Miene zum bösen Spiel und säte mit stillem Lächeln Drachenzähne in den Schooß des fränkischen Königshauses. Der Boden für dieselben konnte nicht wohl günstiger sein. Denn die Königin Mutter selbst fühlte sich auf's Tiefste verletzt durch die Verstoßung Derjenigen, die ihr so tief im Herzen saß und um die sie in eigener Person geworben hatte. Der jüngere der beiden Brüder aber hielt von jeher ein scheeles Auge auf den ältern gerichtet, die Mutter hatte bis dahin nur mit der größten Mühe den Frieden zwischen ihnen erhalten: dem Longobarden eine glänzende Aussicht auf die Bewahrheitung des römischen Sprüchworts: „entzweie und herrsche!“ Es wäre bald zum Bruderkriege gekommen. Da trat ein anderer Friedensengel in's Mittel, der Tod. Karlmann starb am 4. Dezember 771. Er hinterließ eine Wittwe und zwei unmündige Söhne. Die Franken trugen deren Ansprüchen auf die väterliche Reichshälfte keine Rechnung und setzten König Karl über das Gesammtreich. Sie konnten zu Königen über sich setzen, welche Glieder des Herrscherhauses ihnen beliebten. Das Frankenreich war ein erbliches Wahlreich; was aber die Erbfolge anbelangt, so fiel nach dem Rechtsgebrauche der Germanen beim Tode des Vaters, wenn keine wehrhaften oder mündigen Söhne da waren, die Wehre oder Wirth-

schaft, d. h. das Anwesen des Verstorbenen und damit die Hinterbliebenen selbst an dessen ältesten Bruder. Dem Letztern entzog sich Karlmann's Wittwe. Sie warf sich mit ihren beiden Kindern, Karl und Pipin, dem Longobardenkönige in die Arme. König Karl „nahm das als eine gleichgültige Sache gelassen auf“, Desiderius aber knüpfte wieder die kühnsten Hoffnungen und Entwürfe daran.

Wenige Wochen nach König Karlmann, im Anfange des Jahres 772, starb auch Papst Stephan IV. Acht Tage nach seinem Tode wurde der Diaconus Hadrian, ein frommer und bei allem Volke beliebter Mann, auf den apostolischen Stuhl erhoben. Er hatte kaum die Weihe empfangen, als der Longobardenkönig die Herzoge Theodicius von Spoletum und Tunno von Eporedia (Jvrea) und seinen Kämmerer Prandulus an ihn abschickte und ihm den Wunsch ausdrücken ließ, ein Freundschaftsbündniß mit ihm zu schließen. Der heilige Vater aber gab den Gesandten zur Antwort: „Ich wünsche mit allen Christen Frieden und Freundschaft zu halten, also auch mit euerm Könige Desiderius, und ich werde mir angelegen sein lassen, den Bestimmungen des zwischen den Römern, Franken und Longobarden abgeschlossenen Vertrages nachzukommen. Aber wie soll ich eurem Könige trauen nach dem, was mir mein Vorgänger, der selige Papst Stephan, über die Art und Weise seines Worthaltens berichtet hat? Nach dem ließ Desiderius Alles unerfüllt, was er ihm am Grabe des heiligen Petrus in Betreff der Gerechtsame der römischen Kirche eidlich versprochen hatte, und nur auf sein Anstiften geschah es, daß dem ersten Pfalzrichter Christoph und seinem Sohne Sergius die Augen ausgestochen wurden. Auch das hat

mir Papst Stephan mitgetheilt, daß, wie er nachmals Christoph's Nachfolger Anastasius und den Subdiaconus Gemmulus an ihn abgesandt habe mit der Aufforderung, das Versprochene zu leisten, der König ihnen den Bescheid gegeben habe: Papst Stephan solle zufrieden sein, daß er ihm Christoph und Sergius aus der Stadt geschafft habe, und nicht weiter seinen Gerechtsamen nachfragen; denn wenn er ihn nicht aus der Schlinge ziehe, werde es ihm schlecht genug ergehen, sintemal der Frankenkönig Karl als Freund dieser beiden entschlossen sei, deren Tod zu rächen, mit einem Heere nach Rom zu ziehen und den Papst gefangen zu setzen.“ Wie nun aber die Gesandten versicherten, daß König Desiderius dem Papste nunmehr seine sämmtlichen Versprechungen unverbrüchlich halten werde, schickte Hadrian den Schatzmeister Stephanus und den Kämmerer Paulus Afiarta an den Longobardenkönig ab, um diese Sache in's Reine zu bringen. Allein schon in Perusia kam diesen die Nachricht zu, daß Desiderius das ganze Herzogthum Ferrara in Besitz genommen habe.

Noch nicht zwei Monate saß Hadrian auf dem Stuhle Petri, als dies geschah. Nach dem belagerte Desiderius auch noch Ravenna und nahm das ganze Gebiet um die Stadt mit Allem, was darinnen war, in Besitz. Der Erzbischof Leo aber und die Bürger der Stadt schickten Gesandte nach Rom und ließen den heiligen Vater flehentlich um Hülfe bitten. Da ersuchte Hadrian den König durch Briefe, sogleich wieder herauszugeben, was er an sich gerissen, und machte ihm heftige Vorwürfe, daß er sein Versprechen so schlecht gehalten. Desiderius aber antwortete, er werde nichts vom Allem herausgeben, bis der heilige Vater in Person zu ihm komme, es in Empfang

zu nehmen. Es begab sich nämlich in diesen Tagen, daß die Wittwe Karlmann's mit ihren Söhnen Zuflucht bei dem Longobarden suchte. Er nahm sich ihrer auf's Angelegentlichste an und gab sich alle Mühe, „den Papst zu sich zu locken, die Söhne des verstorbenen Frankenherrschers durch ihn zu Königen salben zu lassen, dadurch eine Theilung des fränkischen Reiches herbeizuführen, das innige Verhältniß zwischen dem Papste und dem König Karl zu lösen und die Stadt Rom und ganz Italien unter longobardische Herrschaft zu bringen.“ Aber Hadrian blieb fest wie Demantstein. Paulus Afiarta hatte dem Longobardenkönige versprochen, „er werde den heiligen Vater vor sein Antlitz bringen, und müßte er ihm Stricke an die Füße legen.“ Aber er war noch nicht zurück von seiner Sendung, als es an den Tag kam, daß er es gewesen, der den geblendeten Sergius hatte tödten lassen. Damit er nun nichts von dieser Entdeckung erfahre und nicht wieder umwende, einen neuen Anschlag mit Desiderius zu verabreden, ließ Hadrian dem Erzbischof Leo heimlich die Weisung zugehen, ihn auf der Durchreise festhalten zu lassen. Das geschah denn auch.

Papst Hadrian hatte nämlich eine strenge Untersuchung über den Tod des ermordeten Sergius angeordnet. Die Aussage der Wächter des Laterans, in dessen Kerkern er gefangen gesessen, ging dahin, daß acht Tage vor dem Tode Papst Stephan's in der ersten Stunde der Nacht der Haushofmeister Calvenzulus mit dem Priester Lunisso und dem Tribun Leonatius aus der campanischen Stadt Anagnia (Anagni) den Sergius hervorgeholt und beiden Letztern übergeben habe. Calvenzulus sodann gab an, daß er den Befehl dazu von dem

Kämmerer Paulus Afiarta, dem Bezirksvorstande Gregorius, dem Herzoge Johannes, Papst Stephan's Bruder, und dem Haushofmeister Cavulus erhalten habe. Lunisso und Leonatius wurden nun aus Anagnia herbeigeholt. Sie gestanden ein, daß sie den Sergius auf Befehl der genannten Männer getödtet, und bezeichneten den Ort, wo sie ihn verscharrt hätten. Man fand auch allda den Leichnam des Ermordeten, die Kehle mit einem Stricke zugeschnürt und den ganzen Körper mit Wunden bedeckt. Der Papst ließ hierauf denselben mit dem wieder ausgegrabenen Leichname Christoph's ehrenvoll in der Peterskirche beisetzen. Die Untersuchungsakten aber schickte er an den Erzbischof Leo von Ravenna, um Paulus darnach in's Verhör zu nehmen. Der war denn auch alsbald seines Verbrechens geständig. Hadrian aber wollte seine Seele retten und richtete an die beiden Kaiser von Constantinopel, Constantin V. und seinen Sohn und Mitregenten Leo IV., die Bitte, demselben einen Aufenthaltsort im griechischen Reiche zu gewähren. Zugleich ertheilte er dem Erzbischof von Ravenna die Weisung, den Gefangenen über Venedig oder auf einem andern Wege in die Verbannung nach diesem Reiche zu entlassen. Aber der Erzbischof lehnte diese Weisung mit dem Vorgeben ab, König Desiderius halte den Sohn des griechischen Herzogs von Venedig gefangen und würde wohl dann Paulus gegen denselben einwechseln. Das sagte er aber bloß, um den ihm Verhaßten zu verderben. Als hierauf der Papst den Schatzmeister Gregor mit einem Auftrage an König Desiderius sandte, befahl er ihm zugleich entschieden, von dem Erzbischofe zu verlangen, daß er seinem Gefangenen kein Leid geschehen lasse, und diesen dann auf seiner Rückreise nach Rom mitzubringen. Aber

kaum hatte Gregor Ravenna verlassen, um an das Hoflager des Longobardenkönigs zu reisen, als der Erzbischof den Gefangenen hinrichten ließ.

Desiderius aber besetzte zu derselbigen Zeit, da er die Städte des Exarchates an sich riß, auch die Gebiete von Sinigaglia, Montefeltro, Urbino, Gubbio und andern römischen Städten, wobei es viel Blutvergießen, Rauben und Brennen gab. Auch dem Gebiete der Stadt Rom fügte er großen Schaden zu. Der heilige Vater ließ ihn zu wiederholten Malen brieflich und durch Gesandte beschwören, vom Unrechte abzulassen und die neuentrissenen Städte herauszugeben. Aber nichts vermochte das eherne Herz und den eisernen Sinn des Longobarden zu erweichen. Er fuhr in der Verwüstung der römischen Gebiete fort und drohte sogar, mit seiner ganzen Streitmacht vor Rom selbst zu rücken. Da schickte der heilige Vater in seiner äußersten Noth einen Gesandten über das ligurische Meer in's Frankenreich zu dem Schirmherrn der Römer, König Karl, und flehte ihn an, gleich seinem seligen Vater Pipin der heiligen Kirche beizustehen gegen die unersättliche Raubgier des Longobarden. Karl befand sich dazumalen zu Diedenhofen, einer Pfalz im Moselthale zwischen Metz und Trier. Der päpstliche Gesandte setzte von Massilia (Marseille) aus den Weg zu Lande dahin fort und kam eben noch recht, um einer Lügengesandtschaft des Königs der Longobarden den Rang abzulaufen. Desiderius hatte nämlich einen neuen Streich im Sinne und wollte sich für diesen den Rücken decken. Wie er sah, daß er den Papst auf keine Weise bewegen konnte, zu ihm zu kommen, beschloß er zum Papste zu gehen und in Rom die Salbung der Söhne Karlmann's von ihm zu erzwingen. Während nun seine Gesandten zu

Diedenhofen von nichts als von Frieden und Freundschaft zwischen den drei Brudervölkern, den Franken, Römern und Longobarden sprachen und nicht hoch genug schwören konnten, wie gewissenhaft ihr Gebieter seinen sämmtlichen Verpflichtungen nachkomme, machte er sich mit seinen beiden Schützlingen und ihrer Mutter auf aus seiner Königsburg zu Pavia und zog an der Spitze eines Heeres mit ihnen gen Rom. Seinen Kanzler Andreas aber schickte er voraus, um ihn bei dem heiligen Vater anzumelden. Der aber entließ denselben mit dem Bescheide: „wenn der König sein Versprechen nicht halte und der Kirche nicht wenigstens diejenigen Städte herausgebe, welche er ihr seit dem Antritte seines Pontificates entrissen habe, möge er sich die Mühe der Reise ersparen, er werde ihn nicht empfangen.“ Desiderius ließ sich nicht abschrecken und setzte seinen Zug fort, Hadrian aber zog Mannschaft aus Tuscien, Campanien, Perusien und der Pentapolis an sich und rüstete sich zur Gegenwehr. Ueberdies schickte er dem Longobarden die Bischöfe Eustatius von Albano, Andreas von Präneste, und Theodosius von Tibur (Tivoli) entgegen und bedrohte ihn mit dem Banne für den Fall, daß er die Markung der Stadt Rom betrete. Darob gerieth Desiderius in Bestürzung. Gegen die Schrecken der Kirche hatte ihn die Hölle nicht zu bewaffnen vermocht. Er wandte in Viterbo um und zog unverrichteter Dinge wieder nach Hause.

Hierauf kamen Gesandte des Frankenkönigs beim apostolischen Stuhle an und erkundigten sich nach der Wahrheit oder Unwahrheit dessen, was die longobardischen Botschafter zu Diedenhofen von der Pflichttreue ihres Herrn versichert hatten. Der Papst öffnete ihnen über Alles die Augen und ließ sie bei ihrer Heimkehr durch eigene Ge-

sandte an König Karl begleiten und diesen auf's Neue um Beistand gegen die Longobarden anflehen. Unterwegs wandten sie sich abermals an Desiderius mit der Bitte um Herausgabe seines Raubes. Aber sie fanden wieder kein Gehör. Darauf zogen sie ihres Weges weiter zu Karl und öffneten ihrerseits diesem die Augen. Die Langmuth des Frankenkönigs wurde jedoch noch nicht erschöpft. Er ließ den Wortbrüchigen noch einmal auffordern, seinen Verpflichtungen gegen den römischen Stuhl im Frieden nachzukommen, und versprach ihm für diesen Fall sogar 14,000 Goldschillinge aus seinem eigenen Schatze. Aber auch das war nicht im Stande, den Starrsinn des Longobarden zu brechen.

Da ging Karl mit seinen Franken zu Rathe, was nun geschehen solle, und als der Beschluß gefaßt wurde, zu thun, um was Papst Hadrian gebeten hatte, berief er eine allgemeine Versammlung seines Volkes nach der burgundischen Stadt Genua (Genf) am Flusse Rhodanus (Rhone). Hier entwarf er seinen Feldzugsplan und theilte seine Streitmacht in zwei Heere, das eine schickte er unter seinem Oheim Bernhard über den Jupitersberg, der davon den Namen Bernhardsberg erhielt, mit dem andern rückte er selbst über den Mont Cenis. Als nun der Longobarde hörte, daß König Karl gegen ihn heranziehe, hielt er Rath mit den Großen seines Reiches. Sie sprachen: „wo er einen Priester, Karl einen Bischof, er einen Mönch, Karl einen Abt, er einen Fußknecht, Karl einen Herzog und Grafen, er einen Mann, Karl dreißig in's Feld zu stellen habe, könne er der fränkischen Uebermacht die Spitze nicht bieten; aber er solle alle Thäler und Joche, die aus Gallien nach Italien herüberführen, durch Mauern verschließen, so sperre er derselben den Weg ab." Also geschah

es, und bis auf den heutigen Tag sind noch Spuren von den Grundmauern dieser Befestigungen zu sehen.

Unterdessen rückten die Franken einen Tag um den andern zu tausend bis zweitausend Mann heran und belagerten die Longobarden in ihren Verschanzungen. Karl aber schickte noch einmal Gesandte an Desiderius und bot ihm von Neuem den Frieden an unter den alten Bedingungen. Wie der Longobarde wieder nicht darauf einging, verlangte er nur wenigstens drei Söhne edler Geschlechter als Geiseln für die Herausgabe der römischen Städte und versprach dann ohne weitern Kampf wieder heimzuziehen. Aber was that der Treuloseste aller Treulosen? Er hatte, wie wir uns erinnern, einen Sohn mit Namen Adalgis, der war von ungemeiner Leibesstärke und pflegte zu Kriegszeiten mit einem eisernen Stock herumzureiten und seine Feinde damit zu Boden zu schlagen. Wie er nun sah, daß die Franken sich nicht rührten, überfiel er sie plötzlich, hieb mit seinen Leuten rechts und links auf sie ein und richtete ein arges Blutbad unter ihnen an. Da kam eines Tags ein longobardischer Sänger, ein Priester aus Ravenna, mit Namen Andreas, in's Lager der Franken und sang also: „Welchen Lohn wird empfangen, wer den König Karl in's Land Italien führt, auf Wegen, wo kein Speer gegen ihn erhoben, kein Schild seiner Leute zurückgestoßen, kein Mann seines Heeres verletzt wird?“ Wie das dem Könige zu Ohren kam, berief er den Sänger zu sich und dung ihn zum Wegweiser und rief seine Kriegsvölker zusammen und nahm Abschied von dem Abte und den Brüdern des Klosters Novalese, das ihm zum Hauptquartiere gedient hatte. Der Sänger mußte vorausgehen. Er ließ die gewöhnlichen Pfade bei Seite liegen und führte das Heer über einen Bergsteig, welcher

lange darnach noch der „Frankenweg“ hieß. Wie sie von diesem Berge niederstiegen, kamen sie in die Ebene des gavensischen Fleckens (Giaveno), sammelten sich allda und stellten sich zum Kampfe auf. Die Longobarden aber hatten nicht erwartet, daß ihnen die Franken in den Rücken fallen würden, und ergriffen voll Bestürzung die Flucht. Aber König Desiderius brachte sie wieder zum Stehen und stritt nun drei Tage lang mannhaft gegen die ungeheure Ueberzahl. Am Abende des dritten Tages rief Karl, von göttlichem Feuer entflammt, seinen Hauptleuten zu: „entweder fallet im Streite oder erkämpfet euch den Sieg!“ Da wurden die Longobarden geschlagen und flohen bis zu der Stelle, die dazumalen ob ihrer Lieblichkeit „das schöne Wäldchen“ genannt wurde. Allda machten sie Halt, und Desiderius sprach zu seinen Mannen: „Tapfere Krieger, labet euch hier mit frischem Quellwasser und mit Brot, und lasset eure Rosse ein wenig verschnaufen.“ Am andern Morgen erreichte sie König Karl und fand sie wohlgerüstet. Da kam es noch einmal zur Schlacht. Beide Heere stritten wieder mit Löwenmuth, und „das schöne Wäldchen“ wurde zum „Todtenfelde“ und führt daher noch heute den Namen „Mortaria“. Karl aber ward Sieger.

Desiderius floh gen Pavia und schloß sich mit seinem Sohne Adalgis, seiner Tochter Bertrada, und den Söhnen Karlmann's und ihrer Mutter in dessen Ringmauern, Karl's Völker aber ergossen sich wie Fluthen des Meeres weithin über das ganze Land, und Turin fiel, und alle Städte und Burgen bis unter die Mauern der Hauptstadt fielen. Vor Pavia aber schlug der Sieger seine Gezelte auf, richtete sich mit seinem ganzen Heere auf eine langwierige Belagerung und ließ sogar

seine Gemahlin mit ihren Kindern dahin kommen. Adalgis aber flüchtete Karlmann's Söhne und ihre Mutter nach Verona, welches nahezu so fest war, als Pavia selbst. Wie das Karl vernahm, machte er sich alsbald mit einer kleinen, aber auserlesenen Schaar auf zu ihrer Verfolgung. Schon auf die erste Aufforderung öffnete ihm die zitternde Bevölkerung die Thore der Stadt. Karlmann's Wittwe ergab sich mit ihren Kindern und wurde mit denselben einem Kloster überwiesen. Adalgis entkam nach Brixen schlich sich aber von dort aus wieder in die belagerte Hauptstadt zu seinem Vater. Auch Karl kehrte unter die Mauern von Pavia zurück und nahm nun von dort aus die im Osten des Ticino und Norden des Po gelegenen Städte, die noch nicht gefallen waren. Was im Süden lag, gab sich mittlerweile größtentheils in den Schutz und die Gewalt von Rom. Aus dem Spoletanischen hatten schon, als Desiderius nach den Alpenpässen aufbrach, etliche Große wieder dem Papste gehuldigt und sich zu Römern scheren lassen. Nun er sich in seine Hauptstadt eingeschlossen und seine Streitmacht sich zerstreut hatte, wandte sich das ganze Herzogthum an den heiligen Vater mit der Bitte um Aufnahme in die Unterthanenschaft der Kirche. Hadrian willfahrte und ließ Alle, groß und klein, in der Peterskirche schwören, ihm als dem Stellvertreter des Apostels Petrus und allen seinen Nachfolgern treu und gehorsam zu verbleiben, sie und ihre ganze Nachkommenschaft auf ewige Zeiten. Darnach setzte ihnen der heilige Vater den Herzog, den sie sich selbst gewünscht hatten, einen hochedeln Mann, mit Namen Hildebrand, der sich einer der Ersten unter den Schutz des römischen Stuhles gestellt hatte. Auch die Bevölkerungen der Herzogthümer Firmum (Fermo), Auximum (Osimo)

und Ancona begaben sich nun in den Schutz und die Gewalt des Papstes.

Hierüber wurde denn eine Rücksprache mit dem römischen Stuhle nöthig. Karl der Große beschloß, nachdem er sechs Monate mit der Belagerung Pavia's hingebracht hatte, auf die nun herannahende Osterzeit die Stätte des Apostelfürsten zu besuchen. Da machte er sich denn mit seinen Bischöfen und Aebten, Herzogen und Grafen an der Spitze einer zahlreichen Mannschaft auf den Weg nach Rom. Der heilige Vater schickte ihm seine Großen mit dem Banner der Stadt auf dreißig römische Meilen, bis zum Orte Novas entgegen. Eine Meile vor Rom empfing ihn die Jugend sämmtlicher Schulen mit Kreuz und Fahnen, Oel- und Palmzweige in den Händen, unter Lobliedern und Triumphgesängen, wie man sonst den Exarchen nicht zu empfangen gepflegt hatte. Beim Anblicke der heranziehenden Kreuze stieg der königliche Held mit seinen Großen vom Pferde und ging zu Fuß mit ihnen nach St. Peter. Dort erwartete ihn der heilige Vater mit seiner Geistlichkeit in der Vorhalle und auf deren Treppe. Karl küßte im Hinansteigen Stufe um Stufe, umarmte oben angekommen den Papst, der unter der Hauptpforte der Kirche des Apostelfürsten stand, und trat dann an dessen rechter Seite, Hand in Hand mit ihm, in das Innere des Gotteshauses. Die darin versammelten Priester empfingen ihn mit dem Lobgesange: „Gesegnet sei, der da kommt im Namen des Höchsten!“ Vor dem Grabe des heiligen Petrus fielen Alle auf die Kniee und priesen den allmächtigen Gott, daß er ihnen auf dessen Fürbitte den Sieg verliehen. Sodann bat der König den Papst um die Erlaubniß, den Fuß in die Stadt selbst zu setzen und dort in den verschiedenen

Kirchen zu beten. So zogen sie denn noch an demselben Vorabende des heiligen Osterfestes mit einander hinüber nach Rom und gingen in die Kirche des Erlösers neben dem Lateran. Dort wohnte der König mit seinen Begleitern der heiligen Taufe bei, welche der Papst an diesem Tage daselbst ertheilte. Alsdann kehrte er nach St. Peter zurück. Am folgenden Morgen, als am heiligen Osterfeste, sandte der Statthalter Petri seine sämmtlichen Großwürdenträger und die ganze Ritterschaft der Stadt hierüber zu dem Könige und ließ ihn mit all seinen Franken in feierlichem Zuge nach der Kirche der heiligen Mutter Gottes zur Krippe geleiten, wo er das heilige Meßopfer darbrachte. Nach beendigtem Gottesdienste führte er ihn in den Lateran und speiste mit ihm an der päpstlichen Tafel. Auch am zweiten und dritten Tage las er die heilige Messe vor seinem königlichen Gaste. Am vierten Tage besuchte er denselben mit seinen geistlichen und weltlichen Großen zu St. Peter und besprach sich daselbst mit ihm über ihre beiderseitige Sendung und Stellung, zunächst in Betreff der Völker Italiens, sodann aber in Betreff der ganzen menschlichen Gesellschaft, und schloß einen Bund mit ihm zur Aufrichtung des Reiches Gottes in einem Reiche der Welt, zur Verwirklichung des Christenthums im Staate.

Und der Frankenkönig theilte seine longobardische Eroberung brüderlich mit dem römischen Stuhle. Er überwies ihm ganz Tuscien (das nachmalige Großherzogthum Toscana), mit dem Herzogthum Rom und der Landschaft Campanien, den östlichen Theil der zwischen dem Po einer- und dem ligurischen Meere, Tuscien und dem Exarchat andererseits gelegenen Landschaft Aemilien, d. h. die nachmaligen Herzogthümer Lucca, Modena und Parma, das Exarchat von Ravenna

mit dem Herzogthum Ferrara im Norden, der Pentapolis und dem Herzogthum Perugia im Süden, das Herzogthum Spoleto mit Einschluß von Fermo und Osimo, und das ganze Herzogthum Benevent, mit einem Worte das ganze mittlere Italien, und überdies, was noch von den beiden Provinzen Venetien und Istrien zum Longobardenreiche gehört hatte, als weltliches Gebiet auf ewige Zeiten und verleibte dasselbe als Schutzstaat, aber als selbstständiges Land, dem großen Frankenreiche ein. Gelang es dem Papste auch nie vollkommen, seine Landesherrlichkeit über den ganzen Umfang desselben auszudehnen, und wechselten die Marken des Kirchenstaates im Laufe der Zeit auch vielfach, so blieb doch immer der Kern, der sich schon längst von selbst um den Stuhl des Bischofes der Stadt Rom angesetzt hatte, und dieser Kern war das archimedische Fleckchen Bodens, * dessen derselbe zur Pflanzung und Leitung eines allumfassenden Gottesreiches bedurfte, und diesen Kern hatte ihm nun Karl, der König der Franken, durch die Eroberung Italiens und die Einverleibung desselben in das allumfassende Weltreich, in welchem er diesem Gottesreiche den Körper schaffen sollte, gesichert. Die Welten aber drehen sich in elliptischen Bahnen, und es bedarf zweier Hebel zur Bewegung derselben und zweier Gewalten zur Ansetzung und Führung dieser Hebel, und jede derselben ihres eigenen Fleckchens, von dem aus sie im steten Einvernehmen mit der andern schaffe, auf daß der Weltkörper, während er von der einen Seite gehoben wird, nicht auf der andern

---

* Archimedes, der berühmte Mathematiker von Syrakus, verlangte bekanntlich nur ein Plätzchen zum Stehen, um die Erde in Bewegung zu setzen und diese Bewegung zu leiten.

falle. Dieses Gesetz der Natur hatte schon Constantin geahnet und deßhalb dem römischen Weltreiche zu seiner ersten Hauptstadt im Mittelpunkte der einen Hälfte der Ellipse noch eine zweite in der andern Hälfte derselben gegeben. Aber die Erleuchtung von oben hatte ihm gefehlt, er hatte das Gesetz der Natur nicht nach dem Geiste zu deuten gewußt, sonst hätte er mit Anerkennung des Gottesreiches diesem auch sein besonder Haupt gegeben, für sich selbst aber nur die Leitung des Weltreiches behalten, und jenem die eine, sich die andere seiner beiden Hauptstädte zum archimedischen Fleckchen angewiesen, und dadurch hätte er vielleicht auch seiner neuen Roma die ewige Dauer bereiten mögen, die der alten bestimmt war, und es hätte keiner Erneuerung des römischen Weltreiches, keines „zweiten Constantin" bedurft. Karl gedachte nachzuholen, was sein Vorbild versäumt hatte. Er sorgte bei Grundlegung seines Weltreiches vor Allem für einen besondern Ausgangspunkt zur Leitung des Gottesreiches und machte Rom zum kirchlichen, dann aber sein Achen zum politischen Centrum seiner Weltherrschaft, nahm indessen zur Begründung derselben denn doch für seine Person die Doppelmacht eines Oberhauptes von Kirche und Staat zugleich in Anspruch.

Noch aber war die Eroberung des Longobardenreiches nicht ganz vollendet, die Hauptstadt desselben hielt noch immer ihre Thore verschlossen, aber Hunger und Seuchen wütheten in ihrem Innern, und ihr Fall war unabwendbar. Karl kehrte zu seinem Heere zurück und betrieb die Belagerung mit erneuertem Eifer. Desiderius aber, durch den Drang der Noth zu dem Herrn zurückgeführt, den er im Uebermuthe des Glückes vergessen hatte, erhob sich allnächtlich von seinem Lager und ging in die Kirchen

und betete, und das Gebet ließ ihn hoffen, wo keine Hoffnung mehr war, und bis zum letzten Augenblicke wollte er nichts von Uebergabe hören. Da schlug seine Tochter, die verstoßene Königin, ihren eigenen Weg ein, dem geliebten Vater noch auf der Schwelle des Todes Leben und Stadt und Reich zu retten. Sie schrieb einen Brief an Karl und schoß ihn, wie die Sage geht, mittelst einer Armbrust über den Fluß Ticinus (Ticino, zu deutsch Tessin), an welchem Pavia lag und nach welchem es sich dazumalen noch nannte. In diesem Briefe aber gemahnte sie den König ihrer einstigen Liebe und rief diese Liebe, die in ihrem Herzen nie erlosch, dadurch auch in dem Herzen des Königs wieder wach, und versprach ihm, wenn er sie wieder zum Ehgemahl nehmen wolle, ihm die Thore der Stadt zu öffnen. Karl antwortete ihr in einer Weise, die ihre Liebe noch mehr entflammte. Sie nahm ihrem schlafenden Vater die Schlüssel der Stadt unter dem Kopfkissen weg und meldete dem Könige, er solle sich in der folgenden Nacht bereit machen, auf ein gegebenes Zeichen in die Stadt einzurücken. Wie nun Karl nächtlicher Weile in das Thor einzog, sprang ihm die Liebende jauchzend entgegen, gerieth aber im Gedränge unter die Hufe der Rosse und ward von ihnen zertreten. Ueber dem Gewieher der Pferde erwachte Adalgis, zog sein Schwert und tödtete viele Franken. Aber sein Vater verbot ihm die Wehr, dieweilen es der Wille des Herrn sei, daß die Stadt in des Feindes Hände falle. Da sagte ihm Adalgis Lebewohl und ging zu den Griechen, um zu einer glücklichern Stunde, die aber niemals schlug, mit ihrer Hülfe das väterliche Reich wieder an sich zu reißen; Karl aber nahm die Stadt in Besitz und zog ein in die Königsburg und ließ sich als dem nunmehrigen Be-

herrscher von Italien Treue schwören von allem Volke. Desiderius, der letzte Nationalkönig der Longobarden, beschloß seine Tage in einem fränkischen Kloster.

Der Umschwung der Verhältnisse von Italien hängt zu innig mit dem Umschwunge der Verhältnisse des Frankenreiches und der ganzen germanischen Welt zusammen, als daß wir ihm nicht unsere ganze Aufmerksamkeit hätten schenken sollen; denn es tritt mit ihm jene Verschmelzung der beiden Elemente, des römischen und des deutschen, ein, welche dem „römischen Reiche deutscher Nation" das Dasein und dem Leben und Streben des deutschen Volkes, insbesondere der Entwicklung des Christenthums in demselben für alle Zukunft die Richtung gibt. Zudem aber bildet er für sich selbst einen der wichtigsten Wendepunkte im Lebensgange der Wurzel und Krone aller Glaubenspredigt, der mit dem Apostolate für die ganze Erde, und dazumalen insbesondere für die deutschen Lande betrauten römischen Kirche, von dem doch in einem monographischen Werke über die Einführung des Christenthums in diesen Landen wenigstens die einfallenden Hauptmomente eigens herausgehoben werden müssen. Dieser Umschwung der Verhältnisse von Italien wurde aber von außen bloß vollführt, und zwar hauptsächlich durch das neue Königshaus der Franken, in der Person der beiden ersten Glieder derselben, Pipin und Karl dem Großen vollführt; hervorgerufen aber und angebahnt wurde er von innen, und zwar hauptsächlich durch die Männer, welche dazumalen auf dem römischen Stuhle saßen; hervorgerufen und angebahnt insbesondere durch die stille Gewalt ihres verborgenen Lebens über die öffentliche Meinung, wie denn überhaupt der wirksamste Hebel zur Verbreitung des Chri-

stenthums der Apostel eigenes inneres, aber nach außen thätiges Christenthum war — zum Zeugnisse für die Wahrheit des göttlichen Ausspruches: „Das Reich Gottes kommt nicht von außen her, sondern von innen“, und durch das Zeugniß, das der Geist der Wahrheit in diesen Nachfolgern Petri gab, nach den Worten des Herrn: „Der Geist der Wahrheit wird von mir Zeugniß geben, und auch ihr werdet Zeugniß geben, dieweil ihr von Anfang an mit mir waret.“

Aus dem Volke hervorgegangen lebten die apostolischen Väter, unter ihnen denn namentlich auch die Päpste unsers Zeitraumes, Stephan III., Paul I., Stephan IV. und Hadrian I., vor Allem auch für das Volk und dadurch allein bahnten sie sich den Weg zur Leitung der Völker und erhoben ihren Stuhl zum Throne der Weltherrschaft. Treffend sagt Gfrörer in seiner Geschichte der ost- und westfränkischen Carolinger: „Um den Geist einer Regierung kennen zu lernen, ist vor Allem nöthig, daß man erforsche, auf welche Klassen der Gesellschaft sich dieselbe stütze.“ Die Päpste, welche den fraglichen Umschwung hervorriefen, „schlugen die nämliche Bahn ein, welche der jetzt regierende Papst Pius IX. gewählt hat, die nämliche Bahn, welche Dummköpfe und Heuchler für eine falsche erklären, welche aber gesunder Menschenverstand und die Geschichte als die richtige anerkennen: sie suchten die Liebe des Volkes zu gewinnen“. Sie sorgten für das leibliche Wohl ihrer Herde, wie für das geistliche derselben, sie speisten die Hungrigen, sie kleideten die Nackten, sie pflegten die Kranken, sie trösteten die Gefangenen, sie verziehen den Schuldigen. Sie hatten unter ihren sieben Stuhlämtern, oder, wie sich die heutige Welt ausdrücken würde, „Ministerien“ eine eigene Behörde für

die Versorgung der Armen, besonders der Wittwen und Waisen, deren Vorstand den Titel „Nomenclator“ oder „Namenrufer“ führte, weil er die Namen Derjenigen aufzuzeichnen und abzulesen hatte, die zur päpstlichen Tafel geladen wurden, welche dazumal noch an das Gleichniß unsers Herrn und Heilandes von dem Gastmahle erinnerte, zu dem die Blinden und Lahmen von den Zäunen herbeigeholt wurden. Ueberdies aber suchten sie, wie Pius IX., nächtlicher Weile, aber nie zu bestimmten Stunden, die Leidenden und Verlassenen in eigener Person auf, und spendeten ungesehen allenthalben Trost und Wohlthaten. Von Paul I., dem Heiligen, meldet dies die zeitgenössische Geschichtschreibung ausdrücklich. Wie schön aber sehen wir Hadrian I. an dem feilen und feigen Verräther und Mörder Paulus Afiarta handeln! Abgesehen aber von diesem werkthätigen Christenthume nach außen gaben diese würdigen Oberhirten auch innerhalb der vier Wände ihres häuslichen Lebens allem Volke das schönste Beispiel. Von Stephan IV. meldet die zeitgenössische Geschichtschreibung ausdrücklich, seine gottseligen Vorgänger, Zacharias, Stephan III. und Paul I., und wer ihn immer gekannt, hätten ihn wegen seiner ausnehmenden Tugend hochgeschätzt, und wir erinnern uns, daß bei seiner Wahl alles Volk, vom Höchsten bis zum Niedersten, „mit Einem Munde für diesen frommen Priester stimmte und ihn unter großem Jubel nach dem Lateran geleitete.“ Von Hadrian I. gilt dasselbe, für seinen innern Werth aber spricht noch insbesondere das schöne Zeugniß, das in den Worten Einhard's liegt: „Bei der Nachricht von Papst Hadrian's Tode, welcher hoch in Karl's Freundschaft stand, weinte der König nicht anders, als hätte er einen Sohn oder den theuersten Bruder ver-

loren.“ Die sittliche Größe mußte, wo die Bedingungen von außen gegeben wurden, zur politischen führen.

Ein Blick in das karolingische Haus.

Die sittliche Größe und das Leben in Gott, wovon wir namentlich an einem Arnulf von Metz, einem Pipin von Heristal, und andern, besonders auch weiblichen Gliedern dieses auserkorenen Geschlechtes so viele Züge zu bewundern finden, war es auch hauptsächlich, was das karolingische Haus erhoben hatte, und der Abfall von dieser sittlichen Größe, von diesem Leben in Gott, was dasselbe so schnell wieder stürzte. Treten wir einmal in das Innere dieses Hauses, dem die hohe Sendung geworden, das Gottesreich in einem Weltreiche zu verkörpern, das Christenthum im Staate zu verwirklichen. Man lernt den Menschen besser am Herde kennen, als auf dem Markte. Ach, der erste Blick sagt uns, daß es diese Sendung nicht erfüllen wird, denn wir sehen das Schlangenpaar an seinen vier Wänden lecken, das allen Fürstenhäusern den Untergang bringt, die Wollust und ihre Zwillingsschwester, die Weiberherrschaft. Erinnern wir uns an das gräßliche Trauerspiel, das wir im Leben Columban's von den beiden Königsweibern Brunehilde und Fredegunde aufführen sahen. Der ganze Lebensgang des merovingischen Hauses war ein solches Trauerspiel, und eben deßhalb mußte es zuletzt vom Schauplatze abtreten. Aber das karolingische, welches nach ihm auftrat, trug denselben Wurm im Herzen, der seinem Vorgänger den Tod gegeben hatte. Schon der Vater des ersten seiner Könige, Karl der Hammer, war in unerlaubter Ehe erzeugt und beschränkte sich selbst nicht auf das Maaß des Erlaubten; nur Pipin und Karlmann waren ehlich ge-

boren. Außer ihnen aber hatte Karl noch vier Söhne: Remigius, Grifo, Hieronymus und Bernhard. Sie wollten natürlich alle versorgt sein, und solche Versorgungen legten den Keim zur Zerrüttung nicht nur des Hauses, sondern des ganzen Reiches. Remigius wurde zum Erzbischof von Rouen gemacht und starb als solcher um's Jahr 770. Grifo machte Ansprüche auf einen Reichstheil und schwang ohne Unterlaß die Brandfackel des Bruderkrieges, bis ihn die Hand des Herrn aus dem Leben hinwegnahm (752). Hieronymus erhielt ein Hofamt und begleitete vermöge desselben den Papst Stephan III. 754 auf seiner Rückreise aus dem Frankenreiche nach Rom. Er hatte eine Gemahlin mit Namen Erkensuinda und von der zwei Söhne Folkwin und Fulrad, von denen der eine zum Bischofe, der andere zum Abte erhoben wurde. Bernhard wurde ebenfalls am Hofe untergebracht. Er führte im Kriege gegen Desiderius, während sein Neffe Karl der Große über den Mont Cenis zog, ein zweites Heer über den nach ihm benannten Bernhardsberg. Von ihm kennt die Geschichte drei Söhne Adalhard, Wala und Bernhard, und drei Töchter Guntrada, Theodrada und Ida. Adalhard, derselbe, den wir so eben erst am Hofe Karl's von einer so schönen Seite kennen gelernt haben, wurde zum Abte des Klosters Corbie an der Somme erhoben und den beiden Königen von Italien, Pipin, einem Sohne Karl's des Großen, und dem Sohne dieses Pipin's, Bernhard, welcher letztere sich von seinem Oberherrn, Ludwig dem Frommen, unabhängig zu machen suchte und deßhalb den Tod des Hochverräthers starb, als erster Rathgeber zur Seite gestellt, später jedoch (814) als Mitschuldiger an diesem Hochverrathe in die Verbannung

geschickt, sieben Jahre darnach (821) aber wieder auf seinen Abtstuhl erhoben, auf welchem er 826 starb. Sein Bruder Wala gleich ihm am Hofe erzogen, übte in den letzten Jahren Karl's des Großen bedeutenden Einfluß auf dessen Regierung und wurde von Ludwig dem Frommen bei seiner Thronbesteigung ebenfalls als verdächtig zum Mönchsgewande verurtheilt, 821 aber begnadigt und dem erstgeborenen Sohne Ludwig's des Frommen, Lothar I., bei dessen Erhebung zum Könige von Italien als Begleiter mitgegeben und 826 nach dem Tode Adalhard's zum Abte von Corbie erhoben, später aber im Jahre 830 als Mitschuldiger Lothar's in seinem eigenen Kloster gefangen gesetzt und erst 833 durch Lothar wieder befreit. Er starb 836. Der dritte Bruder Bernhard, Adalhard's Mitschuldiger, theilte dessen Loos und wurde ihm bei seiner Begnadigung auch als Mitabt an die Seite gestellt. Die drei Schwestern wurden am Hofe Karl's des Großen erzogen; die älteste, Gundrada, nahm später den Schleier im Marienkloster zu Soissons, die mittlere, Theodrada, wurde an einen fränkischen Großen vermählt, trat aber nach dem Tode desselben in dasselbe Kloster und starb als dessen Aebtissin im Jahre 846; ihre Tochter Imma wurde ihre Nachfolgerin; die jüngste der drei Schwestern, Ida, wurde im Jahre 799 von Karl dem Großen an den sächsischen Grafen oder Herzog Eggbert vermählt und gebar ihm den Stammvater der sächsischen Kaiser Ludolf.

Auch zwei Töchter hatte Karl der Hammer, deren Lebensgang für das Reich von Bedeutung wurde: Chiltrud, die sich gegen den Willen der beiden Brüder dem Bajovarenherzog Odilo vermählte und ihm den letzten der Bajovarenherzoge, Thassilo, gebar, und Landrada,

die von einem fränkischen Großen aus dem Haspengau geehlicht, diesem den berühmten Bischof Chrodegang von Metz und den Erbauer des Klosters Lorsch Gundeland, welcher im Jahre 779 als erster Abt desselben starb, und außer diesen beiden noch einen dritten Sohn gebar, den Vater Ingram's, dessen Tochter Irmengard die erste Gemahlin Kaiser Ludwig's des Frommen wurde.

Wir sehen aus diesem einzigen Beispiele der Kinder Karl des Hammers, wie weit sich die Familien des Adels, besonders des Herrscherhauses, in den Haushalt von Staat und Kirche verzweigten, und wie dadurch die höchsten weltlichen und geistlichen Stellen am Ende zu bloßen Versorgungsanstalten für die überzähligen Glieder derselben herabgewürdigt werden mußten, und wir können uns nun einen schwachen Begriff von dem unberechenbaren Nachtheile machen, den eine übergroße Fruchtbarkeit dieser Familien dem zeitlichen und ewigen Heile der Bevölkerung brachte.

Weniger ausschweifend als Karl der Hammer war sein Sohn Pipin. Er begnügte sich mit seiner Gemahlin Bertrada und hörte, wie wir aus einem päpstlichen Schreiben erfahren, als die Stunde der Versuchung über ihn kam, auf die Stimme des heiligen Vaters; er überwand das Gelüste, sie zu verstoßen. Sie gebar ihm zwei Söhne, Karl und Karlmann, und dazwischen hinein drei Töchter, Gisla, Rothaid und Adelheid. Die beiden letztern starben frühzeitig, Gisla, die sich schon in ihren Mädchenjahren ganz dem Dienste der Religion hingegeben, wenige Jahre vor ihrers Bruders, des Kaisers Tod, in demselben Kloster, in welchem sie gelebt hatte (Cala, jetzt Chelles bei Paris). Diese Familie war klein, und kein drittes Blut, kein stiefliches Verhältniß mischte

sich in dieselbe, darum fand auch der Geist des Neides und der Eifersucht den Raum nicht, den er sonst im fränkischen Herrscherhause zu finden gewohnt war, er mußte seinen Thron dem Geiste des Wohlwollens und der Liebe abtreten, und die häusliche Erziehung hatte um so mehr Gelegenheit zur Entwicklung ihres segensreichen Wirkens, als die Mutter des Hauses wirklich eine Hausmutter war, des Beinamens „die Spinnerin" würdig, den ihr die Sage gibt.

Pipin's Sohn, Karl, schlug wieder dem Großvater nach und nahm die Freiheiten in Anspruch, welche der Koran gewährt, zu dessen Lehren sein Freund Harun-al-Raschid sich bekannte. Er wurde, wie wir gesehen haben, nach wenigen Jahren seiner ersten, nach wenigen Monaten seiner zweiten Gemahlin überdrüssig, und erst seine dritte, eine Tochter des alamannischen Herzogsgeschlechtes, Hildegard mit Namen, wußte ihn für die Dauer zu fesseln. Sie gebar ihm vier Söhne: Karl, Karlmann oder Pipin (welch letztern Namen er, obgleich Karl, wie wir uns erinnern, schon von seiner ersten Gemahlin Himiltrud einen Sohn dieses Namens hatte, zum Unterschied von dem Sohne der Hildegard, der Buckelige genannt, später bei seiner Krönung zum Könige von Italien durch Papst Hadrian I. erhielt), Lothar und Ludwig, und fünf Töchter: Rotrud, Bertha, Gisla, Adelheid und Hildegard. Diese dritte Gemahlin starb am 30. April 783. In demselben Jahre (den 4. Juli) starb auch die Königin Mutter Bertrada, und in demselben Jahre nahm Karl eine vierte Gemahlin, Fastrada, eine Töchter des fränkischen Grafen Radolf; sie gebar ihm zwei Töchter, Theodrada und Chiltrud. Nach ihrem Tode, der am 10. August 794 erfolgte, heirathete er eine fünfte,

Luitgard, die am 4. Juni 800 kinderlos starb. Mittlerweile Kaiser geworden glaubte sich der Allgewaltige wenigstens in seinem häuslichen Leben nicht mehr so streng an die Normen und Formen der Kirche gebunden und stellte sich vollends ganz auf den Fuß des Koran's, fand es darum auch nicht mehr der Mühe werth, den Schleier des Geheimnisses über seine zarten Verhältnisse zu werfen; er lebte nach einander in offener Gemeinschaft mit einer gewissen Mathelgard, die ihm eine Tochter Rothaid oder Rothild, einer gewissen Gersuind, die ihm eine Tochter Adaltrud, einer gewissen Regina, die ihm zwei Söhne, Drogo und Hugo, und einer gewissen Adalinda, die ihm einen Sohn, Theodorich, gebar.

Von diesen siebzehn Kindern starben ihm, so lange er lebte, drei Söhne: Lothar, ein Zwillingsbruder Ludwigs, bald nach seiner Geburt, Pipin, der früher den Namen Karlmann getragen hatte, den 7. Juli 810, und Karl den 4. Dezember 811, und drei Töchter: Adelheid und Hildegard in zarter Kindheit, Rotrud im Jahre 810. Pipin hinterließ einen Sohn Bernhard, denselben, der nachmals als Hochverräther endete, und fünf Töchter: Adelheid, Adula, Guntrada, Bertheid und Theodrata. „An diesen“, sagt Einhard in seinem Leben des Kaisers, „bewies König Karl recht deutlich seinen liebevollen Sinn, indem er nach dem Tode des Sohnes den Enkel zum Nachfolger seines Vaters machte und die Enkelinnen mit seinen eigenen Töchtern auferziehen ließ. Den Tod seiner Söhne und seiner Töchter trug er überaus gelassen und mit dem hohen Sinn, der ihm eigen war, doch preßte ihm die herzliche Liebe, die ihn nicht minder auszeichnete, Thränen aus. Die Erziehung seiner Kinder richtete er so ein, daß Söhne wie Töchter zuerst

in den Wissenschaften unterrichtet wurden, auf deren Erlernung er auch selbst seinen Fleiß verwandte. Dann mußten die Söhne, sobald es nur das Alter erlaubte, nach der Sitte der Franken reiten, sich in den Waffen und auf der Jagd üben, die Töchter aber sich mit Spinnrocken und Spindel beschäftigen, damit sie sich nicht an Müßiggang gewöhnten, und dadurch der guten Zucht entfremdet. Karl war aber dermaßen um seine Kinder besorgt, daß er zu Hause niemals ohne sie speiste, nie ohne sie eine Reise machte; seine Söhne ritten ihm dabei zur Seite, seine Töchter folgten ihm im hintersten Zuge, und eine Schaar von Leibwächtern war zu ihrem Schutze bestellt. Da sie ungemein schön waren und auf's zärtlichste von ihm geliebt wurden, so ist es sehr zu verwundern, daß er keine von ihnen einem seiner Großen oder einem Fremden zum Weibe geben wollte, aber er sagte, er könne ohne ihre Gesellschaft nicht leben, und behielt alle bis zu seinem Tode bei sich im Hause. Darob mußte er, sonst so glücklich, die Tücke des Schicksals erfahren; er ging jedoch so über die Sache hinweg, als hätte sich nie der geringste Verdacht gegen sie erhoben, als wäre nie ein Gerücht über sie laut geworden."

Was unser Gewährsmann hier so zart andeutet, findet seine Erläuterung in jener anmuthigen Sage von dem allbekannten Abenteuer mit einer angeblichen Tochter des Kaisers, Imma, dessen Held Einhard selbst ist. Die Sage an sich ist zwar bloße Dichtung, aber sie hat, wie die meisten Sagen, einen geschichtlichen Kern. Karl's älteste Tochter, Rotrud, die in der Sage Imma heißt und nach dem nächtlichen Abenteuer von dem verzeihenden Vater mit ihrem Buhlen Einhard oder Eginhard vermählt wird, trat niemals in die Ehe, gebar aber dennoch dem Grafen Rorich von

Mans einen Sohn mit Namen Ludwig, den nachmaligen Abt von St. Denys, welcher im Jahre 858 in die Gefangenschaft der Normannen gerieth und im Jahre 867 starb; und Karl's zweite Tochter Bertha vermählte sich heimlich mit dem gelehrten Zögling und Freunde Karl's und Alkuin's, Angilbert, und gebar ihm zwei Söhne Hartnid und Nidhard, von denen der Letztere, einer der treuesten Anhänger seines Vetters Karl des Kahlen, eine ausgezeichnete Geschichte des kurzen, aber folgenschweren Zeitraumes 841—843 geschrieben; aber diese geheime Ehe wurde nachträglich von dem gnädigen Kaiser öffentlich anerkannt.

Auch abgesehen von diesen Thatsachen fehlt es nicht an Zeugnissen für den allzu freien Ton, der am Hofe Karl's des Großen herrschte. So lesen wir in dem mehrerwähnten „Leben Adalhard's" von dessen Schwester Guntrada, sie „habe, die Edelste unter den Edeln, mitten in den Wollustdüften des königlichen Palastes wohl allein die Palme der Keuschheit gerettet;" und das zeitgenössische „Leben Ludwig's des Frommen" von einem Ungenannten sagt sogar unumwunden: „Schon lange hatte Ludwig's Sinn, der doch von Natur so milde war, sich an dem Treiben geärgert, welches seine Schwestern im väterlichen Hause führten: der einzige Flecken, der diesem anklebte."

Ludwig also, von der Gerechtigkeit der Geschichte der Fromme genannt, Ludwig trat — das ersehen wir eben aus diesem letztern Zeugnisse — in Betreff des häuslichen Lebens wieder in die Fußtapfen des Großvaters, er beugte seinen Nacken nicht unter das Joch einer unersättlichen Wollust. „Um solchem Uebel abzuhelfen," fährt der Ungenannte in seinem Zeugnisse fort, „schickte er

Männer nach Achen, welche streng darüber wachen sollten, daß nichts Ungebührliches daselbst vorkäme, und befahl ihnen, Etliche, die durch besonders greuliche Unzucht oder durch wegwerfenden Hochmuth sich des Majestätsverbrechens schuldig gemacht hatten, bis zu seiner Ankunft in festem Gewahrsam zu halten. Und als Ludwig nun selbst nach der Pfalz Achen kam, ließ er alsbald den ganzen weiblichen Troß, welcher sehr groß war, aus dem Palaste hinausschaffen" und stellte das stille häusliche Leben wieder her, das die Königsfamilie des Gründers der neuen Dynastie, seines Großvaters Pipin, geführt hatte. Aber Ludwig der Fromme entkam nur der einen der beiden Zwillingsschwestern, der andern wurde er zur Beute; Kebsweiber, oder wie die Franzosen so treffend sagen, Mätressen vermochten nichts über ihn, weil er sich keine hielt, aber seine Eheweiber, besonders Judith, seine zweite Gemahlin, beherrschten ihn dermaßen, daß er von seinem ganzen Eigenwillen nichts mehr rettete als den Eigensinn; und daraus entstand so viel Unheil, als die zügellosesten Ausschweifungen je hätten ohne Bundesgenossenschaft anstiften können. Alle Fugen des Staatsgebäudes traten aus einander, alle Glieder des Königshauses befehdeten sich in blutigen Kriegen und bewaffneten ohne Unterschied Fremde und Angehörige gegen einander; und nun brachen im Hause eines der Enkel Ludwig's des Frommen auf einmal die Zwillingsschwestern mit vereinigter Wuth los, und der Mittelbau des neuen Königshauses stürzte unter den zermalmenden Ringen des Schlangenpaares zusammen. Mit dem Weltreich, in welchem das Gottesreich sich verkörpern sollte, war es zu Ende, nachdem es kaum zum Anfang mit ihm gekommen. Das karolingische Königshaus hatte seine Sendung verfehlt, es wurde

von der Welt abgerufen und sank nach wenigen Jahrzehnden in's Grab.

Die ersten Schritte der Karolinger in der Richtung ihrer Aufgabe, der Verwirklichung des Christenthums im Staate.

Das Beispiel des Königshauses ahmten natürlich die Großen des Reiches nach, oder vielmehr das Königshaus war mit ihnen von dem allgemeinen Verderben angesteckt worden. Die Keuschheit der germanischen Sitte hatte sich wenigstens unter den westlichen Franken schon längst verloren: wie hätte sie auch die Berührung mit der in den tiefsten Abgrund der Fleischeslust versunkenen Römerwelt lange überleben können? Selbst der treffliche Pipin von Heristal, der Vater Karl des Hammers, lebte, wie wir uns erinnern, in einer Doppelehe, und die Welt fand es nicht einmal auffallend. Seine Neustrier dachten und thaten bereits französisch, und das Franzosenthum gab, wie noch heute, der Welt den Ton an. Die Häuser der Großen wimmelten von Kindern, und jedes dieser Kinder hatte eine andere Mutter, und jede dieser Mütter verlangte ihr Recht auf das Ohr des Vaters und forderte ein Erbtheil für ihr Kind. Die Väter aber, von dem Schlangenpaare der Wollust und der Weiberherrschaft umringelt, machten in Folge dessen, wie sie in Betreff des Sittengesetzes nicht nur hinter dem Christenthume, sondern sogar noch weit hinter dem Heidenthume zurückblieben, so nun auch in Betreff des bürgerlichen Gesetzes gewaltige Rückschritte nicht etwa bloß in, sondern wieder weit hinter das Heidenthum ihrer Voreltern. Diese nämlich, die alten Germanen, waren in ihrer Erbfolgeordnung auf dem Wege nach der Bevorrechtung der Erstgeburt begriffen. Nur die wehrhaften oder mündigen Söhne

konnten erben, die minderjährigen waren ausgeschlossen. Bei den Normannen „trieb“ sogar nach dem Zeugnisse der zeitgenössischen Geschichtschreibung „der Vater alle Söhne, sobald sie erwachsen waren, aus dem Hause, mit Ausnahme eines Einzigen, den er (wenn er zum Sterben kam, dann) als Gesammterben hinterließ.“ Wohlgemerkt: wenn er zum Sterben kam; denn bei den alten Germanen mußte der Vater erst sterben, bevor die Söhne ihr Erbtheil antreten konnten, oder, wie sich dazumalen die Rechtssprache ausdrückte, und wie sie sich noch heutzutage ausdrückt, wo, so lange nicht ein besonderer Vertrag geschlossen wird, immer noch dasselbe Gesetz gilt, erst „der Todte erbte den Lebenden,“ d. h. erst der Sterbende machte den Lebenden zum Erben oder erst aus der Hand des Sterbenden kam das Erbe an den Lebenden. Für das fränkische Königshaus stieß die Weiberherrschaft diese angestammte und geheiligte Erbfolgeordnung geradezu um. Wo, wie es in diesem Hause gewöhnlich der Fall war, die Kinder verschiedene Mütter hatten, konnte weder der Weg zur Bevorrechtung der Erstgeburt weiter verfolgt, noch der Antritt oder auch nur die Ausscheidung des Erbtheiles bis zum Tode des Vaters verschoben werden. Jede der Mütter forderte zum Wenigsten eben so viel für ihr Kind, als jedem der übrigen Kinder ausgeschieden war, oder wurde, und dieses sein Erbtheil sollte ihm so bald als immer thunlich, wo möglich gleich bei der Geburt zugeschrieben werden. Darum forderte beinahe jede neue Geburt eine neue Theilung, eine neue Theilung aber konnte nicht ohne Verletzung älterer Rechte geschehen, sie war deßhalb auch ein neuer Anlaß zu neuen Feindschaften, zu neuen Fehden, zu neuen Mordthaten. Mußten dadurch nicht Haus und Staat und Kirche aus allen Fugen gerissen werden? Er-

innern wir uns nur an Grifo, den Stiefbruder König Pipin's. Er war, haben wir uns in unserem dritten Theile (Seite 359) sagen lassen, erst nachträglich, d. h. nachdem das Reich bereits unter die beiden ältern Söhne getheilt war, und sozusagen hinter dem Rücken derselben zum Miterben eingesetzt worden. Das konnte nicht anders als böses Blut setzen, nicht nur bei den dadurch benachtheiligten ältern Brüdern, sondern auch bei den von diesen abgerissenen und dem jüngern zugetheilten Bevölkerungen, und ausdrücklich berichten denn auch die Jahrbücher von Metz (zum Jahre 749): „Die Franken fühlten sich schwer verletzt, daß sie nun getheilt und von den rechtmäßigen Erben getrennt wurden." Das ganze Reich wurde durch diese Theilung in die größte Verwirrung gestürzt, und nur der Eintracht zwischen den beiden Herrschern, Pipin und Karlmann, war es zuzuschreiben, daß die deutschen Lande nicht schon damals vom fränkischen Reiche abgelöst wurden. Der fragliche Fall aber konnte sich jeden Augenblick wiederholen, und nur eine außerordentliche Fügung der göttlichen Weltregierung war es, daß er sich nicht schon unter Karl dem Großen mit seinen acht Söhnen wiederholte: eine Fügung, ohne welche sein Gesammtreich wohl schon unter ihm selbst aus einander gewichen wäre, wie es unmittelbar nach ihm, als der Fall sich wirklich wiederholte, unter Ludwig dem Frommen aus einander wich, um unter dessen Enkel, Karl dem Dicken, sich vollends ganz aufzulösen.

Die Theilbarkeit war das Damokleische Schwert, das von Anfang bis zu Ende über dem Nacken des fränkischen Reiches hing, und das Pferdehaar mußte früher oder später reißen. Nur ein Grundgesetz, das die Gesammtherrschaft für die allein zulässige Regierungsform erklärte, konnte dem Reiche Bestand und Leben sichern.

Aber dieses Grundgesetz, wenn auch endlich die Fesseln gesprengt wurden, die ihm den Eingang in die fränkische Reichsordnung versperrten, scheiterte an der Verschiedenheit des Blutes, das in den Adern der verschiedenen Völker rollte, welche zu Einem Reiche vereinigt waren oder noch vereinigt werden sollten, an der Verschiedenheit, wenn ich mich dieses Ausdrucks der modernen Staatskunst bedienen darf, der Nationalitäten. „England wird sich mit Frankreich nie vermählen." Eine tiefe Wahrheit liegt in diesem Worte des Dichters, das germanische Element konnte sich mit dem romanischen nie für die Dauer vereinigen; und eben das war der Hauptfehler bei den Theilungen des fränkischen Reiches, daß sie so wenig Rücksicht auf die Wahlverwandtschaft der Elemente nahmen; und vornehmlich diesem Hauptfehler war es zuzuschreiben, daß sich die Franken besonders durch die nachträglichen Theilungen, wie die zu Gunsten Grifo's vorgenommene, so tief verletzt fühlten. Die Verschiedenheit des Völkerblutes oder der Nationalitäten verlangte zwar die Theilung, das haben wir u. a. an Dagobert I., das haben wir auch an seinem Sohne, Sigbert III., gesehen, der Gesammtherrscher Chlotar II. setzte den ersten, sein Sohn und Erbe, Dagobert I., den letztern nur auf das unabweisbare Verlangen der Ostfranken, die, weil sie das germanische Blut rein erhalten hatten, nun einmal nicht unter einem und demselben Herrscher mit den Westfranken stehen wollten, die dasselbe mit dem römischen vermischt hatten, zum Könige über die Austrasier; aber die Einheit des Völkerblutes duldete keine Scheidung nach verschiedenen Seiten. Darauf eben nahmen die Frankenherrscher zu wenig Rücksicht; es konnte bei ihren Theilungen der Fall vorkommen, von dem in unserem fünften Theile

(Seite 401) die Rede ist, daß sogar eine und dieselbe Stadt unter verschiedene Erbtheile zerstückt wurde und in Folge dessen ein und derselbe Bischof zuweilen nicht nur zwei, sondern drei und vier Herren zugleich dienen sollte. Darauf nahm insbesondere König Pipin zu wenig Rücksicht, als er bei seinem Tode 768 das Reich unter seine beiden Söhne Karl und Karlmann theilte; und er nahm absichtlich darauf so wenig Rücksicht, weil er den Unterschied des Völkerblutes zu verwischen gedachte. Er erkannte, daß die Gründung des Weltreiches, das er im Auge hatte, ohne diese Verwischung eine Unmöglichkeit war; aber er erkannte nicht, daß diese Verwischung selbst eine Unmöglichkeit war.

Das fränkische Reich umfaßte bei der Thronbesteigung des karolingischen Hauses die drei vereinigten Königreiche Neustrien, Austrasien und Burgund. Zu Neustrien, das Anfangs nur aus den drei Reichen Soissons, Paris und Orleans bestanden hatte, wurde nunmehr auch die Bretagne und Aquitanien; zu Burgund auch die Provence und Gothien oder Septimanien (der zwischen der untern Rhone und den Pyrenäen gelegene Küstenstrich, der zuerst den Westgothen, dann wieder den Sarazenen abgenommen worden war); zu Austrasien außer den rheinfränkischen oder ripuarischen Landen mit dem Mosel- und Maasgebiete Alamannien, Mainfranken (auch Ostfranken und Frankonien genannt), Thüringen mit Hessen, und das Frisenland gerechnet (Bajovarien war dem Frankenreiche noch nicht förmlich einverleibt, es wurde dies erst nach der Entsetzung Thassilo's 888). Austrasien, die Wiege des Reiches sowohl als des neuen Königshauses, war ausschließlich deutsch, und seine ganze Bevölkerung

redete die deutsche (teutische oder teutonische) Sprache, die Muttersprache Karls des Großen. Neustrien und Burgund, die den Römern abgenommenen Länder, waren völlig romanisirt, und ihre Bevölkerung sprach die romanische oder wälsche, aus der römischen, wie sich diese in der Provinz oder Landschaft entwickelt hatte (darum auch die provinciale oder landschaftliche genannt), herausgebildete Sprache, die Mutter der französischen. Aquitanien, wie wir so eben gesehen haben, nunmehr zu Neustrien gerechnet, war bekanntlich den Westgothen abgenommen worden, und seine Bevölkerung großentheils noch immer feindselig gegen die Franken gesinnt, besonders in der südwestlichen Ecke, wo sich das wilde Volk der Basken oder Wasken festgesetzt hatte, von dem es den Namen Gascogne erhielt. Dieses Reich, das sich bereits von der Nordsee und dem atlantischen Meere bis zu den Pyrenäen, dem Mittelmeere, dem Alpengürtel, der Ens, dem böhmischen Waldgebirge, der thüringischen Saale und dem Sachsenlande erstreckte, sollte zum Weltreiche erweitert werden, und Pipin brach ihm noch selbst die Bahn zu diesem großen, obwohl unerreichbaren Ziele, hauptsächlich durch seine Züge nach Italien und in das Sachsenland.

Als der sicherste, ja als der einzige Weg zur Erreichung desselben erschien dem vollendeten Staatsmanne die Verschmelzung aller Nationalitäten zu Einer Brüdergemeinde, zu Einer, wenn man anders diese Bezeichnung nicht mißverstehen will, Weltbürgerschaft. Aber diese Verschmelzung, wenn sie je möglich war, konnte nur durch die Allgewalt der Alleinherrschaft zu Stande gebracht werden. Darum behielt er, so lange er lebte, das ganze Reich ausschließlich in seiner Hand; und „erst als

er sah — so lesen wir in der „letzten Fortsetzung der Fredegar'schen Chronik“ (von Nibelung) — daß die Stunde seines Hinscheidens gekommen war, berief er seine Großen, die fränkischen Herzoge und Grafen, Bischöfe und Kirchenvorstände zu sich und theilte unter Zustimmung seiner weltlichen und geistlichen Stände das Reich, welches er beherrscht hatte, zu gleichen Theilen unter seine beiden Söhne, machte aber diesen Einheit des Wollens und Wirkens zum unverbrüchlichen Gesetze.“

Er theilte jedoch, um einerseits die Abstoßungs-, andererseits die Anziehungskraft des Blutes zu brechen oder wenigstens zu schwächen, nicht wie in der Regel früher getheilt worden war, nach den Nationalgränzen, deren Hauptlinie von Nordwest nach Südost verlief, sondern er theilte in der Art, daß jedem der beiden Brüder so ziemlich die Hälfte von jeder der verschiedenen Nationalitäten zufiel, und zog mithin seine Theilungslinie in einem Halbkreise von dem Südwesten durch den Norden nach dem Südosten des Reiches, so daß der ältere Bruder den jüngeren, was die beiderseitigen Reichsantheile betraf, in Form eines Hufeisens umschloß: ein Sinnbild der Stellung des Schutzherrn zum Schützlinge. „Den älteren Sohn Karl,“ fährt Nibelung in seinem Berichte fort, „setzte er zum Könige über das Reich der Austrasier; dem jüngern Karlmann, übergab er das Reich Burgund, die Provinz (d. h. den Küstenstrich links), das gothische Land (d. h. den Küstenstrich rechts der Rhonemündungen), das Elsaß und Alamannien; Aquitanien, welches er erst erobert hatte, theilte er zwischen Beiden.“ Aber nicht nur Aquitanien, auch Neustrien und Austrasien theilte Pipin zwischen Beiden, denn von jenem fielen z. B. die Gebiete vou Paris und

Soissons, von diesem, wie unsere Quelle selbst angibt, Alamannien mit dem Elsaß, ja noch die Gebiete der obern Mosel und Maas, sogar mit der alten Hauptstadt Austrasiens, Metz, und mit der Stadt Verdün, an Karlmann.

Durch diese Theilung, welche die Völker gleichen Blutes von einander riß und die Völker verschiedenen Blutes vereinigte, senkte Pipin dem Weltreiche, dem er dadurch die Bahn in das Leben zu brechen gedachte, schon in der Wiege den Todeskeim in's Herz, brach aber auf der andern Seite wenigstens wieder dem Gesammtreiche damit wirklich die Bahn in das Leben. Das Völkerblut, oder, wenn ich mich wieder in der modernen Sprache der Staatskunst ausdrücken darf, das Nationalitätsprincip, ertrug den widernatürlichen Riß nicht. Als Karlmann nach dreijähriger Regierung mit Hinterlassung zweier Söhne starb, schloßen die Franken, wie wir gesehen haben, die letztern von der Erbfolge aus und setzten Karl zum Gesammtherrscher über das ganze Reich. Die Völker gleichen Blutes waren nicht mehr auseinandergerissen; aber damit geschah dem Nationalitätsprinzip nur halbe Genüge, dasselbe verlangte nicht nur die Vereinigung des gleichen, es verlangte auch die Trennung des verschiedenen Blutes, somit die Aufhebung des kaum erst wiederhergestellten Gesammtreiches. Das Gesammtreich aber sollte nicht nur nicht aufgehoben, sondern im Gegentheile weiter und weiter, zunächst wenigstens über alle germanischen Völker, die rein deutschen sowohl als auch die gemischten oder wälschen, ausgedehnt werden. Das Schwert des Eroberers hatte schon oft die Gründung von Weltreichen versucht, und dieser Versuch hatte auch schon oft den Anschein des Gelingens gewonnen, die alten Römer nannten ihr Gesammtreich bereits den „Erdkreis.“ Aber jedesmal rief

mitten auf seinem Wege, oft wenn es gerade im besten Zuge war, wie das Schwert des großen Macedoniers, die Stimme des Weltenlenkers ihr allgebietendes „bis hieher und nicht weiter." Ein plötzlicher Tod riß dem Eroberer das Schwert aus der Hand, und das Nationalitätsprincip schlug es in Stücke und zertrümmerte seinen gewaltigen Riesenbau. Das Wort des Gesetzgebers, das Schwert des Geistes, mußte sich mit dem Schwerte des Eroberers verbinden, dann kam es vielleicht nicht mehr blos halbwegs, dann kam es, wenn überhaupt die Möglichkeit dazu gegeben war, vielleicht ganz an's Ziel. Und schien nicht die göttliche Weltregierung selbst auf diese Verbindung hinzuweisen und hinzuwirken, indem sie das Wort des größten Gesetzgebers, das Wort des ewigen Wortes, das Wort Christi gerade auf dem Höhepunkte und im Schooße des größten und andauerndsten aller Gesammtreiche, des römischen, erschallen und besonders von dessen Hauptstadt aus nach allen Enden der Erde ausgehen ließ? War nicht eben dieses Wort an sich schon dazu bestimmt, alle Völker der Welt in Ein Gesammtreich zu vereinigen? Hatten nicht vielleicht die Römer nur der Verbindung dieses Wortes mit ihrem Schwerte, nur der Aufnahme und Verschmelzung dieses Wortes in ihre Reichsordnung, nur der Verwirklichung des Christenthums im Staate bedurft, um ihr Gesammtreich über alle Schranken des Raumes und der Zeit hinwegzuheben und die Weissagung ihres großen Dichters zu erfüllen?

„Einer kriegsgöttlichen Stadt und einem kriegsgöttlichen Volke,
Römer genannt nach ihm, wird Romulus werden zum Schöpfer.
Ihnen soll kein Ziel in der Zeit noch im Wirken gesteckt sein,
Endlos sei ihre Herrschaft."*

* Virgil in seiner Aeneis I. 275—278.

Sie hatten Alles gethan, das Nationalitätsprincip zu überwältigen und damit das größte Hinderniß aus dem Wege zu räumen, das der Ausdehnung ihres Reiches über alle Völker der Erde entgegen stand, sie hatten alle Götter der Erde in ihre Reichsordnung aufgenommen, nur das Mittel, das ihnen der göttliche Weltenlenker selbst in die Hand gab, sie zum Ziele zu führen, das einzige, das sie zum Ziele führen konnte, wandten sie nicht an, den Gott des Himmels nahmen sie nicht in ihre Reichsordnung auf, weil er keine andern Götter neben sich duldete; darum riß auch ihnen das Nationalitätsprinzip, statt sich von ihnen überwältigen zu lassen, zuletzt das Schwert aus der Hand und schlug ihren tausendjährigen Riesenbau mit demselben in Trümmer. Das Christenthum allein war im Stande, das Nationalitätsprincip zu überwältigen, im Christenthume allein verschwand die Verschiedenheit des Völkerblutes, im Christenthume verschwanden alle Hindernisse der Vereinigung der gesammten Menschheit in Ein alles umfassendes Weltreich, denn im Christenthume waren alle Menschen Brüder, im Christenthume gab es keinen Haß, keinen Widerspruch, keine Auflehnung, und keine Ursache zum Haß, zum Widerspruch, zur Auflehnung; denn sein Joch war sanft und leicht, und Alle, die es auf sich nahmen, fanden Ruhe und Erquickung darunter für Leib und Seele. Das karolingische Haus durfte nur sein eigenes Joch nach dem Joche Christi formen, es durfte nur den Gott des Himmels in seine Reichsordnung aufnehmen, so schmiegten sich alle germanischen Völker aus freien Stücken und mit Freudigkeit unter dasselbe, und die es nicht thaten, wurden mit der Hülfe des Schwertes leicht dazu gezwungen, hatten sie aber einmal die Süßigkeit des Joches verkostet, so freuten sie

sich dessen, daß er ihnen wenn auch durch Zwang war aufgelegt worden, und es fiel ihnen nicht mehr ein, auch nur an eine Verschiedenheit des Blutes zu denken.

So fiel denn die Aufnahme des Gottes des Himmels in die Reichsordnung, die Verschmelzung der Ordnung Christi in die Ordnung des Staates, die Verwirklichung des Christenthums im Staate mit dem Lebenszwecke des karolingischen Hauses zusammen; und so lange es dies erkannte, so lange es diese Verwirklichung selbst als Lebenszweck verfolgte, lebte es auch und lebte ein Leben voll schaffender Kraft; sobald es aber von diesem Wege abging, verlor es das Recht auf das Leben und verfiel dem Siechthume, und als es gerade die entgegengesetzte Richtung einschlug, als es die in die Ordnung des Reiches aufgenommene Ordnung Christi in seinem eigenen Schooße mit Füßen trat und damit dem Widersacher die Hand bot zur Vernichtung des Christenthums im Staate, verlor es das Leben selbst und erlosch im Tode.

Fiel aber Verwirklichung des Christenthums im Staate mit dem Lebenszwecke des karolingischen Hauses zusammen, so war dieses Haus der natürliche Bundesgenosse des apostolischen Stuhles, und der erste Schritt in der Richtung seines Zweckes ging Rom zu. Das hatte schon Pipin erkannt und darum das Bündniß mit dem Statthalter Petri geschlossen, das römischer Seits mit der Erhebung seines Hauses auf den fränkischen Königsthron, fränkischer mit der Erhebung des Papstes zum weltlichen Machthaber besiegelt wurde. Das erkannte noch mehr Karl der Große, und darum erneuerte und befestigte er dieses Bündniß zu Ostern 774 in Rom selbst und erweiterte dabei das weltliche Gebiet des römischen Stuhles durch neue Schenkungen und sicherte ihm dasselbe als

Ausgangs- und Mittelpunkt einer geistlichen Weltherrschaft auf ewige Zeiten. Zugleich aber that er damit noch einen zweiten Schritt in der Richtung seines großen Zweckes, er faßte diesen Kern einer geistlichen Weltherrschaft des Bischofes der Römer in den Rahmen der weltlichen des Königs der Franken und stellte damit unvermerkt den weltlichen Thron über den geistlichen, mit andern Worten er drückte den Stuhl des Kirchenoberhauptes zum Thronschemel des Staatsoberhauptes herab und setzte sich die Doppelkrone von Kirche und Staat auf.

Karl der Große verpflichtete sich an jenem großen Tage, „die Kirche und deren Oberhaupt zu schirmen in allen Dingen," und empfahl seinem Verbündeten, „dieselbige zu regieren in aller Frömmigkeit." Natürlich das waren Worte, und Worte lassen sich deuten und weiten nach Bedürfniß. Die Mittel, die dem Papste zur Regierung der Kirche, wenigstens der fränkischen, in der Hand blieben, beschränkten sich so ziemlich auf den Wirkungskreis eines Regierungs*rathes*, den man fragt, wenn man will, und dem man folgt, wenn man es für gut findet. Die Worte nicht, aber die Natur der Sache und die That sprachen die Unterordnung des apostolischen Stuhles unter den weltlichen Thron aus: die Natur der Sache in dem Verhältnisse des Bittenden zum Gewährenden, die That in der Einverleibung der päpstlichen Staaten in das fränkische Reich. Wir können Angesichts dieser That die Frage auf sich beruhen lassen, ob sich Karl der Große in einem geheimen Vertrage noch ausdrücklich das Recht von seinem geistlichen Bundesgenassen ausbedungen habe, den Papst zu ernennen oder wenigstens dessen Wahl zu bestätigen oder zu verwerfen. Der Franke hatte zwar Italien in gemeinschaftlichem Interesse mit seinem natürlichen Ver-

bündeten erobert und theilte nun sogar diese Eroberung brüderlich mit demselben, aber er theilte sie in der Art mit ihm, daß er sich die Oberhoheit über das Ganze vorbehielt, den Papst also, insofern derselbe Landesherr war, bloß als seinen Vicekönig betrachtete. Natürlich mußte er denn auch eine entscheidende Stimme bei der Ernennung desselben in Anspruch nehmen. Was er sich also in Betreff dieses Punktes von Hadrian ausbedungen haben soll, verstand sich von selbst. Dieselbe Bewandtniß hatte es mit einem zweiten Artikel des fraglichen geheimen Vertrages, in welchem der heilige Vater seinem königlichen Schirmherrn freie Verfügung über die fränkischen Bischofstühle zugestanden haben soll. Karl ließ seinem Papst-Statthalter zu Rom in den innern Angelegenheiten des weltlichen Gebietes, über das er ihn zum Landesherrn setzte, nach beiden Seiten, der kirchlichen und staatlichen, völlig freie Hand, er entsagte jeder Einmischung in die römische Staats- und Kirchenordnung, nahm aber nun als selbstverständlich an, daß sich auch der Papst jeder Einmischung in die fränkische Staats- und Kirchenordnung zu enthalten habe, und fand es wohl nicht einmal für nöthig, jedenfalls nicht für schicklich, dem heiligen Vater eine besondere Verzichtleistung für diesen Punkt abzudrängen; wie denn auch wohl der nachgiebigste Papst den unveräußerlichen Rechten des Stuhles Petri nie so viel vergeben haben würde.

Man könnte auf den Gedanken kommen, Karl der Große sei Protestant gewesen und habe dem Grundsatze gehuldigt, daß der Landesherr auch Herr der Landeskirche und der Bischof von Rom lediglich — Bischof von Rom sei; aber man würde damit weit irre gehen. Karl der Große war nur scheinbar Protestant, er wußte nichts von einer für sich bestehenden, sich selbst regierenden Kirche,

er wußte, wie Konstantin, bloß von einer Staatskirche; aber er war dessenungeachtet in der That Katholik, er wußte nichts von einer Landeskirche, er wußte nur von einer Weltkirche; diese Weltkirche stand ihm unter der Leitung des Bischofes von Rom als des Nachfolgers und Statthalters Petri, allein diese Leitung schien ihm zumal in seinen Zeitläufen einen stärkern Arm zu erfordern, als der Arm eines Geistlichen war, und wenn diesen auch die ganze Christenheit als ihren Vater verehrte, sie erforderte den Arm eines Weltlichen, dem die Macht eines Weltreiches zu Gebot stand, und dieses Weltreich war Karl dem Großen sein Frankenreich, und als Oberhaupt dieses Weltreiches fühlte er sich auch zum Oberhaupte der Weltkirche bestellt, der Papst hatte ihn in der Regierung dieser Kirche nur in der Eigenschaft eines Hohepriesters als untergeordneter Mitregent mit Rath und That zu unterstützen. Allein schon diese Anschauungsweise mußte den heiligen Vater mit banger Besorgniß erfüllen, doch er vertraute dem hohen Sinne und großen Geiste seines königlichen Freundes und ließ ihm stillschweigend die Doppelgewalt, welche die fränkischen Herrscher schon längst, wenn auch nicht rechtsgültig, so doch thatsächlich besessen; denn sie konnte das Größte wirken in der Hand eines Mannes, welchem die Verwirklichung des Christenthums im Staate als Aufgabe seines Lebens galt. Nur Eine Fürsorge traf er, er übergab dem Könige eine Sammlung der bestehenden Kirchengesetze, den hinfort sogenannten Hadrianeischen Codex, um durch die Erhebung dieser Kirchengesetze zu Reichsgesetzen, zu welcher er sie empfahl, die römische Kirchenordnung und damit auch das päpstliche Kirchenregiment und in ihm dann die Selbstregierung der Kirche auch noch im fränkischen Reiche wieder zur Geltung zu bringen.

Karls des Großen Wiege und Schule, oder die Regierung seines Vaters und Lehrmeisters Pipin.

Nächst der Herstellung des Gesammtreiches und einer doppelten, aber mit ihrer Spitze in der Einen Person des Reichsoberhauptes vereinigten geistlichen und weltlichen Gewalt in demselben war es die Sicherstellung dieses Reiches nach innen und außen, was nun vor Allem noth that. Um das Christenthum im Staate zu verwirklichen, mußte dem Staate zuerst der Frieden erkämpft werden, dazu aber bedurfte es des Krieges, selbst der göttliche Friedensfürst, unser Herr und Heiland, mußte zuvor das Schwert bringen, ehe er den Frieden bringen konnte. Karl der Hammer, der Vater (des ersten Königs) der neuen Dynastie, der Großvater Karl's des Großen, hatte während seiner ganzen langen Regierung nie einen Augenblick gefunden, in welchem er das Schwert hätte aus der Hand legen können. Im sechsten Monate nach seinem Tode, den 2. April 742, wurde sein großer Enkel geboren. Seine Geburt erinnerte an Minerva, die Göttin des Krieges und der Weisheit, welche nach der Dichtung, durch die Axt entbunden, in voller Waffenrüstung aus ihrem seltsamen Mutterschooße, der Hirnschale ihres Vaters Jupiter hervorsprang. Der ganze Erdboden dröhnte von Kriegslärm, nur um Karl's Wiege säuselten Friedensklänge, die fromme Bertrada saß an derselben mit dem Spinnrocken.

Sie war eine Tochter des Friedens und eine Mutter des Friedens, diese gottgesandte und gotterfüllte Gebärerin und Erzieherin Karl's des Großen, die Enkelin einer demselben Stamme entsprossenen Edelfrau gleichen Namens, die zu Anfang des achten Jahrhunderts auf der Burg Mürlebach am

Saume des Ardenner Waldes in der Eifel lebte und in den Tagen der segensreichen Wirksamkeit der beiden Apostel Willebrord und Bonifacius in dieser Gegend auf dem fränkischen Fürstenhofe Prüm an dem gleichnamigen Flüßchen das in der Folge so hochberühmte Kloster stiftete, welches dem karolingischen Königshause zum Familienherde wurde, auf dem am stürmischen wie am heitern Tage die milde Friedensflamme loderte, welche im blutigsten Bruderkriege nicht erlosch: eine Bestimmung, zu welcher es besonders Karl's des Großen gottselige Mutter, Bertrada, der Engel des Friedens, hinanführte.

Wo die Wiege des großen Kaisers stand, wer will es heute noch ermitteln? sagt ja schon dessen Zögling und Freund Einhard: „Ueber die Geburt, Kindheit und das Knabenalter Karl's etwas zu sagen, halte ich für thöricht, denn nirgends findet sich etwas darüber aufgezeichnet, und Niemand ist mehr am Leben, welcher Auskunft geben könnte!“ Die Regenten der damaligen Zeit wußten weniger vom Residenzhalten, als die Könige unserer Tage. Man war dazumal der Ansicht, der Landesherr müsse überall im Lande zu Hause sein und überall selbst sehen und selbst sorgen, darum machte er alljährlich seine Runde durch's Reich und zog unaufhörlich von einer seiner Pfalzen zur andern, und sein ganzes Haus und sein ganzer Hof begleitete ihn auf diesen Reisen. Fast bei jedem Jahre finden wir in den zeitgenössischen Chroniken die Nachricht: „Von da und da zog der Herzog oder der König nach da und da und feierte Weihnachten an diesem, Ostern an jenem, Pfingsten wieder an einem andern Orte.“ Darum rathen denn die Geschichtschreiber in Betreff des Geburtsortes Karl's des Großen bald auf Düren, bald auf Ingelheim, bald auf Paris, bald auf Achen,

bald auf Worms, bald auf irgend einen andern dazumal bevorzugten Ort.

Sei sie aber nun gestanden, wo sie will, diese Wiege, die Friedensklänge, die sie umsäuselten, verhallten im Sturme des Aufruhrs. Kaum hatte der Tod dem gewaltigen Helden den Hammer aus der Hand genommen, als an allen Enden des Reiches die Flamme der Empörung aufloderte. Seine beiden Söhne, Karlmann und Pipin, welche die Regierung gemeinschaftlich übernahmen, wußten nicht, wohin sie zuerst sich wenden sollten, schlug doch das Feuer im eigenen Hause zum Dache hinaus. Der Herd des Brandes aber lag im Lande der Bajovaren. Die Bajovaren oder Bayern, die Söhne des Kernvolkes der alten Germanenwelt, der Hermunduren, machten den Franken den Rang streitig. Sie hatten zwar den Nacken unter Karl den Hammer gebeugt und einen Herzog, obwohl ein Glied ihres einheimischen Regentenhauses der Agilolfinger, aus der Hand desselben empfangen, Odilo; der Frankenfürst hatte sogar eine Tochter aus diesem Hause, mit Namen Sonehilde, freilich nur „nach salischem Rechte" zur Ehe genommen; aber eben daraus zog die verborgene Gluth den sie zur Flamme anfachenden Hauch. Sonehilde wurde die Mutter Grifo's, und Karl ließ sich von ihr verleiten, diesem Sohne eines Nebenweibes auf Kosten der rechtmäßigen Erben kurz vor seinem Tode noch nachträglich einen Antheil aus der Mitte seines Reiches auszuscheiden. So wie der große Herzog die Augen schloß, entbrannte der Bruderkrieg. Die Agilolfingerin gedachte ihrem Hause das ganze Reich in die Hände zu spielen und ließ sich zu diesem Behufe in eine Verschwörung mit Odilo, dem Herzoge der Bajovaren, ihrem Oheime, ein. In Folge deren nahm dieser eine Tochter des ver-

storbenen Frankenfürsten, Chiltrud, welche in die Plane der Verschworenen eingeweiht und mit denselben einverstanden heimlich über den Rhein gegangen war, wider den Willen Pipin's und Karlmann's zur Ehe, die agilolfingische Partei im Frankenreiche zu verstärken, und sagte sich offen von der Oberhoheit der beiden rechtmäßigen Erben Karl des Hammers los. In demselben Augenblicke erhoben auch die Alamannen die Fahne des Abfalls, und die Sachsen rüsteten sich zum Einbruche in die fränkischen Grenzen, und die Aquitanier verjagten die ihnen aufgezwungenen Beamten, Grifo aber schuf der allgemeinen Empörung einen Brennpunkt im Innern des Reiches, in der Stadt Laon. Die Franken jedoch standen alle mit wenigen Ausnahmen zu seinen Brüdern, sie fühlten sich verletzt, „auf den Rath eines schlechten Weibes getheilt und von den rechtmäßigen Erben getrennt worden zu sein, und schaarten sich um die beiden Fürsten Karlmann und Pipin und zogen aus, den Grifo zu fangen.“ Er mußte sich ergeben und ward nach der neuen Burg im Ardenerwalde (Neufchateau, heutzutage zum belgischen Luxemburg gehörig) in festen Gewahrsam gebracht. Und nun sie sich die Ruhe im Schooße des Reiches gesichert hatten, wandten sich die beiden Herrscher gegen die Grenzen. Die Abtrünnigen hatten zum Vorwande genommen, daß sie nur Könige für ihre Oberherrn anzuerkennen vermögen. Darum setzten die beiden Brüder vor Allem wieder einen Sohn des Königshauses, Childerich III., auf den Thron des Frankenreiches und zogen nun in seinem Namen nach einander gegen die Aquitanier, die Alamannen, die Bayern und die Sachsen, und mit allgewaltiger Faust schlugen sie überall den Aufruhr zu Boden. Aber es war ein schweres und ein blutiges Stück Arbeit, und Karlmann, der

Aeltere, hielt's nicht allzu lange aus, er suchte den Frieden in Gott und entsagte im Jahre des Heils 747 mit seinen beiden Söhnen der Herrschaft und ging in's Kloster. Grifo war sein Gefangener gewesen, Pipin, nunmehr Alleinherrscher des ganzen Reiches, gab ihn frei und bot ihm Liebe um Liebe, der Undankbare aber lohnte ihm mit der Mordbrennerfackel. Er ging zu den Sachsen und waffnete diese Erbfeinde der Franken gegen sein Vaterland, und wie sie dem allsiegreichen Schwerte Pipin's erlagen, trug er die Flamme des Aufruhrs wieder zu den Bayern. Sein Schwager Odilo war gestorben und hatte einen sechsjährigen Sohn hinterlassen, Thassilo. In dessen Namen führte seine Mutter, die Herzogin Wittwe, Chiltrud, die Regierung. Grifo verband sich mit Lonfrid, dem Herzoge der Alamannen, setzte mit dessen Hülfe Mutter und Sohn gefangen und warf sich zum unabhängigen Herzoge der Bayern auf. Wie Pipin das erfuhr, rückte er mit einem Heere herbei, besiegte die Aufständischen, führte Grifo und Lonfrid als Gefangene weg und setzte den Thassilo wieder in sein Herzogthum ein. Mit seiner gewohnten Milde aber verzieh er dem treulosen Bruder und belohnte ihn sogar mit zwölf Grafschaften im Innern des Reiches. Der aber schlug das nach seiner Art wieder gering an und ging zu Waifar, dem abtrünnigen Herzoge der Aquitanier, nach Waskonien, nachmals die Gascogne genannt.

Mittlerweile hatte Pipin das alamannische Herzogshaus abgethan und die Verwaltung des Landes fränkischen Grafen übertragen, den Bayerherzog Thassilo, seinen Neffen, zwar in seiner Würde belassen, aber sich dabei ausdrücklich die Oberhoheit über das Land vorbehalten und der Herzogin Mutter, seiner Schwester Chil-

trud, welche im Namen ihres unmündigen Sohnes die Regentschaft führte, fränkische Rathgeber und Aufseher zur Seite gestellt. Aber das Alles reichte noch nicht hin. Das Reich bedurfte eines größern Namens, als es der merovingische, und dessen Beherrscher einer höhern Stellung, als es die herzogliche war, wenn es nicht zuletzt doch noch in Trümmer geschlagen werden sollte, denn es war immer noch böse Zeit, Grifo, der Mazzini jener Tage, der rastlose Ueberall und Nirgends, machte allenthalben Propaganda für die Revolution, und wie ein Reifbogen glühender Kohlen legte sich unter den Händen des unermüdeten Brandstifters der Aufruhr um die Ländermasse seines allzu langmüthigen Bruders, dessen erfinderischeste Liebe und Freigebigkeit den Unersättlichen nicht zu befriedigen vermochte. Von der Ostsee bis zum Baskenmeere reichten sich in einem ungeheuern Halbkreise durch Sachsenland, Thüringen, Mainfranken, Alamannien, Bayern, Longobardien, die Provence, das gothische Land, Waskonien und ganz Aquitanien die Männer des Umsturzes in ununterbrochener Folge die Hände. Aber nicht mehr sowohl Bayern, allwo die Flamme für den Augenblick so ziemlich erstickt war, sondern Italien, insbesondere dessen nördlicher Theil, der blutgedüngte Garten der Hesperiden, war es hauptsächlich, worauf sie ihre Hoffnung setzten. Dieser Brandreifbogen mußte durchbrochen, die Alpenkette, das Centrum der Revolutionsarmee, gesprengt, das Poland genommen, und das Frankenreich in eine ununterbrochene Verbindung mit der Hauptstadt des alten Römerreiches gesetzt und wie dieses über das ganze Abendland ausgedehnt werden, wenn man der Welt den Frieden schaffen und wahren wollte, dessen sie bedurfte. Dazu trieb schon die Selbsterhaltung, dazu trieb die Entwicklung aller Verhältnisse,

dazu trieb namentlich auch der unablässige Hülferuf Roms, das hinter dem Gluthkerne des Brandreifes so schwer, oder noch schwerer bedroht war, als das Frankenreich vor demselben. Dazu aber bedurfte es eben für den Arm, der es ausführen sollte, eines größern Namens, als der herzogliche war; das erkannte der Beherrscher der Franken, wie der heilige Vater zu Rom. Darum stellte der Erstere die Frage, ob, wer die Gewalt habe, nicht auch den Namen führen solle, und der Letztere beantwortete sie mit Ja. Und im Jahre 752 wurde Childerich III., nachdem er zehn Jahre lang als König figurirt hatte, und mit ihm das ganze merovingische Haus der Königswürde für verlustig erklärt und Pipin und mit ihm das karolingische Haus (nach Karl dem Hammer, seinem Stammvater, also benannt) an dessen Stelle gesetzt, und zwar geschah Beides durch den freien Entschluß aller Franken in ordentlicher, allgemeiner Versammlung auf dem Reichstage zu Soissons.

Damit ging auch Karl dem Großen, dem nunmehr zehnjährigen Knaben, der Stern seiner hohen Bestimmung auf. Von der Mutter unter den Eindrücken des Kriegslärmes mit der Milch des Friedens gesäugt und mit der Furcht des Herrn getränket, ward er jetzt von dem Vater, dem Meister in aller Weisheit des Friedens und aller Kunst des Krieges, in die großen Fragen der Zeit und insbesondere in die Aufgabe seines Hauses und seiner Person eingeweiht und in der Schule der Selbstbethätigung herangebildet. Pipin ließ ihn bei allen wichtigern Angelegenheiten mitrathen und mitthaten, nahm ihn mit auf alle seine Reisen, ließ ihn theilnehmen an allen Versammlungen seiner Großen, ließ sich von ihm begleiten auf allen seinen Feldzügen, vertraute ihm selbst die Füh-

rung seiner Heere, stellte ihn an die Spitze seiner Gesandtschaften, kurz schulte ihn in Alles und Alles, was er vermöge seines Berufes zu lernen hatte, durch Anschauung sowohl als Selbstübung ein, erzog ihn aber auf diesem Wege nicht bloß zum Herrscher, sondern auch zum Alleinherrscher. Dazu hatte er ihn auch von Anfang an bestimmt. Das Reich sollte nach des Vaters Tode zwar zwischen beiden Brüdern getheilt werden, und jeder seine eigene Hälfte erhalten und verwalten, aber der Erstgeborene das Ganze leiten, der Andere bloß dessen Statthalter sein: ein Verhältniß, wie es schon in der Haus- oder Sippenverfassung der alten Deutschen lag und sich im römisch-deutschen Kaiserthum weiter ausbildete. Karl aber war schon von der Natur in so mancher Beziehung vor seinem jüngeren Bruder bevorzugt und seine ganze Erscheinung war königlich, der jüngere Bruder verschwand dem Auge, wenn der ältere neben ihm stand. Und doch hatte Karlmann auch wieder seine Vorzüge; aber von denjenigen des Bruders überstrahlt wurden sie auch dadurch in der Wirklichkeit verringert, und der Neid gewann zuletzt die Oberherrschaft über alle seine Seelenkräfte. Das war es denn wohl auch hauptsächlich, was ihn um die Liebe des Volkes brachte und vor der Zeit in's Grab führte. Karl dachte zu viel und zu groß, um die gereizte Stimmung des Bruders sich anfechten zu lassen; aber eben dadurch bohrte er diesem ohne Wissen und Willen den Stachel seiner unseligen Leidenschaft nur noch tiefer in's Herz.

Die Verhältnisse in Italien gestalteten sich immer drohender, der Hülferuf von Rom wurde immer drängender. Der Longobardenkönig Aistulf belagerte die heilige Stadt mit aller Macht, und ein Schreiben lief von Papst Stephan III., dem Nachfolger des mittlerweile (752)

verstorbenen Zacharias, ein mit der inständigen Bitte, Gesandte nach Rom zu schicken und ihn nach dem Frankenreiche abholen zu lassen. Zugleich vertauschte der stets geschäftige Grifo, um den beabsichtigten Weltbrand zum Ausbruche zu bringen, die Mazzinische Rolle mit der Garibaldischen und brach mit einer Freischaar, die er in Waskonien um sich gesammelt, nach den Alpen auf, den Longobarden zuzuziehen. Da ereilte ihn die Hand Gottes, zwei burgundische Grafen wehrten ihm in den Savoyer Bergen den Durchzug und griffen seine Schaar an, und er und sie selbst wurden im Kampfe erschlagen. König Pipin kehrte eben siegreich von den aufständischen Sachsen zurück, es war im Herbste des Jahres 753, da erhielt er zu Bonn diese wichtige Nachricht und schrieb dieselbe alsbald auf die Tafel seines Gedächtnisses und zog von Bonn aus weiter über die Vorberge des Ardenner Waldes, die Eifel nach seiner Pfalz Diedenhofen an der Mosel. Alldort erhielt er die weitere Nachnicht, der heilige Vater sei seiner Einladung zufolge in den Grenzen seines Reiches angekommen und im Kloster Agaunum auf der Schwelle des Burgunder Landes (St. Moritz an der Rhone, im Walliser Land) von seinen beiden Gesandten, dem Abte Fulrad und Herzoge Ruthard, empfangen worden. Und Pipin zog weiter von Diedenhofen durch den Ardenner Wald hinüber nach der Maas und von da weiter nach dem Thale der Marne auf die Pfalz Ponte Ugone (Pontecone, Pontion in der Champagne). Allda angekommen, sprach er zu seinem Sohne Karl: „Mache dich auf mit einem Gefolge, wie es des Statthalters Petri und meiner und deiner würdig ist, und ziehe dem heiligen Vater entgegen und führe ihn hieher, allwo ich den hohen Gast selbst empfangen werde." Und

Karl that, wie ihm sein Vater empfohlen, und zog die Marne hinauf nach dem Burgunder Lande, und nachdem er etwa vierzig Meilen zurückgelegt hatte, bei Langres, traf er den heiligen Vater und hieß ihn willkommen im Frankenreiche und schloß sich als Ehrengeleite seinem stattlichen Zuge an. Eine Meile vor Ponte Ugone empfing Pipin in eigener Person seinen hochverehrten Gast. Er warf sich mit seiner Gemahlin und seinen Söhnen und seinem ganzen Gefolge auf die Kniee, und als der heilige Vater wieder zu Pferde stieg, hielt er ihm den Stegreif und schritt eine Strecke weit wie ein Marschall zu Fuße neben dem Saumrosse des Papstes dahin.

Des andern Tages, am 7. Jänner des Jahres der Gnade 754, erschien der heilige Vater mit seinen Geistlichen in härenem Gewande und mit Asche bestreut vor dem Könige und warf sich nun seinerseits zur Erde und beschwur den fränkischen Machthaber bei der Barmherzigkeit des allmächtigen Gottes und den Verdiensten der heiligen Apostel Petrus und Paulus, daß er ihn und das römische Volk aus der Hand der Longobarden und der Knechtschaft des übermüthigen Königs Aistulf errette, und wollte nicht eher vom Boden aufstehen, als bis ihnen König Pipin und seine Söhne und seine Großen die Hand reichen und sie aufheben würden zum Zeichen der Gewährung. Und König Pipin that, wie Papst Stephan begehrt hatte, und hieß den heiligen Vater willkommen in seinem Reiche und ersuchte ihn, bei ihm zu bleiben, so lange es ihm gefiele, jedenfalls so lange, bis er in Italien nichts mehr zu fürchten haben würde, und führte ihn und seine Begleitung in feierlichem Zuge nach seiner treuen Stadt Paris und bot ihm das Kloster des heiligen Märtyrers Dionysius (St. Denys) zur würdigen Wohnung.

Der heilige Vater nahm das Alles mit herzlichem Danke an und schlug den Stuhl Petri einstweilen an der Seine auf. König Pipin aber that die erforderlichen Schritte zur Ordnung der Verhältnisse von Rom. Er trug die Sache des Papstes auf dem nächsten Reichstage zu Carisiacum (Carisy an der Oise) seinen Großen zur Berathung und Beschlußnahme vor, und sie erklärten dieselbige für ihre eigene und sicherten dem Könige ihren kräftigsten Beistand zur Wiedereinsetzung des heiligen Vaters in seine sämmtlichen Gerechtsame und Besitzungen zu. Es erschienen aber auch Gesandte Aistulf's, unter ihnen Pipin's eigener Bruder, Karlmann, sein vormaliger Mitregent, der nun Angehöriger des dem Gebiete des Longobardenreiches und zwar dem Herzogthum Benevent einverleibten Benedictiner Mutterklosters Monte Casino war, vor dem Könige, Einsprache gegen diese Wiedereinsetzung zu erheben. Sie wurden abgewiesen und Karlmann, der sich ihnen nur gezwungen angeschlossen hatte, mit seiner eigenen Zustimmung, um ihn der Rache der Longobarden für die verfehlte Sendung zu entziehen, in ein fränkisches Kloster, und zwar nach Vienna (Vienne an der Rhone) geschickt, wo er ein Jahr darnach, den 17. August 755, aus dieser Zeitlichkeit schied.

Nach gehaltenem Reichstage schickte Pipin nun seinerseits Gesandte an Aistulf mit der Aufforderung, seine Kriegsvölker mit Einschluß sämmtlicher Besatzungen alsbald aus dem ganzen römisch-griechischen Gebiete zurückzuziehen und für immer von seinen frevelhaften und gottlosen, wider alles Recht und Herkommen streitenden Ansprüchen an den Stuhl Petri und dessen Unterthanen abzustehen. Es stand aber zu erwarten, daß Aistulf mit den Waffen in der Hand zur Erfüllung dieser Forderungen

gezwungen werden müßte, und die Würfel der Welt lagen, wie wir gesehen haben, überhaupt also, daß mit Nächstem, sei es da oder dort, eine wilde und Alles ergreifende Kriegsflamme aufzuflackern drohte, die zu ihrer Dämpfung vor Allem die Ordnung und Feststellung der Verhältnisse im Innern des eigenen Reiches erheischte; darum beschloß man insbesondere auch den fränkischen Thron und dessen Erbfolge fest und sicher zu stellen. Diesem Beschlusse gemäß ertheilte der nun ohnedies schon anwesende Statthalter Petri (am 28. Juli 754) dem obwohl, wie wir gesehen haben, schon vor zwei Jahren von seinen Großen auf den Thron gesetzten und von seinen Bischöfen gesalbten Pipin und mit ihm zugleich seiner Gemahlin Bertrada und seinen beiden Söhnen Karl und Karlmann auch noch mit eigener Hand durch heilige Salbung die königliche Weihe, und alles Volk erkannte als Grundgesetz des Reiches an, daß hinfort, so lange das neue Königshaus stehe, nur aus ihm die fränkischen Könige gewählt werden dürfen. Damit aber war für Karl und für Karlmann und für jedes weitere Glied des Königshauses nicht die Thronerhebung, sondern bloß die Thronfähigkeit ausgesprochen, und, wie schon angedeutet, überhaupt nichts Neues eingeführt, sondern bloß das Bestehende in seinem Bestande gesichert. Pipin blieb nach wie vor Alleinherrscher, Karl und Karlmann waren Könige ohne Land, nach der heutigen Sprache königliche Hoheiten mit der Anwartschaft auf den königlichen Thron.

Noch war für den Fall eines Longobardenkrieges eine drohende Gefahr abzuwenden. Das bayrische Herrscherhaus war dem longobardischen befreundet und verschwägert. Der 744 verstorbene Longobardenkönig Liutprand hatte eine bayrische Herzogstochter, Guntrud, zur Gemahlin gehabt.

Die war eine Nichte Odilo's, des Vaters und Vorgängers des damaligen Bayerherzogs Thassilo, gewesen, und eine Schwester von Odilo's Vorgänger, Hucbert, sowie von Karl des Hammers Nebengemahlin Sonehilde, welch letzteres Verhältniß die Freundschaft von Pipin's Vater mit den Longobarden in etwas erklären dürfte. Nun starb in demselben hochwichtigen Jahre 754 die Vormünderin Thassilo's, die thatsächlich selbst unter der Vormundschaft der ihr aufgedrungenen fränkischen Rathgeber stehende Herzogin Mutter Chiltrud. Das war eine Gelegenheit, eine unübersteigliche Scheidewand zwischen die beiden verschwägerten Völker zu stellen. Pipin benützte sie. Er übertrug den fränkischen Rathgebern der verstorbenen Herzogin Mutter die Regentschaft über das Bayerland und übernahm die Vormundschaft über dessen jungen Herzog selbst, und zog denselben an sein Hoflager und nahm ihn mit seinem in dem gleichen Alter stehenden Erstgeborenen Karl in seine persönliche Zucht.

Thassilo's erste Aufgabe in der neuen Schule war die Erstehung einer Feuerprobe, die Theilnahme an einem Feldzuge gegen seine Blutsfreunde, die Longobarden. Aistulf wies, wie nicht anders zu erwarten gewesen, Pipin's Forderungen mit schnödem Hohne zurück. Darauf ward auf dem nächsten allgemeinen Reichstage, am 1. März 755 auf dem Hofgute Bernacum (Braine zwischen Soissons und Rheims) der Krieg gegen ihn beschlossen, und Pipin brach sofort in Begleitung seines hohen Gastes, des Papstes Stephan, und seiner beiden Söhne Karl und Karlmann, mit dem Heerbanne aller Völkerschaften seines Reiches gegen das Longobardenland auf und zog mit seiner Heeresmacht über gallisch Lugdunum (Lyon) und Vienna nach Maurienna (St. Jeau de Mau-

rienne) im Savoyer Lande, dem gewöhnlichen Uebergangspunkte aus dem mittern Rhonethal in das obere Pothal. Von dort aus schickte er eine zweite Gesandtschaft an Aistulf und ließ ihm noch einmal Frieden bieten unter der alten Bedingung der Wiedereinsetzung des heiligen Vaters in seine sämmtlichen Gerechtsame und Besitzungen. Der Longobarde aber stieß in seinem Uebermuthe sogar Schmähungen gegen den Statthalter Petri aus und sagte demselben mit Mühe und Noth freien Paß nach Rom zu, und bot seine ganze Streitmacht auf und rückte nach den Engpässen, die von den Höhen des Mont Cenis herab in das Thal von Susa führen, schlug alldorten ein Lager und setzte sich mit kleinen und großen Geschossen und allen Arten von Kriegsmaschinen, die er in seinem freveln Sinne gegen den römischen Stuhl und Staat bereitet hatte, in Vertheidigungsstand gegen die herannahenden Franken. Diese aber mußten der unübersteiglichen Hindernisse wegen, die ihnen das Alpengebirge mit seinen Felsen, Eismassen und Abgründen in den Weg legte, ihre Hauptmacht in Maurienna zurücklassen und brachen nur mit geringer Anzahl in das Susaner Hochthal ein. Dorten aber rückten ihnen die Longobarden mit ihrer ungeheuern Uebermacht trotzig entgegen. Da erkannten die Franken, daß eigene Kraft und Hülfe sie nicht mehr zu retten vermöge, und riefen Gott und den heiligen Petrus an. Und voll Muth und Glauben warfen sie sich auf den Feind und überwältigten die kräftigste Gegenwehr. Wie König Aistulf den Verlust sah, den seine Völker erlitten, wandte er sich zur Flucht, und seine Herzoge und Grafen und alle Vornehmen seines Volkes legten sich ihm auf die Fersen, und sein ganzes Heer ging zu Grunde; er selbst aber rettete sich, wie ein

gescheuchtes Reh, über die Felsen nach seiner Hauptstadt Ticinus.

Mittlerweile rückte die fränkische Hauptmacht von Maurienna aus nach und verfolgte die Flüchtigen und ergoß sich wie eine reißende Fluth durch die Thäler des obern Pogebietes und lagerte sich um die Mauern von Ticinus und verwüstete von dort aus das ganze Land weit und breit und erbeutete viele Schätze Goldes und Silbers. Wie nun der Longobarde sah, daß es keinen andern Rettungsweg mehr für ihn gebe, bat er durch die Geistlichen und Großen des fränkischen Königs um Frieden und versprach Genugthuung zu leisten für alles Unrecht, das er der römischen Kirche und dem apostolischen Stuhle angethan, und gelobte eidlich und bot Geißeln dafür, der Oberherrlichkeit der Franken sich nie wieder zu entziehen und den römischen Stuhl und Staat nie wieder zu beunruhigen. König Pipin, gnädig, wie er war, und von seinem hohen Gaste, dem heiligen Vater, in dieser Gesinnung bestärkt, schenkte dem gedemüthigten Longobarden Leben und Reich, und dieser machte nun ihm und seinen Großen kostbare Geschenke. Den Papst Stephan aber ließ Pipin reich beschenkt und mit feierlichem Gepränge durch seine Großen nach Rom geleiten und setzte ihn wieder in seine Rechte ein und schenkte dem Stuhle Petri sämmtliche Lande und Städte, deren Herausgabe Aistulf zugesichert und durch Stellung von vierzig Geißeln verbürgt hatte. Auf dieses kehrte er mit Schätzen aller Art beladen an der Spitze seines siegreichen Heeres zurück nach den fränkischen Landen.

Allein er hatte kaum den Rücken gewendet, als sich das Sprüchwort bewährte: „Aus den Augen, aus dem Sinn.“ Aistulf brach wie ein gereizter Löwe aus seiner

nun wieder offenen Hauptstadt hervor und bot alle Völker seines Reiches, von Osten und Westen, von Norden und Süden, zum Heereszuge gegen das zitternde Rom auf und vergalt mit gedoppeltem Maße dem ganzen römischen Gebiete, was Pipin am longobardischen gethan. Er brannte alle Ortschaften, alle Kirchen und Klöster und Häuser bis unter die Thore der Hauptstadt nieder, er fing Menschen und Vieh weg, er riß den Säugling von der Mutter Brust und tödtete jenen und schändete diese, und richtete Felder und Saaten und Alles und Alles zu Grunde, und also that er drei volle Monate lang. Und die Reihe dieser Schandthaten an der Hauptstadt der Christenheit eröffnete er mit dem Anfange des neuen Jahres (756) und drohte ihr nimmer ein Ziel zu setzen, bis ihm die Römer ihren Bischof lebendig oder todt ausliefern würden. Aber die Römer bewährten sich im Feuer, wie das Gold, und harreten aus bis an's Ende, darum wurden sie auch nach Verfluß von drei Monaten errettet aus der Hand ihrer blutdürstigen Feinde. Es gelang ihrem heiligen Vater, einen Boten an seinen Verbündeten, den Frankenkönig, abgehen zu lassen, und der Herr führte denselben glücklich über die See bis zum Orte seiner Bestimmung. Er kam eben recht zur Eröffnung des neuen Reichstages, und mit der Botschaft, welche er brachte, wurde denn auch dieser Reichstag eröffnet, und ein zweiter Kriegszug auf demselben gegen die Longobarden beschlossen.

Pipin bot abermals die gesammte Streitmacht seines Reiches auf und zog an der Spitze derselben wieder durch das Burgunderland über die Stadt Cavalonum (Chalons an der Saone), das Thal hinab bis nach Janua (Genf), und von da wieder in die Savoyer Gebirge nach Maurienna. Wie das König Aistulf erfuhr, zog er alsbald mit

seinen Völkern von den Thoren Roms hinweg und that wieder, wie er im vorigen Jahre gethan, erlitt aber auch wieder, was er im vorigen Jahre erlitten, und mußte wieder von seiner umlagerten Hauptstadt aus um Gnade flehen. Von Mitleid ergriffen schenkte ihm Pipin der „fromme" Held, wie er von der zeitgenössischen Geschichtschreibung ausdrücklich genannt wird, wieder Leben und Reich. Aber Aistulf mußte nach dem Spruche der fränkischen Geistlichen und Heerführer, die er wieder um ihre Verwendung angefleht und deren Spruch er sich auch unterworfen hatte, den dritten Theil seines Schatzes an Pipin ausliefern und ihm und seinen Großen auch sonst noch viele Geschenke, weit mehr, als das erste Mal, darbringen, auch sich durch neue Eidesleistung und Geißelstellung dazu verpflichten, sich hinfort nie und nimmermehr wider die Franken aufzulehnen und den Zins, den die Longobarden seit alter Zeit an deren Könige zu entrichten hatten, alljährlich durch Gesandte einzusenden, sowie den Römern alsbald Alles und Alles herauszugeben, und zu ersetzen, was dieselben an sie zu fordern hätten, und sie in keinerlei Weise je wieder zu bedrängen und zu belästigen.

Darauf kehrte Pipin und seine gesammte Heeresmacht mit unermeßlicher Beute beladen in die Heimath zurück, Aistulf aber wurde, da er eben wieder auf neuen Wortbruch sann, wenige Monde darnach (im Christmonate des Jahres 756) auf der Jagd von seinem Pferde gegen einen Baum geschleudert, und verlor auf diesem außerordentlichen Wege die beiden Geschenke seines edelmüthigen Gegners, Reich und Leben, wieder. Die Longobarden aber setzten nach kurzer Zwischenregierung mit Einwilligung König Pipin's und des heiligen Vaters und nach dem

Rathe ihrer Großen einen Mann auf den Thron ihres Reiches, der bis dahin mit den Franken und Römern befreundet gewesen, den uns bereits bekannten Desiderius. Mittlerweile machte der fränkische Geschäftsträger, Abt Fulrad, welchen Pipin zur Empfangnahme der herauszugebenden Städte und Gebiete in Italien zurückgelassen hatte, mit den Bevollmächtigten der longobardischen Regierung seine Runde durch das vormalige Exarchat, ließ sich die betreffenden Städte ausliefern, begab sich mit den angesehensten Einwohnern derselben nach Rom, legte allda ihre Schlüssel nebst einem von seinem Könige ausgestellten Schenkungsbriefe am Grabe des heiligen Petrus nieder und übertrug dem Stellvertreter des Apostelfürsten und allen seinen Nachfolgern den Besitz des ganzen vormaligen Exarchates mit dessen beiden Hauptstädten Rom und Ravenna als eigenen unabhängigen Staat, den hinfort sogenannten Kirchenstaat, auf ewige Zeiten.

Doch die Zeiten sind nicht ewig, sie ändern sich alle Augenblicke, und mit ihnen ändern sich die Menschen. Desiderius machte alle Hoffnungen zu Schanden, welche der Franke wie der Römer auf ihn setzte. Er entriß dem letztern beinahe alle Schenkungen wieder, die der erstere ihm gemacht hatte. Doch die Prüfung war vorübergehend. Karl der Große, wie er an die Regierung kam, erneuerte und vollendete das Werk als Meister, das er als Schüler unter seinem Vater mit begonnen und mit abgebrochen hatte. Das Wie ist dem geneigten Leser bereits bekannt. Pipin mischte sich nach dem Tode Aistulf's, zumal sich der heilige Vater im Anfange so gar zufrieden mit dem neuen Könige Desiderius erklärte, und seine eigene Gemahlin Bertrada auf dem vertrautesten Fuße mit dessen ganzem Hause stand, nicht mehr mit den Waffen in der

Hand in die Verhältnisse Italiens. Er begnügte sich mit der Niederhaltung Bayerns, die ihm Bürgschaft genug für seine Sicherheit vor den Umsturzplänen der Longobarden war. Er schaltete und waltete in der Person seiner Beamten nach Gefallen im Bayerlande und führte mittlerweile dessen jungen Herzog Thassilo mit seinen eigenen Söhnen auf seinen Zügen gegen die Sachsen und Aquitanier und sonst im Reiche als unzertrennlichen Begleiter mit sich herum, und im Jahre 757, wie er den fünfzehnjährigen Fürsten für wehrhaft erklärte, nahm er ihm den Lehenseid ab. Die zeitgenössische Geschichtschreibung berichtet darüber also: „Auf dem Reichstage, der dieses Jahr (757) auf dem Hofgute Compendium (Compiegne an der Oise) gehalten wurde, erschien auch Thassilo, der Herzog der Bayern, mit den Großen seines Reiches und begab sich nach fränkischer Sitte mittelst Handschlages in die Lehensunterthänigkeit des Königs und gelobte sodann noch durch einen Eid über den Gebeinen des heiligen Dionysius (im Kloster St. Denys bei Paris) dem Könige Pipin und seinen Söhnen Karl und Karlmann Treue; und nicht nur hier, sondern auch bei den Leibern des heiligen Germanus (in St. Germain, ebenfalls bei Paris) und des heiligen Martinus (in Tours) versprach er mit gleichem Schwure den vorbesagten Herren Treue zu bewahren bis an seines Lebens Ende. Gleicher Weise gelobten an den genannten ehrwürdigen Orten auch alle Großen und Vornehmen der Bayern dem Könige und seinen Söhnen die Treue zu halten.“ Dabei aber blieb es in Betreff der Regierung des Bayerlandes so ziemlich beim Alten. Der Herzog wurde nach wie vor so viel als immer möglich von derselben fern gehalten und an das Hoflager des Frankenkönigs gefesselt. Deß wurde denn endlich der aufstrebende Fürst

müde, und im Jahre 763, auf einem Feldzuge gegen Aquitanien, riß er aus, wie unsere Quelle sagt, „mit dem festen Entschlusse, abzufallen und nie wieder vor dem Könige zu erscheinen.“ Er führte von nun an, obgleich keinen Augenblick vor der Rache der Franken sicher, ein völlig selbständiges Regiment in seinem Lande. Er ordnete in eigener Machtvollkommenheit die geistlichen und weltlichen Angelegenheiten auf besondern bayrischen Reichstagen und ließ den Namen des Frankenkönigs aus allen seinen Regierungsdocumenten weg. Das Bayerland wurde nun wieder der Herd aller Auflehnung gegen die fränkische Herrschaft, und die Longobarden schlossen sich wieder auf das Engste an dasselbe an. Desiderius vermählte seine Tochter Liutberga mit Thassilo, und erst nach der Eroberung Italiens wagte sich der Franke wieder an den stillen, aber darum doppelt gefährlichen Nachbar, der rechts und links von Bundesgenossen gedeckt war und in seinem Rücken eine ganze Welt von Mitverschworenen zur Nachhut hatte.

Es war des Blutes genug vergossen, die Verhältnisse geboten Schonung, wo Schonung irgend möglich war. Nur mit dem Schwerte angegriffen durfte man das Schwert ziehen. „Unter den Waffen schweigt das Gesetz“, sagt ein Sprüchwort der Rechtsgelehrten, und schon Pipin erkannte das unabweisbare Bedürfniß, das Schwert des Heerführers mit dem Worte des Gesetzgebers zu verbinden oder wenigstens abwechseln zu lassen. Dem erstern hauptsächlich war die erste Hälfte seiner Regierungszeit gewidmet gewesen, dem letztern hauptsächlich sollten die übrigen Tage derselben gewidmet werden. Und Pipin war im Hause so groß als im Felde, und er erkannte, daß namentlich in der Gesetzgebung Niemand einen andern Grund legen könne, als

den bereits gelegten, Jesum Christum; er erkannte, daß die Gesetzgebung der Kirche die beste Gesetzgebung auch für den Staat sei; er erkannte ferner, daß diese Gesetzgebung sich ohne besondere Schwierigkeit namentlich in seinen Staat eintragen lasse. Stand doch dieser Betreffs der Verfassung in der nächsten Verwandtschaft mit der Kirche, als einer Anstalt, die abgesehen von ihrem göttlichen Ursprung, aber eben in Uebereinstimmung mit diesem, wie der germanische Staat so ganz aus der Natur und dem Naturbedürfnisse der Menschheit herausgewachsen war.

Der fränkische Staat namentlich war wie die Kirche eine auf dem Grunde der Volksherrschaft ruhende aristokratische Monarchie. Jener hatte seine Reichstage, diese ihre Kirchentage. Auf den einen wie auf den andern hielten die Großen in Anwesenheit des Volkes Berathung und faßten Beschluß unter dem Vorsitze des Monarchen oder eines Stellvertreters desselben, und dieser Beschluß war verbindlich für alles Volk. Neben dieser periodischen hatte der fränkische Staat, wie die christliche Kirche, auch eine permanente Regierung, jener sein Palatium, seine Pfalz, nach der heutigen Sprache seinen geheimen Rath, sein Cabinet, diese ebenfalls ihr Palatium, ihr Pfalzgericht, ihre Curie. Auch dieses Palatium, des einen wie der andern, war ein gesetzgebender Körper und erließ seine Decrete mit verbindender Kraft für die Gesammtheit der ganzen Bevölkerung, aber dieselben bedurften nicht erst der Berathung und Zustimmung der versammelten Stände, enthielten jedoch in der Regel auch bloß provisorische und auf Einzelheiten bezügliche Anordnungen und Befehle. Ueber die Vollziehung der Gesetze hatte, wie in der Kirche die ständige Geistlichkeit, so im Staate eine ständige Beamtenschaft, bestehend aus Herzogen, Grafen u. s. w. u. s. w.,

zu wachen. Selbst sehen aber und selbst richten, war, wie wir schon gehört haben, einer der ersten Grundsätze der damaligen Regierungsweise. Darum hatten Kirche und Staat neben ihrer ordentlichen Beamtenschaft auch ihre außerordentliche, ihre Sendboten, dort Legati, hier Missi genannt, und der oberste Staatsbeamte, der Hausmeier, im Jahre 752 zum Könige erhoben, machte, wie wir ebenfalls gehört haben, noch überdies alle Jahre seine Rundfahrt durch's Reich und richtete und ordnete das Erforderliche in eigener Person an Ort und Stelle, wie es in der Kirche zu deren ältester Zeit die Apostel, insbesondere die beiden Apostelfürsten Petrus und Paulus, gethan hatten. Nun hatte man bloß diese beiderseitige Ordnung der Dinge in einander zu flechten. Das that denn auch Pipin und empfahl und befahl seiner beiderseitigen Beamtenschaft, der geistlichen und der weltlichen, unablässig die kräftigste wechselseitige Unterstützung in der Vollziehung und Beobachtung der beiderseitigen Gesetze.

Der Hausmeier aber, der Stellvertreter des gesammten Adels, der erste Beamte des Königs, erschien, nun er selbst zum Könige erhoben war, als erster Beamter Gottes, und der Statthalter Christi prägte ihm diesen Charakter durch seine Salbung noch insbesondere auf. Er erhob dadurch die aristokratische Monarchie zur monarchischen Theokratie, und legte ihrem sichtbaren Oberhaupte, dem Monarchen, die Pflicht auf, welche Karl der Große in einem Capitular vom 23. März 789 in den Worten ausspricht: „Wir haben in den Büchern der Könige gelesen, wie der heilige Josias das ihm von Gott gegebene Reich durch Umhergehen, Zurechtmachen, Anregen zur Verehrung des wahren Gottes zurückzurufen suchte. Nicht als ob ich mich demselben an Heiligkeit gleichstellen möchte, sondern

weil wir in Allem der Heiligen Beispiel folgen sollen, und wo wir immer können, das Volk zur Beflissenheit eines guten Wandels, und zum Lob und Ruhme unsers Herrn Jesu Christi anzuhalten verbunden sind. Darum haben Wir auch Unsere Sendboten zu Euch Bischöfen geschickt, auf daß sie in Kraft Unsers Namens und in Einigkeit mit Euch bessern, was zu bessern sein möchte." Deßhalb richtete denn auch Pipin von dem Tage seiner Salbung durch das Oberhaupt der Gesammtkirche an sein Hauptaugenmerk darauf, die Ordnung Christi in die Ordnung seines Reiches zu verweben und in derselben zu verwirklichen. Er hatte diese Aufgabe bisher als eine untergeordnete betrachtet und seiner Geistlichkeit, dieweil aber diese sie selbst als eine untergeordnete betrachtete, einem außerordentlichen Legaten des römischen Stuhles, doch diesem hauptsächlich bloß aus Rücksicht auf den unschätzbaren Dienst, den er von dem letztern erwartete, und mit unüberwindlichem Mißtrauen überlassen, dem großen Apostel der Deutschen, dem heiligen Bonifacius. Der aber legte, erschöpft vom Kampfe mit den immer wachsenden Hindernissen, die man ihm von allen Seiten entgegenstellte, den Stab eines Oberhirten der fränkischen Kirche in demselben Augenblicke aus der Hand, in welchem der erste Beamte des Königs zum ersten Beamten Gottes erhoben wurde, und Pipin übernahm nun in eigener Person die weitere Fortführung seines Werkes.

Er hatte den päpstlichen Legaten auch seither nur immer bis auf einen gewissen Punkt gewähren lassen und ihm eben damit seinen Oberhirtenstab eigentlich aus der Hand gewunden. Nun faßte er seine Stellung vollends ganz von dem Standpunkte eines alttestamentlichen Königsdes auserwählten Volkes auf und beanspruchte die Allein-

herrschaft über die Kirche seines Reiches. Denn was er angestrebt hatte, war erreicht, die Kirche dieses Reiches war streng hierarchisch gegliedert und mit dem Staate zu Einem Organismus verwoben. Nur Eines wollte ihm nicht zusagen: dieser Organismus sollte einen doppelten Adler bilden, er sollte zwei Köpfe haben, einen kirchlichen, den Bischof der Römer, und einen politischen, den König der Franken. Das nimmt sich gut aus im Bilde, dachte Pipin, aber schlecht in der Wirklichkeit, und selbst im Bilde blicken die beiden Köpfe stets nach entgegengesetzten Richtungen. Die Gründung und Befestigung der fränkischen Hierarchie war ihm erwünscht, auch der Anschluß an Rom war ihm willkommen, aber nur bis zu einem gewissen Grade und bis zu einem gewissen Zeitpunkte. Wenn man die Höhe erstiegen hat, stößt man die Leiter unter seinen Füßen weg. Der Bischof der Römer hatte sich noch in der alten Welt zum Bischofe aller Christenvölker, zum Alleinherrscher der Gesammtkirche emporgerungen, die Kaiser selbst hatten ihn so hoch erhoben. Die Kirchenversammlung von Sardica, gehalten im Jahre des Heils 347, einer der ersten Grundpfeiler des Papstthums und seiner allumfassenden Macht, hatte ihm das große Recht zugesprochen, von jedem Bischofe der Welt, welcher verurtheilt würde, Berufung anzunehmen und seine Sache selbst zu untersuchen und zu entscheiden, sie hatte also den Stuhl Petri zu Rom zur höchsten Instanz für alle Kirchen der Welt erklärt, und die Kaiser Gratian, im Jahre 378, und Valentinian III., im Jahre 445, hatten ausdrücklich sämmtliche Kirchenfürsten des Abendlandes unter die geistliche Gerichtsbarkeit des Bischofes von Rom gestellt. Dieses Recht war Gesetz, gegeben von der Kirche und sanctionirt vom Staatsoberhaupte, und

dieses Gesetz, wenn auch bei der Verwirrung aller Verhältnisse, die mit der Zertrümmerung der alten Welt eintrat, im Umfange des fränkischen Reiches noch selten in Anwendung gebracht, ging ungeschmälert in seiner Gültigkeit aus der alten Ordnung der Dinge in die neue über; aber es vertrug sich nicht mit der Alleinherrschaft, es vertrug sich nicht von der allumfassenden und unumschränkten Gewalt, nach welcher das karolingische Haus rang. Doch das Gesetz läßt sich drehen. Pipin sprach: „Gut, eine Kirchenversammlung hat dem Bischofe von Rom die Gerichtsbarkeit über alle Bischöfe der Christenheit zuerkannt, und das Staatsoberhaupt hat dieses Erkenntniß bestätigt und zum Reichsgesetze erhoben. Wem das Recht der Bestätigung zukommt, dem kommt auch das Recht der Verwerfung zu, ich mache das letztere geltend und hebe den Schluß von Sardica für meine Lande auf, ich selbst, nicht der Bischof von Rom, bilde die höchste Instanz für die Kirche meines Reiches.“ Der apostolische Stuhl mochte die Legatengewalt des Apostels der Deutschen über die Kirche der unter Pipin stehenden gallischen oder westfränkischen oder, wenn wir diese Bezeichnung vorausnehmen dürfen, französischen Reichshälfte ausdehnen oder nicht, der Vater Karl's des Großen kümmerte sich wenig darum, er gab derselben, um sie sich leichter dienstbar machen zu können, die gewöhnliche Metropolitanverfassung und schlang das Band, womit sie der große Apostel an Rom knüpfen wollte, womit er die Kirche der seinem ältern Bruder Karlmann zugetheilten austrasischen oder ostfränkischen Reichshälfte schon an Rom geknüpft hatte, sich selbst um den Hals, den Legaten von Rom aber degradirte er unter dem Vorwande der Beförderung zum Erzbischofe von Mainz und stellte, zur Alleinherrschaft über beide Reichshälften

gelangt, denselben mit seinem Erzbisthume und mit der ganzen von ihm gegründeten deutschen Kirche unter seine, des Reichsoberhauptes, ausschließliche Oberhoheit. Bonifacius sah sich um die Frucht seiner Aussaat betrogen und ging in den Tod, um den Baum, den er gepflanzt hatte, und der nun von seiner Wurzel abgeschnitten verdorren sollte, mit seinem Blute zu düngen, daß er dadurch vielleicht noch am Leben erhalten würde.

Und er wurde am Leben erhalten dieser Baum des Lebens, Pipin hütete sich vor dem Mißbrauche seiner neuen Stellung, und that, was immer in seinen Kräften stand, den Baum nicht verdorren zu lassen. Gleich auf dem nächsten allgemeinen Reichstage nach seiner Salbung durch die Hand des Papstes, demselben, auf welchem sein erster Zug gegen Aistulf beschlossen wurde, auf seiner Pfalz Bernacum, brachte er den auf der vorhergehenden Herbstversammlung von den Bischöfen seines Reiches abgefaßten und nun wieder in eigener Curie neuerdings berathenen Entwurf einer verbesserten und verschärften Kirchenordnung ein, die hauptsächlich auf strengere und allgemeinere Durchführung der bischöflichen Herrschaft und Zucht, sowie insbesondere auch auf genaue Reglung des Synodalwesens zielte und namentlich den beiden Reichstagen des Jahres zwei besondere Kirchentage, den einen im Frühjahre für sämmtliche Bischöfe, also auch die Erzbischöfe des Reiches, an einem vom Könige zu bestimmenden Orte, den andern im Spätjahre für die Erzbischöfe oder Metropoliten allein, jedoch mit Einschluß anderer von diesen besonders berufener Geistlichen, in der Regel zu Soissons, oder an dem vom vorhergehenden Frühlingskirchentage festgesetzten Orte, zur Vorberathung der am folgenden Reichstage zur Sprache kommenden Kirchenfragen an die Seite gestellt. Dieser

Entwurf wurde von den Ständen, d. h. dem im Namen des Volkes tagenden und mit der doppelten Gesetzgebung, der kirchlichen und der bürgerlichen, betrauten geistlichen und weltlichen Adel des Reiches sofort angenommen uud vom Könige hierauf als Reichsgesetz durch ein sogenanntes Capitular veröffentlicht.

Auf diesem Wege ordnete Pipin nunmehr in der Eigenschaft eines ersten Beamten Gottes als Haupt des gesetzgebenden Körpers durch diese seine sich alljährlich zweimal versammelnden Stände, von seinem Reichstage, oder durch deren permanenten Ausschuß, seinen geheimen Rath, von seiner Pfalz aus, die kirchlichen wie die bürgerlichen Angelegenheiten seines Reiches alle in voller Unabhängigkeit vom Oberhaupte der Gesammtkirche, vom Papste. Aber ganz stellte er darum den römischen Stuhl doch nicht auf die Seite, er gab dem Nachfolger Petri oder dessen Stellvertretern Sitz und Stimme bei der Berathung sowohl als bei der Entscheidung der Kirchenfragen auf seinem Reichstage. Im Frühjahre 755, da sich die Stände zu Braine versammelten, war der heilige Vater noch persönlich im Frankenreiche anwesend, und wenn auch die Quellen nicht ausdrücklich davon Meldung thun, so ist doch, da auf diesem Reichstage seine eigene Sache, die Ordnung seiner Verhältnisse in Italien, die Hauptfrage bildete, seine persönliche Anwesenheit auch in der Ständeversammlung um so weniger in Zweifel zu ziehen, als dem Könige schon die Pflichten der Dankbarkeit und des Anstandes geboten, ihn zu derselben einzuladen; jedenfalls dürfte in den gefaßten Beschlüssen der päpstliche Einfluß kaum zu verkennen sein. Von einem spätern Reichstage, auf welchem kirchengesetzliche, besonders ehgerichtliche Bestimmungen von Wichtigkeit gegeben wurden, dem Tage zu Com-

piegne, im Frühjahre 757, demselben, auf welchem der Bayerherzog für volljährig erklärt wurde und mit seinen Großen den Lehenseid leistete, wird die Anwesenheit und Abstimmung zweier päpstlicher Legaten, eines der sieben Pfalzrichter oder Geheimräthe des heiligen Vaters, des Schatzmeisters Johannes, und eines Bischofes, Georg, von der zeitgenössischen Geschichtschreibung ausdrücklich erwähnt. König Pipin verfolgte also, wenn auch stets mit eigener und unumschränkter Machtvollkommenheit, den großen Plan seines Hauses, die Verwirklichung des Christenthums im Staate, fortwährend Hand in Hand mit dem Oberhaupte der Christenheit; und wenn er es auch mit der richterlichen Gewalt wie mit der gesetzgebenden hielt, wenn er auch die Instanzenfolge der kirchlichen Gerichtsbarkeit nicht, wie es die Ordnung der Gesammtkirche verlangte, und wie es die Synode von Sardica festgestellt hatte, mit dem Oberhaupte der Gesammtkirche, sondern mit dem Oberhaupte des Reiches, mit seiner eigenen Krone krönte, so verfolgte er, ob auch auf diesem seinem eigenen Wege, das Ziel selbst doch mit dem preiswürdigsten Eifer, und was eine Hauptsache war, er arbeitete nicht nur nach außen, er arbeitete vornehmlich auch von innen auf die Verwirklichung des Christenthums im Staate hin, er war der Ansicht, wer die Welt besser machen wolle, müsse bei sich anfangen, und suchte das Christenthum vor Allem an sich selbst und an den Seinigen zu verwirklichen. Niemand in seinem Reiche hielt sich strenger an das Gesetz des Christen, als er selbst. Darum war er groß, so groß, oder größer, als sein großer Sohn Karl; darum konnte es auch für diesen keine bessere Schule geben, als die Begleitung seines Vaters auf allen Wegen und Stegen. Schade, daß er dem großen Meister nicht auch im sittlichen Wandel

überall folgte; schade, daß er sich durch die noch reichere Fülle und größere Schärfe seines Geistes weniger streng an das erste Gesetz des Christen, das Gesetz der Selbstverleugnung, gebunden glaubte, als sein großer Vater und Lehrmeister Pipin.

Karl's des Großen erste Regierungsjahre, oder die gefährliche Krisis.

Pipin starb am 24. September 768 zu Paris. Sein Leib wurde in der Kirche des heiligen Märtyrers Dionysius begraben. Seine Söhne Karl und Karlmann aber, unter die er auf dem Sterbebette das Reich getheilt hatte, wurden unter Zustimmung aller Franken zu Königen gewählt und empfingen im Oktober desselbigen Jahres, Karl in der Stadt Noviunum (Noyon), Karlmann in Suessona (Soissons), die Zeichen der Herrschaft. Sie hatten kaum ihre beiderseitige Regierung angetreten, schon im Frühjahre 769, bot sich dem Neide des Jüngern der ersehnte Anlaß zum Bruche. Pipin hatte, wie wir uns erinnern, das Land Aquitanien zu gleichen Theilen unter die beiden Brüder getheilt. Dasselbe erhob auf die Kunde von seinem Ableben sogleich wieder die kaum erst niedergeworfene Blutfahne der Empörung, und sogleich griff auch das Oberhaupt des Reiches nach dem Schwerte und forderte seinen königlichen Bruder zu der gleichen That auf. Der folgte denn auch alsbald dieser Aufforderung und erschien mit seinen Mannen auf dem bezeichneten Sammelplatze. Wie es aber vom Worte zur That kommen sollte, wandte er sich um und zog wieder nach Hause. Er wünschte dem Bruder den Untergang, aber statt dessen ward diesem der Sieg. Alles Land bis zu den Pyrenäen unterwarf sich dem Szepter Karl's, die Theilung Aquitaniens war auf-

gehoben, der Pfeil des Neides war, wie es in der Regel der Fall ist, auf die Brust des Schützen zurückgeprallt.

Der Geist der Zwietracht war von jeher eingebürgert im Frankenreiche, besonders in dessen Herrscherhause, und nichts, sagt das Sprüchwort, geht über einen tüchtigen Bruderhaß. Nur die Religion war im Stande, denselben niederzuhalten. Die Religion aber wurde im Pipinischen Hause mit großer Sorgfalt gehegt und gepflegt, der Familienherd war der Altar, auf welchem die Mutter des Hauses, die fromme Bertrada, das ewige Feuer unterhielt, das jeden Groll in seiner Nähe verzehrte, und um diesen Altar waren die Kinder des Hauses unter ihrer Obhut versammelt. Darum wenn auch der Geist der Eifersucht in ihren Kreis sich einzudrängen versuchte, so lange sie unter dem Mutterauge standen, fand er keinen Raum auf dem heiligen Boden. Wie aber die Zeit herankam, in welcher die Knaben aus der Schule des Hauses in die Schule der Welt übertreten sollten, nahm sie, wie wir gesehen haben, der Vater unter seine Obhut, und stellte den Einen zu seiner Rechten, den Andern zu seiner Linken; und wie sie dann in die Jahre kamen, in welchen dem Menschen die Gründung eines eigenen Herdes Bedürfniß wird, gab er Jedem eine Gemahlin aus einem ihm nahestehenden Hause, dessen Herd er, wie den eigenen, als einen Brandopferaltar der Liebe kannte. Die Mutter trat zu beiden Schwiegertöchtern in ein inniges Verhältniß, doch schloß sie sich näher an Gilperga, die Gemahlin Karlmann's, denn an Himiltrud, die Gemahlin Karl's, an. Dem ältern Sohne schien das Familienleben nicht so recht gedeihen zu wollen. Er war wohl selbst Schuld daran, er huldigte allzu freien Grundsätzen in Betreff der Ehe. Indessen gebar ihm, wie wir uns erinnern, seine Gemahlin

einen Sohn, welchem er den Namen des Großvaters gab, Pipin, von einem Naturfehler, den er hatte, der Buckelige zubenannt. Auch Gilperga genas eines Knäbleins, die Großmutter schöpfte ihm als Pfand der Versöhnung den Namen des Oheims, Karl; sie genas noch eines zweiten, dem gab man den Namen Pipin. Mittlerweile war der Vater der beiden Könige aus der Zeitlichkeit geschieden, und Karl und Karlmann hatten sich in sein Erbe getheilt. Neuer Nahrungsstoff für den Geist der Zwietracht. Der jüngere der beiden Brüder sog ihn begierig in sich, aber der ältere „ertrug dessen Haß und Neid mit solcher Geduld, daß es Allen bewundernswerth erschien, wie er sich dadurch nicht einmal zum Zorne hinreißen ließ.“ Allein Karlmann's Treulosigkeit im aquitanischen Feldzuge hätte am Ende doch den in der Asche glimmenden Brand zu lichten Flammen angefacht, hätte ihn nicht der Engel des Friedens noch bei Zeiten durch sein ausgespanntes Flügelpaar erstickt. Die Königin Mutter versöhnte die feindlichen Brüder. Sie meldeten dieses glückliche Ereigniß dem besorgten Papste in einem eigenen Schreiben, worauf dieser in der Freude seines Herzens antwortete: „Die Briefe sind Uns zugekommen, worin Ihr Uns anzeiget, daß der Streit und Hader, welcher zwischen Euch obwaltete, nun beigelegt und brüderliche Liebe und Eintracht an seine Stelle getreten sei. Diese Kunde hat Eure geistliche Mutter, die heilige Kirche, mit unaussprechlicher Freude erfüllt.“

Diese unaussprechliche Freude wurde nur allzu bald wieder in unaussprechliches Leid verkehrt. Der ältere Bruder verstieß die ihm von der Kirche angetraute Gemahlin und ging eine neue Ehe ein, die der heilige Vater als „eine Verbindung der schlechtesten Art“ bezeichnete, als

„einen Wahnsinn, dieweil sie eine Verbindung sei des trefflichen, alle andern Völker überstrahlenden Volkes der Franken und seines erlauchten Königsgeschlechtes mit dem meineidigen und stinkenden Volke der Longobarden, das man gar nicht zu den Völkern rechnen könne, und von dem die Aussätzigen kommen." Doch dem Frieden des fränkischen Königshauses hätte diese Verbindung keinen Eintrag gethan, im Gegentheile sie gereichte demselben Anfangs zu Nutz und Frommen, und die Königin Mutter, nachdem ihr einmal die Ehe ihres Erstgeborenen mit Himiltrud in den Gesichtspunkt der Unzulässigkeit gerückt worden war, bot von ganzem Herzen die Hand zu ihrer Vermittlung. Aber der Geist des Unfriedens ließ sich nicht irre machen, er wußte, um mich in der Volkssprache auszudrücken, alles Wasser auf seine Mühle zu leiten. Karl fand sich bei seiner zweiten Gemahlin so wenig befriedigt, als dies bei seiner ersten der Fall gewesen war, und er verstieß auch sie. Das aber scheuchte den Frieden auf's Neue, und mit ihm zugleich den Engel, der sonst den gescheuchten Frieden wieder zurückzuführen gewußt hatte.

Die Verstoßung der longobardischen Königstochter forderte die ganze Welt gegen Karl heraus und drohte einen Brand anzufachen, in dessen Flammenwogen er sammt all seinen Plänen begraben werden konnte. Karlmann hätte sich keine günstigere Gelegenheit wünschen können, den Bruder zu stürzen und zu beerben. Seine Reichshälfte grenzte so gar einladend mit den longobardischen und bajovarischen Landen zusammen, es bildete mit denselben eine ringsum abgerundete Ländermasse. Wie es aber in beiden kochte, haben wir gesehen. Was lag näher, als eine Vereinigung der drei Herrscher gegen denjenigen, den sie nun alle gleich sehr haßten, und dem sie zuvorkommen mußten,

wenn sie nicht von ihm erdrückt werden wollten. Das Dreiherrscherbündniß kam zur Sprache, aber es kam nicht zur That. Karl erstickte es in der Wiege. Er zog das mächtigste Volk der Reichshälfte seines Bruders, das den Bajovaren wie den Longobarden auf dem Nacken saß, die Alamannen, auf seine Seite, indem er sich mit einer Tochter ihres einheimischen Herzogsgeschlechtes vermählte. Auf sie durfte also Karlmann, wenn er gegen den Bruder losschlug, nicht mehr zählen. Wenn aber sie ihm abtrünnig wurden, wer mochte ihm treu bleiben? Wahrlich, es hätte Karl nur ein Wort gekostet, so wären jetzt mit Einem Male alle zu ihm abgefallen. Was kümmerten die Völker die Zwistigkeiten ihrer Fürsten? Und die Völker mußten dazumalen noch von den Fürsten befragt werden, wenn letztere das Schwert ziehen wollten. Auf ein Nein aber konnte es Karlmann nicht ankommen lassen. Der Gedanke zehrte ihm am Leben, und leidlos schied er aus dem freudlosen Dasein. Mit allgemeinem Jubel zerschlugen seine Völker den erledigten Halbthron und unterwarfen sich dem Könige der Austrasier, Karl'n, dem nunmehrigen Gesammtherrscher aller fränkischen Lande. Das Dreiherrscherbündniß war zerrissen, und wie sehr sich Desiderius auch bemühen mochte, es aus seinem Wiegengrabe zurückzurufen, der Leser erinnert sich, alle seine Bemühungen scheiterten an der Festigkeit des römischen Stuhles, Hadrian ließ sich durch nichts bewegen, Karlmann's Söhne zu Königen zu salben, und Karl machte mit der Eroberung von Pavia dem Reiche der Longobarden ein Ende und verleibte Italien seinem Gesammtreiche ein.

Die alamannische Herzogstochter war Karl's Retterin. Wie schmerzlich auch und andauernd die Verirrungen seiner Jugend, insbesondere die Verstoßung seiner zweiten

Gemahlin, in ihren Nachwehen sich rächen mochten: das Unheil, das von dem Weibe, wenn auch ohne alles persönliche Verschulden dieses bedaurungswürdigsten Weibes, ausging, wurde wieder durch das Weib, aber hier zum großen Theile auch durch das persönliche Verdienst dieses Weibes, zum Heile gewendet. Die große Hildegard — wer in die stillen Tiefen der Geschichtsquellen hinabsteigt, behauptet es ohne Bedenken — die große Hildegard erst machte ihren Gemahl zum großen Karl; denn sie erst verlieh ihm die sittliche Größe, die wir bis zu seiner Vermählung mit ihr so schmerzlich an ihm vermissen, und ohne die es keine Größe gibt, sie erst machte den leichtfertigen Jüngling zum charakterfesten Mann, der er von nun an bis zum Grabe blieb. Ohne sie wäre er ein Napoleon geworden, nnd der Tagesbogen der karolingischen Herrlichkeit wäre mit seinen beiden Hälften, der aufsteigenden und der absteigenden Linie, in seiner Einen Regierung abgelaufen, er hätte sich nicht in mehrere vertheilt. Auf Hildegard allein baute er auch seine Hoffnung, und auf ihr allein und ihren Söhnen sah er die Hoffnung seines Geschlechtes ruhen, und glänzend schien sich auch diese Hoffnung rechtfertigen zu wollen. Die erste Gemahlin, Himiltrud, hatte ihm Ein Kind geboren, den mehr erwähnten Pipin, den Buckeligen. An dem bewährte sich das, wenn auch noch so lieblose, so doch häufig zur Geltung kommende Sprüchwort der niedern Volkssprache: „je krümmer, je schlimmer"; er war von Natur verschlossen und heimtückisch, darum wendete sich schon von dem Knaben des Vaters offener und treuer Sinn, und wie er sich später in eine Verschwörung gegen ihn einließ, ward er vollends ganz aus seinem Herzen und, zumal er in morganatischer Ehe erzeugt war, auch von jeglichem

Antheil an der Herrschaft ausgeschlossen. Die zweite Gemahlin, Bertrada, blieb kinderlos, die dritte aber, Hildegard, gebar dem glücklichen Gatten nicht weniger als neun Kinder, vier Knaben und fünf Töchter, alle von den glücklichsten Anlagen und ganz nach dem Sinne und Herzen von Vater und Mutter. Insbesondere war ihr Erstgeborner, Karl, der zweite Vater, groß an Körper und Geist und Seele, dem Vater darum auch, wie aus dem Herzen genommen, so auch in das Herz gewachsen. Ihr Zweitgeborner, Karlmann Pipin, wetteiferte mit ihm in allen Vorzügen, und Karl der Große versprach seiner Schöpfung eine glänzende Zukunft und eine ewige Dauer. Aber der Mensch denkt's und Gott lenkt's. Der Glanz seines Hauses sollte mit ihm in's Grab sinken. Er selbst mußte durch Gewitternacht zum Sonnenscheine dringen. Die Flamme, welche die Welt in Brand zu stecken drohte, war erstickt, aber die Gluth brannte noch unter der Asche fort.

Die Nachzuckungen des Longobardenkrieges und deren Ueberwältigung.

1. Die Verschwörung von Friaul und ihre Unterdrückung.

Desiderius vertrauerte Reich und Leben in einem fränkischen Kloster. Aber, wie sich der Leser erinnert, ein Sohn lebte ihm noch, Adalgis, der sein Mitregent gewesen, und dieser Sohn war noch frei, und zwei Tochtermänner, Arichis und Thassilo, und diese Tochtermänner hatten jeder noch seinen Herrscherstab in der Hand, alle drei aber hielten zusammen, wie Stahl und Eisen, und am Fuße der Alpen, vor der Schwelle des Bayerlandes, wo die Stadt Brescia lag, die Heimath des thronberaubten Königssohnes und Königs, und das alte

Forum Julii, nunmehr Forojuli, nachmals Friaul genannt, heutzutage Cividale dal Friuli, die Gerichtstätte des Julius, gemahnend der angestammten Freiheit und sich darbietend zur Gerichtstätte über den Mann, der die Rolle Julius Cäsars spielte, und zur Freistatt für Männer, die ihm die Rolle seines Brutus entgegensetzten — am Fuße und im Schooße der Alpen thronte noch immer die longobardische Eigen- und Freikraft, die jede Fessel und vor allem die Fessel der Fremdenherrschaft brach. Karl wußte das und setzte den Friaulern einen neuen Herzog mit Namen Rodgaus, einen Mann, hart wie Granit, und geeignet, den stärksten und störrigsten Nacken zu beugen, aber erinnernd an das Sprüchwort: „stille Wasser gründen tief.“ Er hatte, nachdem er den Süden bezwungen, so eben auch dem Norden den Meister gezeigt, als er auf der Heimkehr vom Sachsenlande im Spätjahre 775 von seinem Freunde und Bundesgenossen dem Papste Hadrian ein Schreiben mit folgender Botschaft erhielt: „Wir haben Euch schon mehr darauf aufmerksam gemacht, die Herzoge Hildebrand von Spoletum, — derselbe, der sich aus freiem Antriebe in den Schutz und die Gewalt des Papstes und damit auch des Frankenkönigs gestellt hatte und eben deßhalb von ihnen auf den Herzogstuhl erhoben worden war — Arichis von Benevent — von dem der Franke aus besonderer Schonung die Huldigung noch nicht eingetrieben hatte, — und Rodgaus von Friaul — der von Karl selbst gesetzte Statthalter — ohne Unterlaß böse Anschäge gegen Uns und Euch schmieden. Wie nun die Gesandten, die Ihr auf dieses nach Benevent geschickt hattet, sich auf dem Rückwege von dorten bei Uns für diesen Hildebrand verwandten, daß Wir ihm sein Vergehen nachsehen möchten, so haben Wir nach ihrem Wunsche Unsern getreuen

Schatzmeister nach Spoletum gesandt, sich mit dem Herzoge zu besprechen und Geißeln von ihm in Empfang zu nehmen. Aber Hildebrand benahm sich mit großem Uebermuthe gegen denselben; denn es waren Abgeordnete von den Herzogen Arichis von Benevent, Rodgaus von Friaul, und Reginbald von Clusium (Chiusi nordwestlich von Spoleto, westlich von Perugia) bei ihm eingetroffen und hatten den Plan verabredet, nächstkommenden März sich mit den Griechen und des Desiderius Sohn zu verbinden, Uns zu Wasser und zu Lande anzugreifen, die Stadt Rom zu nehmen, Uns selbst in die Gefangenschaft abzuführen, von Euch abzufallen und Adalgis wieder auf den longobardischen Thron zu heben."

Karl wartete auf keine weitere Botschaft. Er zog mit den Tapfersten seines Heeres, das noch unter den Waffen stand, in Eilmärschen gen Italien, rückte unmittelbar auf den Ausgangspunkt der Bewegung, die Stadt Friaul, los und machte dieselbige wieder zur Gerichtstätte Cäsars und hielt Gericht allda über seine Baufe. Da stellte sich das väterliche Haus Paul Warnefrid's, den wir in der Einleitung unsers zweiten Theiles als Schriftsteller und insbesondere als Geschichtschreiber kennen gelernt haben unter dem Namen Paul's des Diacon's, als einen der Hauptherde der Verschwörung heraus, und gegen Paul selbst wurde die schwere, aber grundlose Anklage des Mordanschlages auf den fränkischen Cäsar erhoben. Karl sprach zu ihm: „Warum hast du mir das gethan? Wußtest du nicht, daß ich dich hoch hielt vor allen Söhnen deines Volkes? Was soll ich nun dir thun?" Paul, hohen Sinnes, wie er war, gab kühn zur Antwort: „Thue mir, was du willst. Ich rede die Wahrheit, und nichts Falsches kommt aus meinem Munde.

Wessen man mich anklagt, deß bin ich nicht schuldig, aber dem Könige Desiderius werde ich treu bleiben, so lange denn ich lebe, ich stehe auf seiner Seite, nimmermehr auf der deinigen.“ Wie er nun in offener Versammlung vor allen Großen also sprach und dabei die rechte Hand wie zum Schwure gen Himmel emporstreckte, ergrimmte Karl und befahl seinen Leuten, dem Verwegenen diese Hand abzuhauen. Doch in demselben Augenblicke besann er sich eines Bessern und sprach: „Nein, nein! diese Hand dürfen wir nicht abhauen, denn wo fänden wir eine andere, die so Treffliches schriebe?“ Die Großen aber, die ihn umgaben, haßten Paul und erwiederten: „Wenn du ihn ungestraft lässest, so wird dein Thron keine Festigkeit haben.“ Darauf versetzte der König: „so saget mir, was euch sonst gut dünkt.“ Sie aber sprachen in ihrem bösen Sinne: „Die Augen soll man ihm ausstechen, auf daß er hinfort keine Briefe mehr gegen Euch schreiben und keine Verschwörungen mehr gegen Eure Herrschaft anzetteln könne.“ Wie nun Karl ihre Härte und Grausamkeit sah, ward er betrübt in seinem Herzen und dachte darauf, wie er den Mann, den er hochschätzte, davor bewahren könnte, und sprach: „Wo werden wir aber wieder einen so herrlichen Dichter und einen so tüchtigen Geschichtschreiber finden?“ Da riethen ihm seine Großen und sprachen: „So verbanne ihn wenigstens auf eine Insel, damit er sich dorten langsam zu Tode quäle.“ Das geschah denn auch und Paul der Diacon ward auf die Insel des Diomedes verbannt, welche heutzutage Isola de Tremiti genannt wird, und seine Güter wurden ihm genommen, und nichts ward ihm gelassen, als das nackte Leben. Rodgaus, der Herzog, der Mann, in welchem sich Karl so bitter getäuscht sah, mußte sterben, ein Bruder

Pauls, Arichis, einer der eifrigsten Theilhaber an der Verschwörung, ward mit vielen seiner Mitschuldigen als Gefangener nach dem Frankenreiche abgeführt und sein Vermögen eingezogen, wodurch sich sein trostloses Weib mit seinen vier unmündigen Kindern der bittersten Armuth preisgegeben sah. Und die longobardischen Herzogthümer wurden größtentheils an fränkische Grafen gegeben, und Viele der eingebornen Großen als Geißel in die Gefangenschaft geführt, und alle Länder und Städte mußten Unterwerfung schwören, nur Benevent wußte sich noch eine Zeit lang dem Lehenseide zu entziehen.

2. Paul Warnefried und Herzog Arichis von Benevent.

Wie tief ging das Alles dem verbannten Paul zu Herzen, der dem Hause des letzten Nationalkönigs der Longobarden vor Andern nahe stand und sich nun auch in dem eigenen Hause so schwer geschlagen sah! Aber er versenkte Alles in Gott, und Gott beschloß er sich nun auch ganz und ausschließlich hinzugeben und die Welt und alle Gedanken an die Welt in die heiligen Mauern des Klosters zu begraben. Er entwich von seiner Insel und machte sich auf den Weg nach Benevent. Wie das dem Fürsten Arichis zu Ohren kam, ward er voll Freude, denn schon lange hatte ihn sehnlichst verlangt, die Gestalt des theuern Freundes wieder zu sehen und den Honig seiner Rede wieder zu kosten. Er schickte ihm die Großen seines Palastes entgegen und ließ ihn in herrlichem Aufzuge in seine Hauptstadt geleiten. Und wie er nun ankam, der schmerzlich Vermißte, fiel ihm der Fürst um den Hals und küssete ihn. Und Paul trat vor des Fürsten Gemahl, Adelberga, und verneigte sich tief vor der hehren Gestalt und sprach: „Ich habe Euern milden Vater verloren, aber der

Herr hat mir Euch erhalten und seine unendliche Liebe läßt mich nun auch noch Eure Sprößlinge schauen.“ Da weinte die Herzogin bitterlich und sie und ihr Gemahl wollten den Hochverehrten bei sich behalten sein Leben lang. Aber Paul ließ sich nicht mehr abbringen von seinem Vorhaben. Er sagte ihnen Lebewohl und ging auf den Casiner Berg und pochte an die Pforte der herrlichen Schöpfung Benedikt's. Mit offenen Armen ward er empfangen, und nie und nimmermehr bis zum Tode wollte er sich diesen Armen wieder entwinden. Aber der Mensch, sagt die heilige Schrift, nimmt seinen Weg, und Gott richtet seinen Gang. Zu Ostern des Jahres 781 besuchte der große Frankenkönig das Grab des Apostelfürsten und ließ allda seinen Sohn Karlmann Pipin, den zweiten, welchen ihm Hildegard geboren hatte, einen Knaben von vier Jahren, durch den Statthalter Petri taufen und zum Könige von Italien salben. Da erzählte ihm der heilige Vater von seinem Flüchtlinge, dem neuen Klosterbruder auf Monte Casino. Und der große Karl fand es nicht unter seiner Würde, denselben aufzusuchen; er hatte ohnedies so viel des Guten und Preiswürdigen von diesem blühendsten und segensreichsten aller Mutter- und Musterklöster vernommen, und nicht leicht versäumte er eine Gelegenheit, zu sehen und zu lernen, wo es etwas zu sehen und zu lernen gab, was ihm und seinem Zwecke zu Nutz und Frommen dienen konnte. Seinen Groll gegen den Mann, der so viel Herrliches geschrieben, und dessen ganzes Verbrechen in der unverbrüchlichen Treue gegen seinen König und dessen Haus bestand, hatte er längst vergessen; wußte er doch den unschätzbaren Werth solcher Männer am besten aus eigener Erfahrung zu würdigen, und war ihm doch, dergleichen zu finden und zu gewin-

nen, kein Weg zu weit, kein Preis zu hoch, kein Opfer zu schwer, am wenigsten das Opfer seiner Selbstliebe.

Der große Karl begab sich in Person nach Monte Casino. Er ließ den Friauler Mönch um eine Unterredung bitten, ihn aber zum Voraus seiner königlichen Gnade und Huld versichern. Paul bedachte sich ein wenig, nahm ein Pergamentblatt zur Hand und warf ein Gedicht auf dasselbe, worin er diese Gnade und Huld nicht für sich, aber für seinen Bruder und dessen Mitgefangene in Anspruch nahm. Mit diesem Blatte trat er vor den König und überreichte ihm dasselbe schweigend. Karl durchlas es, und die Schönheit der Seele, gehoben durch die Schönheit der Sprache, die daraus hervorleuchtete, erregte seine ganze Bewunderung, aber auch seine ganze Erwerbgier. Der große König gab dem Bittsteller das Blatt zurück und ließ den Blick lange Zeit schweigend auf seinem edeln Gesichte ruhen. Endlich sprach er: „Deine Bitte sei dir gewährt, aber ich knüpfe eine Bedingung an ihre Gewährung. Ich bin habsüchtig, ich gebe keinen Gefangenen ohne Lösegeld frei. Aber du bist arm, ich selbst habe dich arm gemacht, verzeihe mir und tritt in meine Dienste, ich will dich wieder reich machen, reicher, denn dich meine Feinde gemacht haben, und du darfst dann auch nicht weiter um das Lösegeld sorgen, du selbst bist der Preis und bist der einzige Preis, um den ich deine Gefangenen freigebe.“ Und Paul bedachte sich wieder, aber nur einen Augenblick kostete ihn der Sieg; er brachte sich selbst zum Opfer und folgte dem großen Karl in seine Heimath und widmete ihm seine Dienste als Meister in aller Wissenschaft, und ward ihm so treu, als dem Königshause seines eigenen Volkes. Aber ein schmerzliches Heimweh ergriff ihn, und Karl glaubte zur Sicherung seiner Erwerbung

die gegebene Zusage nicht eher erfüllen zu können, als bis auch das noch überwunden wäre. Doch die Zeit lindert jeden Schmerz, nur in der Ewigkeit dauert er ewig. Paul befreundete sich nach und nach mit dem Gedanken, zu bleiben; er lernte den großen Karl mit jedem Tage mehr kennen und verehren, und dieser gab nun endlich die Gefangenen frei. Der edle Gelehrte dankte ihm dafür in einem Gedichte, worin er sein Frohlocken darüber ausspricht und den Himmel dafür preist, daß er nun erst volle Gnade gefunden habe vor dem größten Monarchen, und Karl drückte in einem Erwiederungsgedichte durch den Griffel eines Andern seiner Gelehrten seine herzinnige Freude darüber aus, daß der herrliche Dichter endlich Wurzel schlagen wolle im Boden seiner Liebe und sein Herz zurückrufen aus der alten Heimath. Aber wie tief Paul sich immer auch in seine Wissenschaft versenkte, und wie anziehend immer auch der schöne Beruf für ihn war, sie am Hofe eines Karls des Großen und im Kreise der ersten Gelehrten den edelsten und wißbegierigsten Lernenden, wie einem Karl selbst mitzutheilen: seine erste Liebe ließ sich doch nicht ganz von der zweiten verdrängen, und es bedurfte nur eines Lufthauches, so loderte sie aus der verborgenen Gluth wieder in lichte Flammen auf und forderte plötzlich ihr keiner Verjährung fähiges Recht zurück, um sich dasselbe nie mehr entreißen zu lassen.

Der Lufthauch kam. Es war der leise, leichte Abflug eines neuen Gewittersturmes, der sich aus den noch zuckenden Wolken des mit der Unterwerfung Italiens unter den fränkischen Szepter kaum erst beendigten Longobardenkrieges unter dem Horizonte zu sammeln begann. Die Verschwörung von Friaul war niedergeschlagen; aber die Herzoge von Bayern und Benevent und der vertriebene Königs=

sohn und König der Longobarden hielten sich noch immer im Rücken des Frankenköniges bei der Hand, und warben einerseits die Avaren, anderseits die Griechen für ihre gemeinsame Sache; der Weltbrand, zu dem die Verstoßung der Longobardentochter den Zunder gelegt, drohte nun doch noch auszubrechen, ein neues Dreiherrscherbündniß war, nicht mehr bloß im, sondern mit eisernem Wollen und eiserner Kraft, am Werke. Karl hatte schon im Frühjahre 781 in Verbindung mit seinem Freund und Bundesgenossen, dem heiligen Vater, von Rom aus Gesandte an Thassilo geschickt, ihn an den Huldigungseid zu erinnern, den er schon seinem Vater Pipin geleistet hätte, und dieser hierauf zwar wirklich den verlangten Eid dem Frankenkönige persönlich erneuert und durch Stellung von Geißeln bekräftigt, aber bald darnach wieder rücksichtslos gebrochen. Arichis von Benevent hatte noch gar nicht gehuldigt und wies jede Aufforderung dazu beharrlich von sich, Adalgis aber hatte sich feierlich gegen den an ihm begangenen Thronraub verwahrt, und die Mehrzahl der longobardischen Großen stand auf seiner Seite. Ach, nie wird ein Volk, wenn es sich einmal als solches gefühlt hat, so leicht seine Selbstherrlichkeit, sein Eigenleben verschmerzen; und noch lebte besonders in den Longobarden das alte Germanenthum mit seinem tiefgewurzelten Nationalhasse gegen den römischen Namen, und des Frankenkönigs Liebäugeln mit Rom erweckte ihnen auch bei den übrigen Germanenvölkern, sogar bei den Franken selbst eine Sympathie, die immer bedenklicher wurde. Selbst diejenigen der longobardischen Fürsten, die sich, wie ein Hildebrand von Spoleto, aus freien Stücken in den Schutz der Römer und damit auch der Franken begeben hatten, sehnten sich, nun die That vollendet war

und die fremde Oberhoheit fühlbar zu werden anfing, nach der alten Ordnung der Dinge zurück und dachten auf Wiederherstellung des schmerzlich vermißten Nationalkönigthums, oder auf eigene Selbstherrlichkeit. Da fand es Karl endlich an der Zeit, wenigstens der Häupter der immer weiter greifenden und immer drohender werdenden Bewegung sich zu versichern.

Zuerst sollte der Herzog von Benevent in Angriff genommen werden. Zu Unterhandlungen mit ihm eignete sich Niemand besser, als Paul Warnefrid. Karl sprach ein Wort mit ihm über die Sache, und dieses Wort war der Lufthauch, der die Gluth seines Herzens auf einmal wieder zu lichter Flamme anfachte. Paul ward als Gesandter an den herzoglichen Hof von Benevent geschickt, nnd Karl rückte ihm an der Spitze eines gewaltigen Heeres nach, um seinem Zuspruche den erforderlichen Nachdruck zu geben. Paul aber freute sich seiner Sendung doppelt, gab sie ihm doch Gelegenheit, dem Zuge seines Herzens wieder mit Leib und Seele zu folgen und dabei seinen beiden Gönnern, dem alten und dem neuen, ja der ganzen Welt die wesentlichsten Dienste zu leisten. Er übernahm die Sendung und führte sie aus, als wäre er nicht gesendet, und sicherte ihr eben dadurch den glücklichsten Erfolg. Er kam nach Benevent, als käme er aus eigenem Antriebe, und ließ nur wie im Vorbeigehen eines Tags die Worte fallen: „dieser Karl dürfte wohl in Bälde mit großer Heeresmacht über dich kommen“! Dabei schilderte er ihm Karl's Wesen, seine Offenheit, seine Leutseligkeit, seine Seelengröße, seine Pracht und Macht, und gewann ihn für den Mann seiner Verehrung und Bewunderung und gab ihm die Wege an, auf denen er auch ihn gewinnen könnte, und Arichis schlug diese Wege ein und

kam auf diesen Wegen an's Ziel, und Paul der Diacon hatte das Verdienst, das longobardische Volk mit dem fränkischen zu versöhnen und einerseits sein geliebtes Italien vor einem blutigen Kriege und einer erdrückenden Zwingherrschaft zu bewahren, andererseits dem Frankenreiche und seinem großen Beherrscher die Wege zu ihrer hohen Bestimmung zu ebnen und die beiderseitigen Völker zu einem und demselben Endzwecke, der Gründung und Befestigung einer auf das Christenthum gebauten Staats- und Staatenordnnng, einer Verkörperung des Gottesreiches im Weltreiche, zu vereinigen.

Arichis ergriff denn alsbald seine Maßregeln: Er verließ die Stadt Benevent nnd zog mit seinen Söhnen und Töchtern nach Salernum, einer herrlichen überaus festen, reichen und mit Lebensmitteln wohl versehenen Seestadt im Angesichte der griechischen Flotten von Neapel und Sicilien, und schickte seine Sendboten durch's Land und berief seine Bischöfe zu sich und ließ sich Treue in Noth und Tod von ihnen schwören und sprach: „Fromme Väter, lasset uns Rath schlagen, wie wir uns diesen Karl vom Leibe halten!“ Und sie hielten Rath, wie sein grimmiger Zorn zu besänftigen wäre. Paul Warnefrid aber war die Seele dieser Berathung, und die Bischöfe legten in Folge derselben härene Kleider an und setzten sich auf niedere Lastesel und zogen also dem Gewaltigen entgegen, und unterwegs lagen sie beständig dem Beten ob. Wie sie nach Capua kamen, setzten sie ohne Aufenthalt über den Vulturnus. Da begegnete ihnen ein Mann und sprach: „Willkommen, meine Herren, wohin wollt ihr?“ Sie aber antworteten und sprachen: „Zum großen Karl wollen wir ziehen.“ Darauf sagte der Mann: „der steht mit seinem Heere bereits bei dem Orte Garilianus“

(Garigliano). In dieser Richtung zogen sie nun schnellen Laufes weiter. Sie trafen den König schon am zwölften Meilensteine herwärts. Beim Anblick seines Lagers stiegen sie alsogleich von ihren Eseln, und ein Jeder ließ einen Geistlichen mit dem Bischofstabe vor sich hergehen. Wie der König solches sah, verwunderte er sich baß, und als ihm die Leute sagten, das seien die Bischöfe vom Lande Benevent, da sprach er: „wozu kommen denn diese Bischöfe, die doch ihrem Fürsten schon selbst die Krone vom Haupte genommen haben?“ Also hatte man dem Könige berichtet, um ihn in eine falsche Sicherheit einzuwiegen, die ihm Verderben brächte. Mittlerweile kamen die Bischöfe heran und fielen vor ihm nieder auf das Antlitz. Der König aber, milden Sinnes, wie er war, hieß sie zwei- und dreimal aufstehen, und wie sie sich endlich zaghaft erhoben hatten, sprach er zu ihnen: „Ich sehe die Hirten ohne die Schafe.“ Aber jene faßten wieder Muth und antworteten: „Der Wolf ist im Anzuge und hat die Schafe zerstreut.“ Darauf fragte der König schnell: „Wer ist dieser Wolf?“ Und sie erwiederten mit Wehmuth, aber ohne Furcht: „Du bist es.“ Wie aber der König ihren Schmerz und ihren Muth sah, ward er weich und redete in freundlicher Weise also: „Obwohl ein unseliger Sünder, bin ich doch wiedergeboren im heiligen Wasser und Geiste und stärke meinen Leib mit dem Zeichen des heiligen Kreuzes: für was nennet ihr mich nun einen Wolf?“ Da gab einer der Bischöfe, mit Namen David, der aus der Stadt Benevent war, mit klugen Worten zur Gegenrede: „Zürnet nicht, o Kaiser, wenn ich also spreche. Wir thun Eurer Hoheit nicht Unrecht, wenn wir Euch einem reißenden Thiere vergleichen. Gleich-

wie der Wolf seine Beute zerfleischt, so würdet auch Ihr, wenn Ihr als Zwingherr nach Samnium (Benevent) kämet, den Leib unserer Christenheit zerfleischen. Der Allmächtige hat Euch zum Kaiser gemacht, er hat Euern Widersacher in Eure Hand gegeben, er hat Euern Samen auf den Stuhl der Weltherrschaft gesetzt, und Ihr begehret nun ein Blutbad anzurichten unter seinen Getreuen, die er mit seinem Blute erworben hat?“ Und die Bischöfe warfen sich wieder auf ihr Antlitz und fleheten, daß er Frieden machen möchte. Und der König gedachte der Einmischung der Griechen, die auf den ersten Schwertstreich erfolgen dürfte, und der weltverzehrenden Kriegsflamme, die daraus emporlodern könnte, und neigte sein Ohr zu den Worten der Bischöfe und wendete mit seinem Heere wieder um auf dem Wege, den er gekommen war, und schickte einen seiner Großen gen Salernum, Frieden mit dem Herzoge zu schließen und Geißeln von ihm in Empfang zu nehmen. Und Herzog Arichis empfing den Gesandten mit nie gesehener Pracht, umgeben von all seinen Großen, auf goldenem Throne und mit goldenem Szepter, und wie er aufstand und ihn begrüßte, ließ er absichtlich diesen Szepter seiner Hand entfallen, der Gesandte aber hob ihn auf und überreichte ihn dem Fürsten mit einer tiefen Verbeugung. Und Arichis bot ihm seinen Sohn Grimoald mit eilf anderen Söhnen des Landes als Geißeln an zum Unterpfande seiner Unterwerfung unter die Oberhoheit des großen Frankenkönigs, und gab ihm überdieß reiche Geschenke für ihn und seinen Gebieter. König Karl aber feierte das heilige Osterfest mit großer Freudigkeit am Grabe der Apostelfürsten zu Rom. Paul der Diacon durfte sich eine Belohnung ausbitten, wie er sie nur

wünschen mochte. Er bat sich die Erlaubniß aus, in sein geliebtes Kloster auf den Casiner Berg zurückzukehren und seine Tage alldorten zu beschließen. Karl gewährte ihm seine Bitte, knüpfte aber wieder eine Bedingung an diese Gewährung; sie lautete dahin, daß er auch von dorten aus dem Herzog Arichis mit seinem Rathe zur Seite stehe, und er führte ihn selbst zurück zu seinen unvergeßlichen Vätern und Brüdern, und noch heute zeigt man die rothe Marmorplatte, auf welcher der König dazumalen am Grabe des heiligen Benedikt kniete. Nicht lange darnach, noch im Sommer desselbigen Jahres, den 25. August 787, schied Herzog Arichis aus dieser Zeitlichkeit, und Karl gab ihm seinen Sohn Grimoald zum Nachfolger. Er glaubte sich in der kurzen Zeit, während der er ihn als Geißel um sich gehabt, der Liebe desselben in dem Maße versichert zu haben, daß er ihm vertrauen könnte, zumal sein Paul im Lande blieb, eine Bürgschaft des Friedens und der Treue.

3. Herzog Thassilo von Bayern und die Einverleibung seines Landes in das fränkische Gesammtreich.

So waren denn die Verhältnisse auf dieser Seite geordnet. Die Reihe kam nun an Bayern. Während Karl noch zu Rom verweilte und die Angelegenheiten Italiens und seines ganzen Reiches mit dem heiligen Vater besprach, schickte Thassilo, der dem Weltfrieden nicht mehr traute, den Bischof Arno von Salzburg und den Abt Hurrich vom Kloster Monsee (im Passauer Sprengel) als Gesandte an Hadrian mit der Bitte, den Frieden mit dem Frankenkönige und ihm zu vermitteln. Der Papst glaubte sich dieser Bitte nicht entziehen zu dürfen und bot seinen ganzen Einfluß bei dem Könige auf, seiner apostolischen Mah-

nung Gehör für diesen Behuf zu erwirken. Karl erklärte, daß solche Bitte nur seinem eigenen Wunsche zuvorkomme, fragte aber die herzoglichen Gesandten nach der Bürgschaft, die sie für den Frieden zu geben beauftragt seien. Sie antworteten, sie hätten über diesen Punkt keine Vollmacht, und ihr Geschäft beschränke sich lediglich auf Entgegennahme des Bescheides, den der König und der Papst ihrem Herrn zu ertheilen hätten. Darob ergrimmte der Statthalter Petri über die Maßen. Er erklärte, ihren Herrn als Lüger und Trüger mit dem Schwerte des Bannes zu schlagen, wenn er die dem Könige gelobte Treue brechen sollte. So kehrten denn die Gesandten unverrichteter Dinge nach Hause zurück. Der König aber zog, nachdem er an der Stätte der heiligen Apostelfürsten gebetet und den apostolischen Segen empfangen hatte, wieder heim in's Frankenland. Er traf seine Gemahlin Fastrada, die Nachfolgerin der am 30. April 783 heimgegangenen Hildegard, seine Söhne und seine Töchter, und das ganze Gefolge, das er bei ihnen gelassen hatte, zu Worms und hielt allda die allgemeine Versammlung seines Volkes, den Reichstag oder das Maifeld. Thassilo, sein Vasall, war auch geladen, aber er erschien nicht, er wußte warum. Wie nun Karl auf diesem Reichstage unter Anderem auch seine Thaten und Maßnahmen in Italien erzählt und zuletzt auch der Gesandten Thassilo's gedacht hatte, wurde der Beschluß gefaßt, ein Kriegsheer in drei Abtheilungen an des Bayerlandes Grenzen rücken zu lassen. Karl, der Erstgeborene Hildegard's, der zum Könige rechts des Rheines und links der Donau, zugleich aber auch zum Oberherrn des Gesammtreiches bestimmt war, erhielt Befehl, mit den Mainfranken, Thüringern und Sachsen an die Donau zu rücken und sich bei Pferingen (Pföring unter-

halb Ingolstadt) zu lagern; der Zweitgeborene, Karlmann Pipin, der zum Könige von Italien gesalbt war, bekam die Weisung, mit den italischen Völkern das Tridentiner Thal heraufzuziehen und sich dorten auf der Grenze aufzustellen; Karl der Große selbst zog mit den Alamannen, Rheinfranken und Burgundern an den Lechstrom, die Grenzscheide zwischen Bayern und Alamannien. Nun fand es denn Thassilo nicht mehr geheuer. Wie er sich von drei Seiten angegriffen sah, kam er demüthig zum Könige und flehte um Gnade. Und er fand dasselbe Gehör, das sein Schwager und Bundesgenosse von Benevent gefunden hatte, mußte aber, wie dieser, auf's Neue mit all seinen Großen Treue und Unterwerfung schwören und abermals Geißeln stellen, darunter seinen eigenen Sohn, Theodo. Darauf ward die Belagerung seines Landes aufgehoben, und Karl kehrte in sein Frankenland zurück und verlebte den Winter auf seinem Hofgute Ingelheim bei Mainz. Dahin berief er denn auch diesmal seinen Reichstag und lud dazu auch den Herzog Thassilo mit seinen übrigen Vasallen. Diesmal kam der Herzog, aber mit ihm kamen auch seine Verräther. Er ward von seinen eigenen Großen angeklagt, er hätte nach der letzten Erneuerung seines Lehenseides auf Anreizen seiner Gemahlin Liutberga, die seit der Verstoßung ihrer Schwester, noch mehr seit dem Sturze ihres Vaters den Frankenkönig auf's Tiefste haßte, das Volk der Avaren zum Einfalle in das Reich aufgestachelt. Die Thatsache war nicht zu leugnen, und der Beklagte wurde als Reichsverräther zum Tode verurtheilt; der König aber schenkte ihm das Leben und verbannte ihn nach dem Klaster St. Goar am Rheine, wo er am 6. Juli 788 geschoren wurde. Von dorten aus aber ward er zu größerer Sicherheit in den äußersten Westen des

Frankenreiches, nach dem Kloster Gemedium (Jumièges an der Seine unterhalb Rouen) gebracht, allwo er seine Tage von der Welt vergessen beschloß. Auch seine beiden Söhne, Theodo und Theotbert, sowie seine Gemahlin und seine Töchter traf dieses Loos, und die bajovarische Herzogswürde wurde abgeschafft, und Karl's des Großen Schwager, Gerold, ein Bruder seiner verstorbenen Gemahlin Hildegard, als fränkischer Statthalter oder Präfekt, wie ihn die zeitgenössische Geschichtschreibung betitelt, über das nun dem Frankenreiche förmlich einverleibte Land gesetzt.

4. Die Unterwerfung der Avaren, und die Errichtung der Ostmark.

Noch aber war die Ruhe nicht herstellt. Die Avaren hielten dem nun verbannten Thassilo ihre Zusage, sie sammelten zwei Heere und fielen mit dem einen in die fränkisch-longobardische Grafschaft, das frühere longobardische Herzogthum, Friaul, mit dem andern in das Land der Bayern ein, um den beabsichtigteu Weltbrand allda unter den Füßen des Allgewaltigen anzufachen, aber Karl war ihnen, wie wir so eben gesehen haben, mit seiner Wehr zuvorgekommen, und auf beiden Seiten wurden sie durch dieselben Völker, zu deren Bundesgenossen sie kurz zuvor noch geworben worden waren, unter ihren neueu Führern, dem eben so kriegsmuthigen, als kriegstüchtigen Gerold von Bayern, und seinem gleich tapfern und gleich treuen Bundesgenossen, Erich von Friaul, mit großem Verluste zurückgeschlagen. Um dafür Rache zu nehmen, fielen sie abermals und mit größerer Macht in das Bayerland ein, sie wurden wieder von dessen selbem Helden schon beim ersten Zusammenstoß geworfen und mit ungeheurem Verluste über die Ens und die Donau zurückgejagt. Karl aber glaubte sie nun auch in ihrem eigenen Lande angrei-

fen zu müssen, auf daß das Reich für immer vor ihren Raubeinbrüchen gesichert würde. Um die Mitte des Sommers 791 zog er seine gesammte Streitmacht zusammen und brach von Worms aus nach dem Bayerlande auf. Er theilte aber das Heer in zwei Theile; den einen ließ er unter dem Grafen Theoderich und dem Kämmerer Meginfrid auf dem nördlichen Donauufer ziehen; mit dem andern rückte er selbst auf dem südlichen gen Pannonien vor; die Bayern fuhren mit den erforderlichen Mundvorräthen zu Schiffe den Strom hinunter. An der Ens, dem Grenzflusse zwischen den Bayern und Avaren, ward das erste Lager geschlagen und den Avaren sofort der Krieg von den Franken erklärt. Nach einer Rast von drei Tagen, während deren man um Glück und Segen für den bevorstehenden Feldzug betete, brach das Heer auf, verjagte die Besatzungen des Feindes, erstürmte seine Rundschanzen oder Ringe, wie er dieselben nannte, eine erste unweit Krems an der Mündung der Kamp, nördlich der Donau, eine zweite bei Comageni, dem heutigen Zeiselmaur, zwischen Tuln und Königsstätten; und es machte dabei unermeßliche Beute, denn in diesen Ringen pflegten die Avaren ihre aus allen Enden der Welt zusammengeraubten Schätze aufzuhäufen. Das ganze Land weit und breit verwüstend und entvölkernd, zog der König sodann weiter hinab gen Morgen bis zu den Gewässern des Arrabo (der Raab) und von deren Einfluß in die Donau gen Mittag hinauf bis nach Sabaria, dem heutigen Sarwar bei Stein am Anger im Comitate Eisenburg, und wendete sich endlich von dort aus wieder zurück in nordöstlicher Richtung nach dem Bayerlande, während die Völker Meginfrid's und Theodorich's wieder links der Donau durch Böhmen heimkehrten.

Weitere Feldzüge gegen die Avaren, die etwa nöthig werden sollten, übertrug der große Heerführer und Völkerfürst seinem Sohne Karlmann Pipin, dem Könige von Italien, und seinem Schwager Gerold, dem Statthalter von Bayern. Er selbst schickte im Jahre 793 vom Norden seines Reiches aus noch einmal Kriegsvölker gegen die Avaren, allein die Sachsen, die wieder neuerdings losgebrochen waren, versperrten denselben den Weg und nöthigten sie zum Rückzuge. Im Jahre 796 aber rückte König Karlmann Pipin, nachdem schon sein Statthalter, Graf Erich von Friaul, wieder einen der avarischen Ringe, zwischen der Raab und Drau, erobert und geleert hatte, mit einem vereinigten italisch-bayerischen Heere noch einmal in das Innere Pannoniens, trieb die avarische Streitmacht bis hinter die Theiß, durchbrach und zerstörte auch den dortigen Ring, den größten und wichtigsten von allen, und erbeutete wieder unermeßliche Schätze, zog sodann mit denselben zu seinem Vater in's Winterlager nach Achen und legte sie ihm zu Füßen. Mit ihm erschien auch einer der Avarenfürsten, mit Namen Tudun vor dem Könige Karl und schwur Treue und Unterwerfung und empfing zum Pfande derselben mit seinem ganzen Volke die heilige Taufe. In die Heimath zurückgekehrt, fiel er alldorten zwar wieder ab, büßte aber auch dafür, und sein Beispiel belehrte und bekehrte viele seiner Genossen. Karl der Große war durch sein Schwert zum Apostel der Avaren geworden. Ihre und ihrer Götter Macht war gebrochen, und die Zwietracht unter ihren eigenen Fürsten vereitelte jeden Versuch zu deren Wiederaufrichtung.

Das Jahr 799 kostete den Franken noch zwei letzte, aber schwere Opfer in diesem hartnäckigen und langwierigen Kampfe. Gerold und Erich fanden beide nach

vielen und herrlichen Siegen den Tod, der eine von den Avaren auf dem Schlachtfelde, der andere von dem ihnen benachbarten und dazumalen verbündeten slavischen Volke, den Karantanen (Kärthener), in einem Hinterhalte. Zu Anfang des neuen Jahrhunderts war der Frankenkönig Herr von Pannonien. Er fügte das ganze Land von der Ens bis zur Raab als Ostmark seinem Reiche an und ein, und bevölkerte es mit bayerischen Kolonisten. Er baute damit dem heutigen Oesterreich die Wiege.

5. Die Abweisung der Griechen.

Kehren wir zu dem verhängnißvollen Jahre zurück, in welchem Thassilo und mit ihm das Herzogthum Bayern fiel, dem Jahre 788. Noch lebte die Seele des neuen Dreiherrscherbündnisses, Adalgis, der rechtmäßige Erbe des longobardischen Thrones, und die Griechen, bei welchen das Kaiserthum war, dessen Idee die Weltherrschaft in sich schloß, die auch thatsächlich noch immer furchtbaren Nebenbuhler der Franken, machten seine Sache zu der ihrigen und ihn selbst zu ihrem Patricius oder Statthalter. An sie mußte nun auch noch die Reihe kommen, wenn Italien und die Weltherrschaft dem Frankenkönige bleiben sollte. Die Verlobung einer Tochter Karls des Großen, Rotrud, mit dem griechischen Kaiser Konstantin VI., für den seine Mutter Irene um ihre Hand warb, versprach nicht zum Ziele zu führen. Die Griechen, dazumalen schon so trugvoll und treulos, wie tausend Jahre darnach, boten fortwährend die eine Hand zu allen Verschwörungen und Empörungen gegen den Beherrscher des Abendlandes, während sie die andere nach seiner Tochter ausstreckten, sie ihrem jungen Kaiser, dem Beherrscher des Morgenlandes, zu gewinnen, und nicht Gesandtschaften

genug an Karl schicken konnten, ihm ihre Ehrfurcht und Bewunderung zu bezeugen. Und die Griechen hatten sich durch den zwingherrischen Wahnwitz ihrer ewigen Bilderstürmerei, in der nur ihr selbstsüchtiger Zweck für den Augenblick Windstille eintreten ließ, den abendländischen, besonders den italienischen Völkern dermaßen verhaßt gemacht, daß es noch eine große Frage war, ob nicht gerade eine Verschwägerung mit dem eben so verachteten als verhaßten Volke den großen Franken um den Besitz bringen könnte, den er sich dadurch zu sichern gedacht hatte. Er brach deßhalb mit einem Male die Verbindung ab und ließ durch einen seiner fränkischen Großen, mit Namen Winigis, den er dem verdächtigen Herzog von Spoleto, Hildebrand, und dem nun auch schon halb verdächtig gewordenen Herzog von Benevent, Grimoald, als Wächter zur Seite stellte und dem erstern bald darnach mit der beschränkten Gewalt eines Grafen zum Nachfolger gab, die größten Rüstungen in Unteritalien betreiben. Die Griechen aber kamen ihm beinahe zuvor; ihr Statthalter Theodor von Sicilien erschien mit seiner Kriegsflotte und setzte seine gewaltige Streitmacht an's Land, seinem Schützlinge Adalgis zu seiner Statthalterwürde auch die Statthalterschaft, seinem Kaiser aber ganz Italien zu gewinnen. Die Herzoge Grimoald und Hildebrand mit ihren Longobarden, auf deren Uebertritt zu der Griechenfahne er rechnete, und Winigis mit seinen Franken, welche diesen Uebertritt verhinderten, fielen in Kalabrien über sie her und schlugen sie auf's Haupt. Adalgis verzweifelte an seiner Sache und schlug seine Gezelte in Konstantinopel auf, allda auf seinen geträumten Lorbeeren auszuruhen und in der „ehrenvollen“ (?) Stellung eines griechischen Statthalters ohne Land abzusterben.

6. Die Krönung des Sieges in der Krönung des Siegers zum Kaiser der Römer.

Dessenungeachtet fühlte sich der Franke, so lange die Kaiserkrone das Haupt der Byzantiner deckte, seines Italiens und seiner Weltherrschaft nicht sicher. Darum sann er hin und her, wie er sich dieselbe auf's Haupt setzen könnte, und kam nach dem Tode Konstantin's VI. (797), als dessen Mutter Irene, das eben so staatskluge als herrschgierige und gewissenlose Weib, das von jeher für ihn regierte, als Selbstherrscherin den erledigten Thron der Griechen bestieg, endlich auf den Gedanken, diesen Plan durch Vermählung mit derselben auszuführen. Aber seine vierte Gemahlin, Liutgard, die er nach Fastradens Tode im Jahre 794 geehlicht hatte, lebte noch, und die Verstoßung seiner beiden ersten Gemahlinnen, Himiltrud und Bertrada, besonders der letztern, hatte so gar viel böses Blut gesetzt und ihn und sein Reich so gar nahe an den Rand des Abgrundes geführt, und die Abneigung seiner Völker, besonders der italienischen gegen die verrätherischen Griechen war so gar groß, und der heilige Vater, Leo III., Hadrian's Nachfolger, der im Jahre des Heils 795 am 26. des Christmonats den Stuhl bestiegen hatte, wußte so gar bessern Rath, und führte denselben, als Karl nach dem Tode seiner Gemahlin, den 4. Juni 800, den verwogenen Schritt dennoch thun wollte, so gar schnell in die That über, daß er wohl oder übel auf den seltsamen Plan verzichten mußte. Der Statthalter Petri setzte dem Ueberraschten, nachdem ihn seine italienischen Unterthanen schon längst als ihren Kaiser betrachtet und, wie wir uns von den Bischöfen von Benevent erinnern, auch als Kaiser betitelt hatten, am Weihnachtstage des Jahres 800 in der Kirche des Apostelfürsten vor allem

Volke plötzlich die römische Kaiserkrone auf's Haupt, und die fiel, schon als die ältere und ursprüngliche, gewaltig schwerer in's Gewicht, als die griechische, schwer genug, die Schale der letztern ohne Schwertstreich in die Luft zu schnellen.

Nun erst war die Eroberung Italiens vollendet und der Weltherrschaft Karl's des Großen der Boden gewonnen. Paul, der bescheidene Diacon, der als Engel der Versöhnung nicht wenig zu der glücklichen Wendung der Dinge beigetragen hatte, war mittlerweile hinübergegangen in eine bessere Welt, eine noch schwerere und köstlichere Krone, die Krone des Lebens, zu empfangen aus den Händen des allvergeltenden Weltenlenkers. Die Bewegung aber, die den großen Umschwung begleitete, zitterte noch hundert und tausend Jahre durch das ganze europäische Völkerleben nach. Die Wiederherstellung des longobardischen Nationalthrones ist noch heute das Feldgeschrei Italiens, und nicht bloß das bei Novara gelegene Mortara, wo Desiderius, der letzte Nationalkönig der Longobarden, von Karl, dem großen Könige der Franken, und mehr denn ein Jahrtausend später, am 23. März 1849 Karl Albert, der (vorletzte?) Nationalkönig der Sarden, von Radetzky, dem großen und greisen Feldherrn der Oesterreicher, in blutiger Vertilgungsschlacht geschlagen wurde, das ganze Gebiet des Postromes ist Ein, in unsern Tagen wieder von frischem Blute dampfendes und nach neuen Opfern verlangendes ungeheures Todtenfeld, von dem es immer und immer heißt, wie der Dichter sagt:

„Dorten gilt's, das Loos der Welt zu wägen,
Doch wie Brennus in der alten Zeit

Legt der Franke stets den eh'rnen Degen
In die Wage der Gerechtigkeit."

Der Sachsenkrieg.

Karl der Große, so viel sehen wir schon aus dem bisherigen Verlaufe der Dinge, Karl der Große war zum Eroberer und zwar zum Eroberer im Namen des Höchsten, nicht nur geboren, er wurde auch dazu gezogen, er wurde von Innen und von Außen, von dort aus hauptsächlich durch die Verirrungen seines Herzens und die Zerwürfnisse seines Hauses, von hier aus durch die ganze Weltlage seiner Zeit, insbesondere durch die Verhältnisse von Italien, welche die Rettung Rom's zum unabweisbaren Bedürfnisse der Selbsterhaltung für ihn machten, ihn aber eben dadurch auch in die falsche Stellung hineindrängten, die ein nothwendiges Ergebniß der Urfeindschaft zwischen dem germanischen und dem römischen Elemente über kurz oder lang den Sturz seines Reiches herbeiführen mußte — er wurde, sage ich, durch die Verhältnisse von Eroberung zu Eroberung fortgerissen. Aber die göttliche Weltregierung, die ihn berufen hatte, in ihrer unendlichen Liebe und Weisheit, stellte ihm dabei jederzeit einen Engel zur Seite, der den Eroberer nicht zum Weltstürmer, den großen Karl nicht zum großen Napoleon werden ließ. Die Weiber, die überhaupt in der Weltgeschichte wie im häuslichen Leben, wenigstens als ursächliches oder doch anläßliches Moment, eine Hauptrolle spielen, die Weiber, und zwar vorzüglich die Königin Mutter Bertrada und ihre eben so unglückliche als unschuldige Namensschwester, die Tochter des letzten Nationalkönigs der Longobarden, sowie die hochverdiente Königin Hildegard, waren die Schicksalsschwestern, welche seinen und seines Reiches Le-

bensfaden spannen. Die Longobardentochter führte ihn durch ihre Verstoßung in die Verwicklungen hinein, welche den italienischen Krieg mit seinen unabsehbaren Folgen hervorriefen und begleiteten, die Alamannentochter machte ihn durch Pflanzung und Pflege seiner sittlichen Größe zum Sieger zunächst über sich selbst und dadurch auch über alle diese Verwicklungen und über die ganze Welt, die Königin Mutter aber, die „in hohen Ehren bei ihm alt wurde, und der er ihr ganzes Leben lang die größte Ehrfurcht bewies," seine fromme und weise Erzieherin, bewahrte ihn durch die Richtung auf Gott, welche sie dem zarten und empfänglichen Gemüthe des Knaben für sein ganzes Leben lang gab, und zu welcher sie den abirrenden Jüngling und Mann jederzeit wieder mit liebender Hand zurückzuführen wußte, bei so viel tausend Lockungen und Neigungen zur Leidenschaft stets vor dem todbringenden Uebermaße.

Auf diese Art von der göttlichen Weltordnung, welche ihn zu einem ihrer vornehmsten Werkzeuge ausersehen hatte, wahrhaft auf den Händen getragen, war Karl der Große denn auch der Mann dazu, den gordischen Knoten seiner doppelten und eben darum falschen Stellung zu lösen. Aber er bedurfte dazu auch das Schwert Alexanders, und seine große Aufgabe gestattete diesem Schwerte Jahrzehnte lang kaum einen Augenblick Ruhe. Die ganze Zeit über, daß er im Süden und Südosten mit dem Longobardenkriege und dessen Nachzuckungen zu thun hatte, nahm im Norden und Nordosten der Sachsenkrieg dieses Schwert in Anspruch, und der hätte einem jeden Andern dasselbe für immer aus der Hand geschlagen, besonders wenn er es wie Karl der Große gleich einer Axt an die Wurzel des Germanenthums legte.

Die Sachsen bildeten das Stammvolk, die Longobarden den Sproß, der aus dem heimathlichen Boden der Germanenwelt heraus und in den fremden Boden der Römerwelt hineingewachsen war. Sie waren sich dieser ihrer Abstammung noch bewußt, aber sie hatten sich auf ihren langen Wanderungen und durch den langen Aufenthalt in ihrem zweiten Heimathlande, nach innen und außen gar sehr verändert; sie hatten den Glauben ihrer Väter verlassen und zuerst von den Gothen das arianische, dann von den Römern das katholische Christenthum angenommen, sie hatten sich an eine staatliche und städtische Ordnung gewöhnt und sich namentlich dem Joche einer, wie in der gesammten Germanenwelt, zwar immer noch auf dem Grunde der Volksherrschaft ruhenden, aber dabei dennoch streng monarchischen Verfassung gefügt: bei ihnen that also der Eroberer, besonders der christliche, verhältnißmäßig noch ziemlich leicht. Die Sachsen aber waren noch immer die alten, sie hatten ihrem Glauben, sie hatten ihrer Freiheit, sie hatten ihrem ganzen Sein und Denken unverbrüchliche Treue bewahrt, und wer ihnen das Geringste anmuthete, was dieser zu nahe trat, griff ihnen an's Leben. Nur die fränkischen Geschichtschreiber nennen sie treulos, ihre „Treulosigkeit“ nach außen war aber eben nichts Anderes als unverbrüchliche Treue nach innen: bei ihnen that also der Eroberer schwer, unendlich schwer, um so schwerer, wenn er ihnen nicht nur ihr Land, sondern auch ihren Glauben und ihre ganze Art zu sein, entreißen wollte.

Das Volk der Sachsen theilte sich in drei Hauptstämme. Der „sächsische Dichter“, wie er sich nennt, der gegen Ausgang des neunten Jahrhunderts lebte, spricht in seiner poetischen oder wenigstens rythmischen,

d. h. silbenmaßhaltigen Umschreibung des Lebens Karl's des Großen, also darüber: „Die gemeine Theilung kennt drei verschiedene Völker, die Saxonien einst in seiner Blüthe verherrlicht. Gegen Abend hin wohnen, die man als Westfalen bezeichnet, deren Grenzen reichen bis nahezu an den Rheinstrom. Gegen Aufgang sind die Osterlinge (Osterleute) zu Hause, denen man sonst auch wohl den Namen Ostvalen ertheilet. Deren Grenzen berühren die eidesbrüchigen Sclaven,* die gefährlichsten Nachbarn, die stets zum Einbruch geneigt sind. Zwischen den Obgenannten sind in der mittleren Gegend die Angarier säßig, das dritte der sächsischen Völker." Gegen Mitternacht, jenseits der untern Elbe, wohnte noch ein vierter, sonst ohne Zweifel zu den Ostfalen oder den Angariern, mit denen er grenzte, gehöriger Bruchtheil des Volkes, von der Lage seiner Wohnsitze die Nordalbinger, auch Nordliute genannt. Die Bezeichnungen „falen" und „leute" sind offenbar gleichbedeutend und entsprechen unsern Ausdrücken „Volk" und „Leute". Westfalen sind die im Westen, Ostfalen die im Osten, Nordleute, die im Norden wohnenden Sachsen, wie es noch heute in England ein Norfolk und ein Suffolk gibt. In der germanischen Vorzeit aber saßen im Westen des Sachsenlandes die Chauken, ein Brudervolk der Frisen, im Osten die Cherusker, die Befreier der Deutschen vom römischen Joche; in der Mitte zwischen beiden rechts und links der Weser, die Angrivarier, offenbar derselbe Name mit „Angarier" und „Engern" (Angermänner, Wiesenthalmänner). Ein fünfter, erst um 530 den Thüringern bei der Zerstörung

* So die zeitgenössische Geschichtschreibung durchgängig für „Slaven."

ihres Reiches abgenommener Theil des Sachsenlandes, der daher sogenannte Nordthüringer Gau, der die Ostfalen von den Slaven trennte, wurde, wie hier vom sächsischen Dichter, in der Regel zu den erstern, den Ostfalen, gerechnet. Die Westfalen grenzten nordwärts mit den Engern und Frisen, westwärts mit den letztern und den Rheinfranken — die früher dazwischen liegenden Bructerer oder Boructuarier waren in den Westfalen aufgegangen, wie später die Nordthüringer in den Ostfalen aufgingen — südwärts mit den Rheinfranken und den Hessen, ostwärts mit den Engern; die Engern nordwärts mit den Nordalbingern und der Nordsee, westwärts mit den Frisen und Westfalen, südwärts mit den Hessen, ostwärts mit den Ostfalen und Nordalbingern; die Ostfalen nordwärts mit den letztern, westwärts mit den Engern, südwärts mit den Thüringern, ostwärts mit den Slaven; die Nordalbinger nordwärts mit dem Normannenvolke der Dänen, westwärts mit der Nordsee und den Engern, südwärts mit den Engern und Ostfalen, ostwärts mit den Slaven und der Ostsee.

Der Stamm war wieder in Gaue abgetheilt. Jeder Gau regierte sich selbst, und zwar nach den Bestimmungen, die das Volk, d. h. die Gesammtheit der Freien auf den Gautagen feststellte. Die ständige Regierung lag in den Händen eines Gaugrafen, den das Volk in diesen Versammlungen wählte, wie heutzutage noch die demokratischen Kantone der Schweiz ihren Landammann wählen. Für den Krieg traten die Gaue eines Stammes zusammen zur Wahl eines Herzogs oder Heerführers. Solche Herzoge waren im Kampfe gegen Karl den Großen bei den Ostfalen Hassi oder Hassio, und nach ihm Alboin oder Alf, bei den Westfalen der „in der Ge-

schichte mehr berühmte als bekannte" Wittekind, bei den Engern dessen Tochtermann Bruno, bei den mit den Sachsen verbündeten Ostfrisen, die in den Tagen ihrer Freiheit noch dieselbe alt germanische Verfassung hatten, Surwold, der in der Schlacht an der Hase fiel, und dessen „Hünen- oder Henengrab", d. h. Leichenstein, das „Surwoldshus", ein ungeheurer Granitblock auf mehrern Stützen von demselben Gestein, in einem Krüppelholze bei dem Orte Börgen auf dem Hümling, noch in neuerer Zeit stand. Von diesen Herzogen war Jeder für sich und führte für sich die wehrhafte Mannschaft seines Stammes, nach ihren Gauen, Gemeinden und Sippen geordnet, in den Kampf; in Kriegen aber, welche sich auf das gesammte Volk erstreckten, handelten sie nach einem gemeinschaftlichen Plane, und ein, durch das Loos oder durch die Ueberlegenheit seines Geistes und Schwertes an die Spitze berufener Oberanführer war es, der denselben entwarf und leitete. Eine solche Seele des Krieges war in diesem Kampfe der Westfalenführer Wittekind. Von eigentlichen Nationalherzogen oder gar Königen wußten die Sachsen der damaligen Zeit noch nichts. Indessen traten die drei Stämme, welche die Nation bildeten, auch wohl des Jahres einmal zu einem allgemeinen Volkstage zusammen, über Nationalfragen zu berathen und zu beschließen. Einen solchen kennt die Geschichte zu Marklo, einem jetzt nicht mehr zu ermittelnden Orte an der Weser.

Die Bevölkerung theilte sich in vier Klassen: Sie waren die Edelinge oder der Adel, die Freilinge oder die Gemeinfreien, die Lazzen (Liten) oder Halbfreien, unsere heutigen Grundholde, der Ueberrest der von den Eroberern des Landes unterjochten Ureinwohner, und die Leibeigenen, in der Regel Kriegsgefangene oder deren

Nachkommen. Die drei erstern bildeten in ihrer Gesammtheit die Nation und schickten je zwölf Abgeordnete aus jedem Gau zu den berathenden und beschließenden Versammlungen des Stammes oder des Volkes, aber nur die zwei erstern, die Vollfreien, hatten eine Stimme bei der Beschlußnahme und einen abgabenfreien Grundbesitz, am Kriege jedoch nahmen alle drei ihren vollen Antheil, und im Kampfe wetteiferten sie mit einander an Tapferkeit. Wer zur vierten Klasse gehörte, war aller Ehr und Wehr, alles Besitzes und Rechtes bar und keinen Augenblick vor dem Opferbeile sicher, das ihn blutdürstigen Göttern schlachtete. Die Vollfreien saßen größtentheils vereinzelt auf ihren Gehöften, umgeben in weitem, ödem Umkreise von ihren halbfreien Lazzen, den Tunscharlingen des spätern Mittelalters, wie noch heutzutage die Bauern in Westfalen.

Das Land war von Wald und Sumpf besäumt und durchsetzt. Noch heute trifft man auf dem obgenannten Hümling, einem von Mooren umschlossenen und von Morren durchschnittenen Grenzlande zwischen der Ems und Weser, tief unter dem Moore versunkene Waldstrecken, deren Stämme die Wurzeln nach Nordwest, die Spitze nach Südost kehren, unstreitig durch hereingebrochene Meeresfluthen niedergeschwemmt, wie deren eine die Cimbern aus ihren Sitzen soll vertrieben haben zum großen Entsetzen der Römer. Im Innern bildete denn das Sachsenland vollends eine nur hin und wieder von Lichtungen unterbrochene Wildniß, die beinahe jede geregelte Kriegführung unmöglich machte und den eindringenden Heermassen noch immer dasselbe Grab öffnete, welches dereinst die römischen Legionen im Teutoburger Walde verschlungen hatte. Die fränkischen Kriegsvölker mußten sich erst Lagerplätze

hauen und Vesten anlegen oder die in frühern Jahren von den Eingeborenen gegen sie angelegten, wie die Sigburg, Eresburg, erobern und besetzen, wenn sie sich irgend im Lande halten wollten; die Wohnungen, welche sie vorfanden, waren mit wenigen Ausnahmen Lehm- oder Baumhütten oder Felsgrotten, halb auf, halb in dem Erdboden, Städte trafen sie nirgends. Im Rücken aber lehnte sich das Sachsenland an das Meer und an die Könige des Meeres, die Normannen: eine ganze Welt und zwar Schreckenswelt von Bundesgenossen. Wer wollte sich, wer konnte sich an ein solches Vorwerk einer solchen Welt wagen?

Karl der Große wagte sich an dasselbe, er mußte sich an dasselbe wagen, wenn er nicht für sich und die ganze Christenheit, ja das Christenthum selbst unaufhörlich zittern wollte. Schon die frühern Frankenherrscher hatten sich an dasselbe gewagt, aber genommen hatte es noch keiner; so oft sie auch in dasselbe einbrachen, so oft mußten sie sich immer wieder daraus zurückziehen, und den Zins, den sie den Bewohnern auferlegten, wenn sie ihn in Empfang nehmen wollten, immer wieder durch einen neuen Feldzug eintreiben. Im Jahre 753 hatten die Sachsen, „weil ihnen keine andere Wahl mehr geblieben,“ dem Vater Karl's des Großen sogar versprochen und durch Eidschwur und Geißelstellung bekräftigt, daß „alle Priester, die zu ihnen kommen mögen, ungehindert den Namen des Herren predigen und die Leute taufen dürfen“, aber noch beinahe im Angesichte des fränkischen Heeres hatten sie den Erzbischof Hildegard von Cöln, der in dessen Gefolge das Wort des Herrn verkündigte, unweit Osnabrück auf der Iburg erschlagen. Fünf Jahre später (758) hatte ihnen Pipin durch einen neuen Feldzug das erneuerte Versprechen abgenöthigt, „in Allem nach seinem Willen zu

thun“ und alljährlich zum großen Reichstage dreihundert Pferde als Ehrengeschenk zu liefern. Aber was half's? Das erneuerte Versprechen war nur der Vorgänger eines erneuerten Wortbruches. Wenn der Franke sich nicht ewig hintergehen lassen wollte, mußte er bis zur Vernichtung drein schlagen. Das stellte Karl der Große im Jahre 772 zu Worms seinen versammelten Ständen vor, und alsbald ward ein solcher Kriegszug gegen die Sachsen beschlossen.

Unter der Fahne des Kreuzes, in Begleitung einer Menge von Priestern und Predigern, setzte der starke Held mit gewaltiger Heeresmacht bei Mainz über den Rheinstrom und rückte durch den noch zu seinem Reiche gehörenden Hessengau gegen die Diemel, einen linken Nebenfluß der Weser, eroberte die sächsische Grenzveste Eresburg oder Ers-, Irs- d. h. Kriegsgottesburg, die Wiege des heutigen Stadtberge, und errichtete in ihr der fränkischen Glaubenspredigt den ersten stehenden Herd im Sachsenlande, an welchem der heilige Sturm von Fulda denn alsbald seine apostolische Wirksamkeit begann. In der Nähe stand oder lag die sogenannte Irmen- oder Göttersäule, ein Bild der den Himmel tragenden Weltesche, von welcher in unserem ersten Theile (S. 169) die Rede ist, der Mittelpunkt des sächsischen Götterdienstes, halb Wald, halb Tempel. Dieses Nationalheiligthum ward von Grund aus zerstört, und drei Tage waren zu dessen Zerstörung erforderlich. Aber alle Streiche, die darauf geführt wurden, trafen zugleich das Herz des Volkes, und der Baum des Lebens, den der Sieger an seine Stelle pflanzen ließ, fand deßhalb keinen Boden mehr, seine Wurzeln darein zu schlagen. Und weiter zog Karl Alles verwüstend nach der Weser und von dort aus durch die

westfälischen Gaue wieder zurück in's Frankenreich. Zitternd hatte alles Volk sich unterworfen und besonders das Westfalenland zwölf Geißeln gestellt zum Unterpfand ewiger Treue. Der große König-Apostel nahm sie mit sich in seine Schulen, sie allda zu Heilsboten für ihr Vaterland erziehen zu lassen. Hathumar und Baturad, nachmals die beiden ersten Bischöfe von Paderborn, sollen sich unter diesen Erstlingen des Neubruches befunden haben.

Im folgenden Jahre (773) trat Karl seinen Feldzug nach Italien an, und kaum erfuhren die Sachsen, daß er mit seinem Heere jenseits der Alpen beschäftigt sei, als sie das ihnen aufgelegte Joch abwarfen, die fränkischen Besatzungen und die unter ihrem Schutze wirkenden Glaubenspr ediger, welche der allgewaltige Sieger da und dort im Lande zu ständiger Hut und Obhut zurückgelassen hatte, verjagten und alles fränkische Land, besonders aber dessen christliche Pflanzuugen bis an den Rhein hin mit Feuer nnd Schwert verheerten. Die Kirche von Frizlar, das Werk des heiligen Bonifacius, wurde nur durch ein Wunder gerettet. Der große König-Apostel feierte gerade das Osterfest (774) zu St. Peter in Rom und besprach allda mit dem heiligen Vater, seinem Freunde Hadrian, die Angelegenheiten der Welt und der Weltkirche, insbesondere auch die große Frage der Einverleibung des letzten deutschen Landes, das noch im Todesschatten des Heidenthums lag, des sächsischen, in das Reich Gottes, zu dessen Verkörperung in einem Reiche der Welt er gesandt war, und vereinigte sich mit dem Statthalter Petri zu dem Plane, dasselbige in Missionssprengel einzutheilen und im Mittelpunkte eines jeden derselben einen festen Herd für die Glaubenspredigt, als Wiege eines Bischofssitzes, zu errichten, wie er einen solchen für den Süden des Landes bereits

in der Eresburg errichtet hatte, machte sich auch zur Ausführung dieses Planes, gleich für den nächsten Feldzug anheischig, und versprach diesen, unmittelbar nach der Eroberung der longobardischen Hauptstadt zu eröffnen. Wie gesagt, so gethan. Karl der Große kehrte, den letzten Nationalkönig der Longobarden als Gefangenen mit sich führend, im Sommer des Jahres 774 in's Frankenland zurück, und alsbald schickte er, bevor die Sachsen sich dessen versahen, drei Heere auf einmal gegen das wortbrüchige Volk. Die verwüsteten das ganze Land mit Raub und Feuer und erschlugen Alles, was sich zur Wehre setzte, und kehrten mit unermeßlicher Beute wieder heim. Aber das war erst das Vorspiel. Karl schwur bei dem lebendigen Gott, nimmer zu ruhen, „bis die ganze treulose Nation zu seines Thrones und des Kreuzes Füßen läge oder ausgerottet wäre"; und vom Reichstage weg, den er diesmal zu Düren, einer Pfalz zwischen Achen und Cöln hielt, setzte er im Frühjahre 775 über den Rhein und zog mit der ganzen Macht seines Reiches nach dem Sachsenlande. In der Sigburg am Zusammenflusse der Lenne und Ruhr, lag eine Grenzhut. Er nahm die Veste im Sturm und löste die sächsische Besatzung durch eine fränkische ab. Darnach zog er weiter thalaufwärts und über das Gebirge an die Diemel, baute die von den Sachsen zerstörte Eresburg wieder auf und versah sie mit einer neuen Besatzung. Alsdann rückte er weiter gegen Morgen auf beiden Seiten der Diemel abwärts nach dem Weserthale. Dorten stieß er an einem Orte mit Namen Brunosburg (bei Höxter) auf die vereinigte Macht der Sachsen. Sie wollte ihm den Uebergang über den Strom wehren. Aber es war umsonst, sie wurde sogleich zum Weichen gebracht und mit großem Verlust

in die Flucht geschlagen. Ungehindert setzte der König über den Fluß und rückte mit einem Theile seines Heeres bis zur Ocker vor, einem rechtseitigen Nebenflusse der Aller, die sich bei Verden in die Weser ergießt. Dorten, an der Ocker, erschien einer der sächsischen Häuptlinge, Hessi, an der Spitze seiner Ostfalen vor ihm, und stellte die Geiseln, welche Karl verlangte, und leistete den Eid der Treue. Der Sieger wandte sich wieder rückwärts nach dem Buckigau oder Buchengau, wo heutzutage Buckeburg steht. Allda unterwarf sich auch Bruno, der Führer der Engern, mit den übrigen Großen seines Stammes und schwur Gehorsam und stellte Geißeln, wie die Ostfalen. Mittlerweile ward der andere Theil des fränkischen Heeres, der die Weser entlang geschickt worden war, an einem Orte mit Namen Hlidbecki (Lidbach westlich von Minden,) wo sie sich gelagert hatte, vom Feinde überfallen und erlitt einen schweren Verlust. Als das dem Könige gemeldet wurde, eilte er so rasch als möglich herzu, trieb die Sachsen in die Flucht und zwang nun auch die Westfalen zur Stellung von Geißeln. Mit reicher Beute beladen kehrte er in das Frankenland zurück.

Da erhielt er die Botschaft vom heiligen Vater, die ihn nach Italien rief zur Unterdrückung der Verschwörung von Friaul; und kaum hatte er auf dem Rückwege von dorten die Alpen wieder überschritten, als ihm die Nachricht zukam, die Eresburg sei von den Sachsen wieder genommen und die Besatzung derselben verjagt worden, die Sigburg habe nur ein glücklicher Ausfall bis jetzt vor dem gleichen Schicksale bewahrt. Ohne allen Aufenthalt — nur den gewohnten Reichstag hielt er unterwegs zu Worms — ohne allen Aufenthalt, wie er stand und ging, eilte Karl nach dem abtrünnigen Lande, und ohne irgend

Widerstand zu finden, gelangte er bis zur Quelle der Lippe. Dorten, bei Lippspring, schlug er ein Standlager, und nun erschien voll Bestürzung eine zahllose Menge Volks vor dem Manne des Schreckens und flehte um Gnade. Barmherzigen Sinnes', wie er war, verzieh Karl und begnügte sich mit dem Versprechen der Annahme der Taufe und mit einer neuen Bürgschaft durch Geißelstellung, gedachte aber doch des Wortes: „Vorsicht ist besser, denn Nachsicht," und stellte die Eresburg wieder her und versah sie mit einer stärkern Besatzung, denn die frühere gewesen, und legte eine neue Burg an der Lippe an, die Wiege des heutigen Lippstadt. Alsdann kehrte er nach Hause zurück und blieb den Winter über auf seiner Väter heimathlicher Burg Heristal an der Maas. Beim ersten Nahen des Frühlings aber (777) begab er sich von dorten nach Neumagen, feierte allda das Osterfest und zog sodann, weil er den trügerischen Versprechungen der Sachsen nicht traute, mit einem großen Heere wieder über den Rhein, um den allgemeinen Reichstag diesmal im Schooße des Sachsenlandes, in Padrabrun (Paderborn), abzuhalten. Und alle Großen des sächsischen Volkes erschienen auf demselben und gaben sich in seine Gewalt und verzichteten auf Freiheit und Vaterland für den Fall, daß sie noch einmal wider seine Gebote handeln sollten, und erhielten unter dieser Bedingung Verzeihung für ihren wiederholten Treubruch. Einer aber war nicht unter ihnen, Wittekind, die Seele aller Auflehnung gegen den allgewaltigen Sieger, er war zu Sivard, oder wie ihn die fränkischen Geschichtschreiber nennen, Sigfrid, dem Könige der Dänen entwichen, alldort einen neuen Aufstand anzubahnen und einzuleiten. Und ob auch Tausende und Tausende an diesem großen Tage sich taufen ließen,

so lange er sich nicht stellte und unterwarf, war Alles nur eitel Lug und Trug. Dessen ungeachtet aber erscheint dieser erste Reichstag auf sächsischem Grund und Boden als Geburtstag der sächsischen Kirche. „In dem sevenhundertsten und seven und seventigsten Jar na der Geborrde unsers Herrn Jesu Christi — lesen wir in einer deutschen Gedächtnißschrift aus dem spätern Mittelalter, dem Leben des heiligen Meinulf — wordt de Christen Gelove ersten angenommen von dem Sahsen Volke. Vnd tho dem ersten in dem Lande, dat nu Westfalen it geheiten, in der Stad, dar dat Water upspringt, dat men de Pader nöhmet, do quemen de Heren und de Oversten von dem Lande vnd entfangen dar ersten dat Sacrament der heiligen Döpe. In dem derten (dritten) Jar darna begunde König Karol tho buwen de ersten Kerken in der Stad, vnd beval sie tho bewarende dem Bischop tho Wirtzborgh, so lange dat he dar einen egen Bischop setten künde.“

Nach dem Schlusse des Reichstages zu Paderborn kehrte Karl nach dem Frankenreiche zurück und feierte Weihnachten auf dem Hofgute Dutciacum (Doucy an der Maas), Ostern aber zu Cassinoillum in Aquitanien (Chasseneuil, rechts der Garonne, unweit Agen). Es war nämlich auf jenem Reichstage unter Andern auch der Emir (Fürst) von Saragossa Ibn al Arabi vor ihm erschienen und hatte ihn um Hülfe gebeten wider den Kalifen (Herrscher) zu Cordova, mit dem Versprechen, den Frankenkönig sodann als seinen Lehensherrn anzuerkennen. Diesem lockenden Rufe gedachte nun Karl zu folgen und folgte ihm denn auch wirklich. Aber während er es that, während er im fernen Lande der Pyrenäen auf Eroberungen für sein Reich und das Reich Christi ausging, griffen die Sachsen auf den für sie nicht minder lockenden Ruf ihres zurückkehrenden

Wittekind wieder zu den Waffen und brachen mit Feuer und Schwert in die fränkischen Grenzen ein und verwüsteten alles Land bis an den Rheinstrom und auf dessen rechtem Ufer hinauf bis zur Mündung der Mosel und ließen ihre Wuth besonders an den Pflanzstätten des Christenthums, wie namentlich am Kloster des heiligen Suitbert, aus. Ihre Erbitterung, sagt die zeitgenössische Geschichtschreibung, war so groß, daß sie keinen Unterschied des Alters und Geschlechtes kannten, und daß man deutlich sah, wie sie nicht der Beute nachjagten, sondern der Rache. Der König erhielt die Nachricht von ihren Greuelthaten auf dem Rückwege von seinem spanischen Feldzuge in der Stadt Autesiodorum (Auxerre). Sogleich ließ er den Ostfranken und Alamannen den Befehl zugehen, gegen die Mordbrenner zu Felde zu ziehen. Er selbst aber entließ die Streitmacht, die er um sich hatte, und begab sich für den Winter nach Heristal. Mittlerweile rückte das aufgebotene Heer in Eilmärschen auf die Sachsen los, sie wo möglich noch auf fränkischem Gebiete zu erreichen. Aber diese hatten „ihre Sache bereits abgemacht“ und waren auf dem Heimwege begriffen. Die gegen sie ausgeschickten Völker jagten ihnen nach und trafen sie an der Eder im Hessengau, und mitten im Flusse hieben sie auf die Fliehenden ein und richteten ein Blutbad unter ihnen an, dem nur Wenige entkamen, die Kunde heimzubringen vom Untergange ihrer Brüder.

Mit dem Anfange des Frühlings (779) brach sodann der König von Düren aus, wo er den Reichstag gehalten hatte, wieder in Person nach dem Sachsenlande auf. Er setzte bei Wesel, an der Mündung der Lippe, über den Rheinstrom. Die Sachsen standen vier Stunden von dort bei Bocholt an der Aa und erwarteten ihn zum Kampfe. Sie wurden trotz der hartnäckigsten Gegenwehr geworfen

und in die Flucht geschlagen. Der Sieger zog sofort weiter durch den Koeswald und stieß in demselben noch einmal auf Widerstand, den ihm zwei Brüder, Roibart und Liutbert, Besitzer der Burg Ruitloin (Rotteln) entgegensetzten. Auch sie wurden geworfen, und der eine, Liutbert, starb an den Wunden, die er in der Schlacht erhalten hatte, der andere, Roibart, ließ sich taufen, ward sodann vom Sieger zum Grafen seines Gaues eingesetzt, und wirkte nun als solcher auf's Eifrigste für das Christenthum. Karl verfolgte seinen Weg weiter gegen die Weser und schlug allda ein Standlager bei Mediofulli (Fuhlen unweit Oldendorf). Hier erschienen die Engern und Ostfalen vor ihm und zitterten und schwuren Unterwerfung und stellten Geißeln, wie ihre Brüder, die Westfalen, bereits gethan hatten. Auf dieses wandte der Gewaltige um und kehrte über den Rhein zurück und begab sich nach der Stadt Worms in's Winterlager. Sobald es aber im folgenden Frühlinge (780) die Witterung gestattete, rückte er abermals mit großer Heeresmacht nach dem Sachsenlande, um dasselbe, nun er es unterworfen glaubte, bürgerlich und kirchlich zu ordnen. Er zog über die Eresburg nach den Quellen der Lippe und von da, nach einigen Rasttagen, die er auf zweckdienliche Anordnungen zur Beruhigung des Landes verwendete, nach der Weser und weiter durch den Bardengau an die Ocker. Dort erschienen auf seinen Befehl alle Sachsen aus den östlichen Gegenden, und eine große Menge derselben nahm zu Orheim die heilige Taufe. Von hier aus rückte er an die Elbe, schlug abermals ein Standlager, die Wiege des heutigen Wolmirstadt, an der Stelle, wo die Ohra in diesen Strom beifällt, und bemühte sich allda die Verhältnisse sowohl der Sachsen, welche diesseits, als der Slaven,

welche jenseits des Flusses wohnten, festzustellen, und „vertheilte das Land unter Bischöfe, Pfarrer und Aebte, auf daß sie darin predigen sollten und taufen.“ Das Jahr 777 war das Geburtsjahr der sächsischen Kirche gewesen, das Jahr 780 wurde das Geburtsjahr des sächsischen Staates, als eines dem Reiche Gottes, und seiner Verkörperung, dem Reiche Karls des Großen, einverleibten Theiles, das Geburtsjahr der sächsischen Staats- und Kirchenordnung.

Und nun schien denn wirklich auch Alles in der Ordnung zu sein, und die junge Pflanzung des Reiches Gottes versprach ein fröhlich Gedeihen unter den Händen von Glaubensboten, wie ein Sturm († 779) an der Diemel gewesen, ein Wiho an der Hase war, ein Willehad an der untern Weser, ein Bernhard und ein Liudger an der Ems wurde. Aber es war nur die Windstille vor dem Ausbruche eines Hochgewitters. Sie dauerte zwei Jahre lang. Zu Anfang des Sommers (782), sobald es hinreichend Futter gab, um mit einem Heere ausziehen zu können, setzte sich Karl wieder mit einer gewaltigen Streitmacht in Bewegung gegen das Sachsenland, aber nur wieder zur Abhaltung eines Reichstages in demselben. Er gedachte die im Jahre 780 auf seiner Rundfahrt getroffenen Anordnungen und Einrichtungen an Ort und Stelle von den versammelten Ständen besiegeln zu lassen und damit den Umsturz der alten und den Aufbau der neuen Verfassung und Regierung, die Aufhebung der urangestammten germanisch-sächsischen Volksherrschaft und die Einführung der neu gegründeten romanisch-fränkischen Königsherrschaft für das unterjochte Volk zu vollenden. So setzte er denn von Köln aus über den Rhein und zog hinauf nach dem Ursprung der Lippe und hielt allda das

gewohnte Maifeld. Und alle Freien des sächsischen Volkes erschienen auf demselben, nur Wittekind, die Seele des Volkes, fehlte wieder. Der große Hüter und Rächer der sächsischen Freiheit zog sich, so oft der fränkische Zwingherr nahte, in das Dickicht der jungfräulichen Binnenwälder des Landes, oder in seine Hinterhut zu den Dänen zurück. Karl vermißte ihn schmerzlich, aber er ließ sich nicht irre machen, er verkündigte die neue Ordnung der Dinge, welche dem Volke die Selbstregierung entzog, verhüllte jedoch diesen Freiheitsmord in die Maßregel, die neue Regierung aus Gliedern des einheimischen Adels zu bilden: der sicherste Weg zur Entzweiung und damit auch zur Entwaffnung und Knechtung der Nation. Die Nation fühlte auch, daß es ihr an's Leben ging, und vom Reichstage weg lief Ein Schrei des Entsetzens durch das ganze Land, und der kühne Franke hatte kaum die sächsische Grenze wieder im Rücken, als Wittekind aus seinem Verstecke hervorbrach und an die Spitze des Landsturmes trat. Zu gleicher Zeit fielen die Sorben aus ihren Wohnsitzen zwischen der Saale und Elbe in die Marken des fränkischen Reiches ein, und Karl bot auf diese Kunde die ost- oder mainfränkische und mit ihr auch die sächsische Streitmacht gegen sie auf. Aber die letztere, die noch vom Reichstage her unter den Waffen stand, sprach diesem Aufgebote, der bittern Erstlingsfurcht der neuen Verfassung, Hohn und empfing das anrückende Heer der Ostfranken, statt sich mit ihm zu vereinigen, auf der Nordseite des Süntelgebirges, dem sogenannten Dachtelfelde am rechten Ufer der Weser, mit vorgestreckter Lanze und umzingelte es und rieb es auf, und nun raste die Flamme des Aufruhrs wieder mit wilder Lust an allen Enden und Ecken. Von der Ostsee bis an den Rhein hinüber und von der Elbe bis tief in

das Frisenland hinein wurden alle Pflanzstätten und Pflanzungen des Christenthums verwüstet und zerstört, alle Prediger und Priester erschlagen oder verjagt, denn in ihnen erblickte man, wie wir wissen, die Hauptthebel der Unterdrückung, und auf sie vereinigte man denn auch den ganzen Nationalhaß gegen den fränkischen Namen.

Von der Wuth, mit welcher die Sachsen über diese vermeintlichen Werkzeuge ihres neuen Zwingherren herfielen, und von der Entrüstung, die mit der Kunde davon über diesen kommen mußte, mag man sich einen Begriff aus dem Blutbade bilden, das sie, um nur an das eine Beispiel zu erinnern, in und um Bremen unter den fränkischen Christen anrichteten, und von dem wir uns im Leben des heiligen Willehed erzählen ließen. Zornentflammt eilte der große Frankenherrscher mit seiner Heeresmacht nach dem Sachsenlande, berief sämmtliche Großen desselben vor sich und forschte nach den Häuptern der Empörung. Wie nun alle den furchtbaren Wittekind als Anstifter nannten, ihn aber nicht ausliefern konnten, weil er bereits wieder zu den Normannen geflüchtet war, ließ er nicht weniger denn 4500 seiner Krieger zu Ferdi (Verden), am Zusammenflusse der Weser und Aller, an Einem Tage enthaupten. Und wieder hallte ein Schrei des Entsetzens durch das ganze Land, und kaum hatte sich der königliche Blutrichter über den Rhein zurückgezogen, um in Dietenhofen Winterlager zu halten, als sich der gesammte Landsturm zum letzten, entscheidenden Kampfe rüstete. Mit dem Anbruche des Frühjahrs 783 rückte Karl wieder in's Land und warf sich bei Theotmelli (Detmold, links der Weser zwischen Paderborn und Minden) auf die vereinigte Streitmacht der Sachsen, zog sich aber nach langem hartnäckigem

Kampfe vom Schlachtfelde zurück nach Paderborn, um allda erst Verstärkung aus dem Frankenlande abzuwarten. Aber auch die Sachsen machten eine rückgängige Bewegung, nach der Hase, und zogen dort ihre letzten Kräfte vollends an sich. Die erwartete Verstärkung traf nach Verfluß eines Monates ein, und nun rückte Karl wieder auf den Feind los und forderte ihn von Neuem heraus zur offenen Feldschlacht. Die göttliche Weltordnung entschied dieselbe für ihn. Eine zahllose Menge von den Sachsen blieb todt auf dem Platze oder fiel in Gefangenschaft, und wehrlos lag das ganze Land dem Unüberwindlichen offen, und er trat wieder eine Rundfahrt durch dasselbe an, furchte aber diesmal seinen ganzen Weg, von der Hase über die Weser bis an die Elbe und von da wieder zurück bis an die Rheingrenze durch Feuer und Schwert zur Wüste. Er schien sein Wort lösen, er schien das Sachsenvolk ausrotten zu wollen. Und doch hatte soeben erst der Tod eine mahnende Einkehr in seinem eigenen Hause genommen. Seine ihm so theure Gemahlin, die edle Hildegard, war am letzten des Ostermonats (783) gestorben, und seine hochverehrte Mutter, die fromme Königin Mutter Bertrada, war ihr am vierten des Heumonates in die lohnende Ewigkeit nachgefolgt. Aber der große König war zu tief in die Geschäfte der Welt verstrickt, um in ihrem übertäubenden Kriegslärm noch die Stimme des Herrn zu verstehen, und es ist ein Erfahrungssatz aus den geheimnißvollen Tiefen des menschlichen Herzens, daß es der häusliche Kummer mit Bitterkeit füllt und dadurch zur Grausamkeit hinführt. War es auch dem großen Sieger zuweilen fast, als hätte er durch seine Blutthat an der Aller die Rache des Himmels, insbesondere den Tod der beiden Wesen, die ihm wie liebende und geliebte Schutzengel zur

Seite gestanden, auf sich herabgerufen, so glaubte er eben um dessentwillen selbst wieder Rache an Denjenigen nehmen zu müssen, die jene Blutthat gegen sich herausgefordert hatten, und er dachte hiebei nicht nur in seinem vollem Rechte zu sein, sondern auch ganz nach seiner Pflicht zu handeln, dieweil er, wie den König von Gottes Gnaden, so auch den Richter an Gottes Statt in sich erblickte, und sein Endzweck der höchste und heiligste war, den es für ihn geben konnte, die Befreiung des unglücklichen Volkes aus den Banden der Hölle und die Mehrung des Reiches Christi. In diesem innern Zwiespalt wandelte er, wie die meisten Eroberer, wie namentlich sein Nachbild, Napoleon I., ein geheimer Bekenner des Islam, am Rande des Fanatismus einer- und des Fatalismus andererseits, den Blutweg, welchen er eingeschlagen, noch eine Zeit lang fort. Er wiederholte schon im nächsten Frühjahre seine verheerende und zerstörende Rundfahrt und trug diesmal seine Brandfackel durch Gaue, die er das letzte Mal verschont hatte, bis zu der Burg Skahninge (Schöningen an der Meißau) im heutigen Braunschweig. Sein Sohn Karl, der Heldenjüngling, begleitete ihn, wie immer, blieb aber, während der Vater von Hukulbi (Hockeleve, oder mit neuerem Namen Petershagen, unterhalb Minden) aus nach den Grenzen Thüringens hinzog, um besonders die Ebenen an der Saale heimzusuchen, auf der linken Seite der Weser zurück und lieferte im Draingau zwischen der Lippe, Stever und Gleim, einer sächsischen Heeresabtheilung, auf welche er stieß, ein glückliches Reitertreffen. Zwei Führer derselben, Boso und Bardo, sollen sich dem dreizehnjährigen Sieger ergeben, die Taufe empfangen und zum Dank für ihre Bekehrung das Kloster Liesborn gegründet haben. Mittlerweile

war Karl der Große von seinem Verheerungszuge wieder an den Rhein zurückgekehrt, und der Sohn brachte ihm die freudige Kunde von seinem Siege nach Worms, und alsobald rückte der König, durch diesen letzten Widerstand von Neuem herausgefordert, mit neuer Heeresmacht wieder in das unglückliche Land und lagerte sich mit derselben vor die sächsische Veste Skiderburg (Schieder an der Emmer, in der Gegend von Pyrmont) und begab sich, nachdem er dieselbe genommen, wie immer, wieder die Brandfackel in der Hand, nach der Eresburg in's Winterlager, und ließ sogar seine neue Gemahlin Fastrada und seine ganze Familie dahin kommen, zog aber, während er diese unter dem Schutze einer starken und zuverläßigen Besatzung in der Veste zurückließ, mit einem Theile der Mannschaft aus zur Verwüstung der Felder und zur Plünderung der Gehöfte und Ortschaften. Und also hauste er sowohl in Person, als auch durch seine Untergebenen den ganzen Winter hindurch wie ein Mordbrenner in allen Theilen des Landes und suchte die eben so unschuldige als unglückliche Bevölkerung durch alle Arten von Schrecken mürbe zu machen; und endlich als er dieses Ziel erreicht zu haben glaubte, bot er ihr (im Frühlinge des Jahres 785) zu Paderborn, auf dem dritten Reichstage, den er im Sachsenlande hielt, endlich den Frieden, aber nur mit der einen Hand, mit der andern reichte er ihr als Bedingung desselben ein Blutgesetz, das jedem Einzelnen den Uebertritt zum Christenthum bei Todesstrafe gebot und — ein schneidender Gegensatz gegen die Milde des alten germanischen Rechtes, wornach Alles durch Geld gesühnt werden konnte — überhaupt kaum noch eine andere Strafe kannte, als den Tod.

Damit setzte der große König-Apostel dem Schrecken,

den er zum Haupthebel seiner Glaubenspredigt machte, die Krone auf, steckte ihm aber auch das Ziel und gedachte die weitere Entwicklung der blutgedüngten Pflanzung dem stillen Wirken des göttlichen Wortes und des heiligen Geistes zu überlassen. Er legte das Schwert in die Hand des Gesetzes und der Priesterschaft und sprach: „ich habe das Meine gethan, thut Ihr das Eure." Zuvor aber nahm er, um der Predigt des Wortes den Weg zu öffnen und den Rücken zu decken, selbst noch ein priesterliches Werk in Angriff, die Bekehrung Wittekind's, des Hauptes aller Auflehnung wider seine und des Kreuzes Herrschaft. Er zog von Paderborn weg nach dem Bardengau, an das linke Ufer der untern Elbe, ließ ihn und seinen Freund Alf, den Ostfalenführer, die sich jenseits des Stromes bei den noch nicht unterworfenen Nordalbingern verborgen hielten, zu einer Besprechung auffordern und gelobte ihnen Straflosigkeit und gestand ihnen die Geißeln zu, die sie sich für ihre Sicherheit ausbedungen, wartete aber den Erfolg der Unterhandlung nicht an Ort und Stelle ab, sondern begnügte sich einstweilen mit der Aussicht auf ein glückliches Ergebniß, kehrte, ohne die Brandfackel wieder zur Hand zu nehmen, über den Rhein zurück und schickte von Attiniacum (Attigny an der Aisne, zwischen Rheims und Sedan) aus, wo er den Winter zuzubringen und das Maifeld von 786 zu halten gedachte, den beiden Sachsenhäuptlingen durch einen seiner Großen mit Namen Adalwin die versprochenen Geißeln mit der Einladung, ihn auf der genannten Pfalz zu sehen, als dem geeignetsten, weil dem verschwiegensten, Platze zu der vorgeschlagenen Besprechung. Und sie folgten der Einladung und besprachen sich mit ihrem Feinde, und diese Besprechung machte sie zu seinen Freunden, und sie

unterwarfen sich seiner Herrschaft und unterwarfen sich der Herrschaft des Kreuzes und ließen sich taufen, und Karl selbst ward ihr Pathe und ward ihr Freund und schickte in der Freude seines Herzens einen Gesandten nach Rom mit der frohen Botschaft und ersuchte den heiligen Vater, in allen Kirchen ein Dankfest zu feiern, und meldete auch einem andern Freunde, den er hoch schätzte, dem Könige Offa von Mercien, für den als Angelsachsen die Bekehrung seiner deutschen Brüder besonders erfreulich sein mußte, „daß Wittekind und Alf und beinahe das gesammte Volk der Sachsen das Sakrament der Taufe genommen hätten und hinfort dem Herrn Jesu Christo dienen würden.“ Und es war also und es wurde also. Die beiden Häuptlinge und das gesammte Volk der Sachsen wurden dem neuen Glauben so hold und so treu, doch das letztere erst, nachdem es sich in der Aufreibung erneuert hatte, als sie dem alten gewesen. Aber mit der neuen Verfassung und Regierung mochten sich die beiden Helden nicht befreunden, sie hielten fest an der alten Freiheit und verschmähten jede Betheiligung an der neuen Zwingherrschaft. Nicht so der übrige Adel des Landes. Karl der Große föderte ihn durch Vorrechte und Einkünfte, die er ihm auf Kosten der Gemeinfreien verlieh, und drückte diese dadurch in den Stand der Lazzen herab und spaltete die Nation in zwei feindliche Lager und machte das Wort des Dichters zur That:

„Aus dem Lande die Freiheit verschwunden ist,
Da gibt's nur Herren und Knechte.“

Er machte die Beamten des Volkes zu Beamten des Königs und verpflichtete die Gaugrafen auf die neue Verfassung, insbesondere auf die fränkische Gerichts- und Heerordnung, die der geneigte Leser weiter unten noch be-

sonders kennen lernen wird, und stellte ihnen als Hüter und Wächter derselben seine Geistlichen zur Seite und gab sie unter die Oberaufsicht seiner Sendboten, und wo sich Einer dem nicht fügen wollte, setzte er aus seiner königlichen Machtvollkommenheit, d. h. ohne das Volk darum zu fragen, einen Andern an dessen Stelle, der gefügiger war, und knüpfte ihn mit allen Banden an das fränkische und insbesondere noch an das karolingische Interesse, und schuf sich auf diesem Wege eine Aristokratie aus dem eingeborenen Adel, die ihm bessere Dienste leistete, als ihm fränkische Großen hätten leisten können, wenn er die Verwaltung und Regierung des unterjochten Landes in deren Hände gegeben hätte. Die Gemeinfreien und Halbfreien beraubte er des väterlichen Erbes, wenn sie dasselbe nicht durch besondere Unterwerfung und Hingebung erkauften, und bestimmte für die Zukunft, daß jedesmal nach dem Tode eines Grundbesitzers dessen Sohn oder sonstiger Erbfolger die Einsetzung in das Erbe bei den Amtleuten des Königs nachsuchen mußte: eine Verordnung, die erst Ludwig der Fromme wieder aufhob. Die Volksversammlungen, also namentlich die Gau- und Landtage stellte er ganz und gar in die Hand seiner Beamten, er verbot, wie sich der Reichstagsschluß von 785 ausdrückt, allen Sachsen, „auf allgemeinen Versammlungen zu tagen, wenn sie nicht sein (des Königs) Sendbote auf seinen Befehl zusammengerufen.“ Im Uebrigen aber hielt er sich mit seinen Einrichtungen so viel als immer möglich an das Bestehende. Er blieb bei der Eintheilung des Landes nach Stämmen und Gauen und ließ jedem Gau seinen Grafen, nur stellte er ihm, wir wir gesehen haben, einen kirchlichen Beamten zur Seite, aber mehrere Gaue führte er auch wieder in Kreise zusammen und

stellte an die Spitze eines solchen Kreises einen weltlichen und einen geistlichen Vorstand, hütete sich aber, denselben Titel beizulegen, die den Sachsen neu waren und verhaßt. So faßte er die mittlern Gaue des Landes Westfalen zusammen und stellte sie in weltlicher Beziehung unter den Grafen Egbert als einen Kreishauptmann, und vermählte diesen mit einer Anverwandten seines Hauses, angeblich einer Enkelin Karl des Hammers, der heiligen Ida. So faßte er auch sechs Gaue an der untern Weser, Wigmode, Leri, Riustri, Osterga, Nordendi und Wanga in einen Kreis zusammen und stellte sie in geistlicher Beziehung unter die Obhut des heiligen Willehad. Es war dies die Gründung des Bisthums Bremen. Aber sieben Jahre lang leitete der genannte Glaubensprediger dasselbe, ehe er zum Bischofe geweiht wurde. Die Sachsen konnten den Titel „Bischof" nicht hören, denn sie erblickten in Demjenigen, der denselben trug, nicht mehr den geistlichen Oberhirten, sondern nur den fränkischen Staatsbeamten, das Werkzeug ihrer Unterdrückung.

Zwei Bisthümer oder wenigstens Bisthumstheile fand Karl der Große im Sachsenlande schon vor: Cöln und Mainz. Sie zogen sich den südlichen Saum desselben entlang und berührten einander zwischen den Quellen der Lippe und Diemel im Hessengau, dessen östliche Hälfte, die rechten Ufer der Erge, Twiste und Diemel bis zur Weser und Fulda, noch in die sächsischen Marken fiel. Beide Bischofstühle hatten schon in früherer Zeit, da die Sachsen noch nicht über die Weser vorgedrungen waren, ihr Wirken bis an die Grenzen dieses Volkes ausgedehnt, den Baum des Lebens namentlich nach Boroctragau, dem Lande der kleinen Bructerer, zwischen Ruhr und Lippe gepflanzt, und der Glaubenspredigt einen ständigen Heerd

in der darin gelegenen Ortschaft Soest errichtet, die Wiege der dortigen Patrokluskirche, worin man noch heute ein wunderthätiges Bild, den „großen Gott von Soest", zeigt, angeblich ein Pathengeschenk Karls des Großen an Wittekind. Der ganze Süden des Westfalenlandes, die Heimath der alten Bructerer, war also schon seit langer Zeit dem Gebiete der christlichen Kirche einverleibt, aber die heidnischen Sachsen hatten mit dessen Wegnahme das Christenthum dort wieder ausgerottet, und es bedurfte nun einer neuen Pflanzung desselben. Karl der Große übernahm sie und gründete der Predigt neue Heerde in den Burgen, die er in diesen Strichen eroberte oder anlegte, wie Sigburg an der Ruhr und Lippstadt an der Lippe, stellte sie aber nach der alten Ordnung der Dinge unter den Bischof von Cöln. Einen weitern Heerd für die Seelsorge dieses Theiles von Westfalen gründete Liudger auf der westlichen Grenze desselben mit seinem Kloster Werden am linken Ufer der Ruhr. In geringer Entfernung davon, am oder ursprünglich im Rheine, lag Kaiserswerth, ein schon gegen Ausgang des siebenten Jahrhunderts von Suitbert, dem Apostel der Bructerer angelegtes Kloster; seine Wirksamkeit ragte ebenfalls noch in den Westen und Süden des Westfalenlandes herein. Die Errichtung einer Kirche zu Dortmund fällt erst nach den Tagen Karl's des Großen; es ist bloße Dichtung, gestützt auf eine falsche Urkunde vom angeblichen Jahre 789, daß Karl einen gewissen Grafen Trutmann zum Kreisrichter über den Süden des Westfalenlandes, und zwar „zum besonderen Schutze der Glaubenspredigt" eingesetzt habe, und entsprungen aus dem alten Namen der Stadt Throtmannia, Trutmanni villa, Trutmannsstadt. Die Geschichte weiß hievon nichts, und es

ist wieder bloße Dichtung, wenn man auf diesen völlig unbekannten Trutmann den Ursprung der westfälischen Freigerichte zurückführt.

Der südliche Theil von Engern und Ostfalen mit Einschluß des Nordthüringgaus war von Alters her dem Bisthum Mainz zugetheilt. Dieser Stuhl hatte seine Predigt namentlich bis in das Land zu beiden Seiten der obern Leine, von der Weser bis zum Harz, ausgedehnt, und ohne Zweifel hatte dort hauptsächlich Bonifacius gewirkt. Aber auch hier mußte die Pflanzung erneuert werden. Karl der Große übertrug diese Erneuerung dem Nachfolger des Apostels der Deutschen auf dem Abtstuhle von Fulda, dem heiligen Sturm, und gründete demselben einen stehenden Heerd in der Eresburg, überwies denselben aber nach Sturm's Tode (779) an den Stuhl von Würzburg, dem er viele seiner sächsischen Geißeln zur Heranbildung zu Glaubensboten für ihr Vaterland in die Schule gab. Ueberhaupt liebte er es, die Missionsherde und Kirchen, die er unter den Ungläubigen errichtete, an gesicherte Pflanzstätten des Christenthums unter den Gläubigen zu überweisen. So gab er die Gegend von der untern Aller zur Elbe, das nachmalige Bisthum Werden, an das zum Sprengel von Würzburg gehörige Kloster Amorbach im Odenwalde, und die Grenzstriche gegen das Frisenland, das Ems- und untere Wesergebiet, wenn auch nicht unmittelbar an das frisische Bisthum Utrecht, so doch an Männer, die von demselben gesandt waren, wie die Gegend an der obern Ems, die Wiege des Bisthums Münster, an einen Abt des von dem frisischen Glaubensprediger Suitbert gegründeten, aber wie wir so eben gesehen haben, zum Sprengel von Cöln gehörigen Klosters Kaiserswerth, mit Namen

Bernhard, und nach dessen Tode an den unmittelbar von Utrecht gesandten frisischen Heilsboten Liudger, die Gegend an der Hase, für welche er das Bisthum Osnabrück, ursprünglich Ase- oder Hasebrück oder -burg gründete, an einen andern Schüler von Utrecht, mit Namen Wiho, die Gegend an der untern Weser, für welche er das Bisthum Bremen errichtete, an den gleichfalls von Utrecht gesandten Willehad, die Gegend an der Ocker, zwischen dem Harz und der Elbe, den Nordthüringgau, für welchen er das Bisthum Halberstadt errichtete, wieder an Liudger, besonders aber an das von demselben auf der sächsischen Grenze im Sprengel von Cöln errichtete Kloster Werden an der Ruhr.

Im Ganzen theilte Karl der Große das Sachsenland in zehn Missionssprengel, von denen neun, und zwar noch größtentheils zu seinen Lebzeiten und von ihm selbst zu selbstständigen Bisthümern erhoben wurden. Dieselben bestanden: 1) aus dem Süden des Westfalenlandes bis zur Lippe, zur Diöcese Cöln gehörig, 2) dem Gebiete der obern Ems, mit dem Hauptherde Münster an der Aa, 3) dem Gebiete der Hase mit dem Hauptherde Osnabrück, 4) dem Gebiete der Diemel mit den Hauptherden Eresburg und Paderborn, welch' letzteres zum Bischoffitze erhoben wurde, 5) dem Gebiete der mittlern Weser mit dem Hauptherde Minden an der Weser, 6) dem Gebiete der untern Aller mit dem Hauptherde Werden am Einflusse der Aller in die Weser, 7) dem Gebiete der untern Weser mit dem Hauptherde Bremen an der Weser, 8) dem Gebiete der Ocker und Ohra mit dem Hauptheerde Halberstadt, 9) dem Gebiete der Leine mit den Hauptheerden Elze und Hildesheim, welch' letzteres Bischofssitz wurde, 10) dem Gebiete jen-

seits, d. h. rechts der untern Elbe oder Nordalbingen, mit dem Herde Hamburg. Untersuchungen anzustellen über Jahr und Tag der Erhebung dieser Missionsherde zu ordentlichen Bischofssitzen ist ein eitel und zwecklos Bemühen. So viel steht indessen fest: der dem Bisthum Cöln zugetheilte Missionssprengel, der Süden des Westfalenlandes, wurde nie, die Sprengel von Hildesheim und von Hamburg erst von Karl's des Großen Sohn und Nachfolger, Ludwig dem Frommen, zum besonderen Bisthum erhoben, obwohl die beiden letzteren schon von Anfang an dazu bestimmt waren, und des vorletzten Wiege die Kirche der benachbarten Ortschaft Elze, wirklich noch von Karl selbst errichtet wurde. Somit hätte es mit der gewöhnlichen Angabe, daß Karl der Große acht Bisthümer im Sachsenlande gegründet, der Hauptsache nach seine Richtigkeit. Viere derselben, Bremen, Minden, Osnabrück und Münster, die beiden erstern zu Westfalen, die beiden letztern zu Engern gehörig, wurden dem Erzbisthum Cöln, die vier übrigen, Werden, Paderborn-Hildesheim und Halberstadt, die beiden erstern wie der zu Engern, die beiden letztern zu Ostfalen gehörig, und zwar Hildesheim, das alte Ostfalen im engern Sinne, Halberstadt den erst später hinzugekommenen Nordthüringgau umfassend, dem Erzbisthum Mainz einverleibt. Die Kirche von Hamburg, von Karl dem Großen zum Missionsherde für den Norden des Sachsenlandes, das Volk der Nordalbinger, bestimmt und einem Priester mit Namen Heridax übergeben, den ohne Zweifel Trier gesandt, dessen Oberhirte Amalhar die Kirche einweihte, stellte sein Sohn Ludwig mit ihrem Sprengel zur Hälfte unter Werden, zur Hälfte unter Bremen, erhob sie aber bald darauf zum eigenen Bisthum und mit Bremen

vereinigt zum Erzbisthume für den Norden der gesammten Germanenwelt, also insbesondere auch für Skandinavien. Wir werden das Nähere davon im Leben des h. Anskar vernehmen.

Die Ueberweisung der Missionsherde an ältere Kirchen hatte den doppelten Zweck, der Glaubenspredigt sowohl den Rückhalt als den Unterhalt zu sichern. Allein die Bedürfnisse des undankbaren Neubruches verlangten mehr. Der große König-Apostel griff deßhalb noch zu dem bedenklichen Mittel, dem ohnedies schon so schwierigen Volke die ihm noch nie erhörte Last des Zehnten aufzulegen zum Unterhalte von Beamten und Anstalten, in denen es immer noch bloß die verhaßten Werkzeuge seiner Unterdrückung erblickte. Er bestimmte im Reichstagschlusse von 785: „daß alle Sachsen den zehnten Theil ihres Vermögens und ihrer Arbeit den Kirchen und Priestern geben, die Adeligen, die Freien und die Lazzen, nach dem, was Gott einem jeden derselben verliehen.“ Die Gemeinfreien wurden dadurch zu Halbfreien herabgedrückt, die Halbfreien aber doppelt besteuert, die Edelinge jedoch, um sie desto eher zu ködern und vom Volke loszureißen, auf dem Wege außerordentlicher Gnade größtentheils der verhaßten Bürde entlastet, und damit der Zwiespalt und mit ihm die Unterjochung der Nation vollendet. Die Drachenzähne schossen zu der üppigen Saat empor, die zum Stellingabund und zum Bauernkrieg reifte.

Beides bereits im Herzen gieng das sächsische Volk, erbittert einerseits über das Christenthum, das ihnen von ihren Todfeinden, den Franken, aufgezwungen wurde, andererseits über ihren eigenen Adel, der sich zum Werkzeuge derselben hergab, von dem Reichstage zu Paderborn aus einander, und wie nun gar vollends die Kunde

vom Abfalle Wittekind's und Alf's einlief, knirschte es mit den Zähnen und kochte Rache im Herzen, wie in einem luftdicht verschlossenen Gartopf, und sieben Jahre lang war Ruhe, dumpfe Ruhe im Lande. Die Priester und Prediger hatten Allem aufzubieten, die blutübergossene Pflanzung im Wachsthum zu erhalten und zu fördern. Karl der Große hatte ihnen nur den Boden erobert, aber demselben zu gleicher Zeit alle Empfänglichkeit und Triebkraft entzogen. Es gehörten Heilige dazu, wie Willehad, Liudger u. A., deren Leben und Wirken wir besonders geschildert finden, um nur wieder gut zu machen, was er böse gemacht hatte. Das Schwert des Unterdrückers bewährte sich als einen höchst unglücklichen Apostel. Der Nachfolger des Apostelfürsten, der heilige Vater zu Rom, und Karl's großer Cultminister, der große Staatsmann Alkuin, hatten es ihm sattsam vorausgesagt, und sie versäumten keine Gelegenheit ihm die dringendsten Vorstellungen über die Verkehrtheit seines Verfahrens zu machen; aber es war gerade als huldigte der große Karl, von seiner Größe geblendet, dem Grundsatze aller Zwingherren: „Also will und befehl' ich's, mir gilt statt des Grundes der Wille.“

Im Jahre 793, wie er einen neuen Feldzug gegen die Avaren eröffnete und gerade im Begriffe stand, in Person wieder nach Pannonien zu ziehen, erhielt er die Nachricht, daß die Truppen, welche der Ripuariergraf Theodorich, sein Anverwandter, durch Frisland geführt, im Riustrigau an der Weser von den Sachsen verrathen und aufgerieben worden seien. Auf diese Kunde hin gab er den Zug gegen die Avaren auf und beschloß auf dem folgenden Reichstage, zu Frankfurt, im Frühjahre 794, einen Kriegszug gegen die in völliger Empörung begriffenen

Sachsen. Er rückte mit der einen Hälfte seines Heeres von Frankfurt aus nordwärts, sein Sohn Karl mit der andern über den Rhein und von Cöln aus ostwärts in ihre Grenzen. Die Sachsen lagerten auf dem Sinotfelde oder Sendfelde, südlich von Paderborn, und erwarteten den König alldorten zur offenen Feldschlacht. Aber sie besannen sich noch bei Zeiten eines Besseren, die Gemeinfreien und Lazzen standen allein, der Adel verweigerte die Betheiligung am Kampfe: da sank ihnen der Muth, und sie gaben sich ohne Schwertstreich in die Gewalt des Gewaltigen und gelobten mit einem Eidschwur Unterwerfung und Treue und stellten Geißeln. Allein Karl begnügte sich diesmal nicht mehr mit der bloßen Geißelstellung, er griff zu einer entschiedenern und entscheidendern Maßregel, er fing an ganze Massen der Bevölkerung zur Verpflanzuug in das Innere seines Reiches wegzuführen. Aber was war die nächste Folge davon? Nur eine Steigerung des Ingrimmes, durch die er selbst das Gewonnene wieder auf's Spiel setzte.

Der Longobardenkrieg rief alle südöstlichen, der Sachsenkrieg alle nordöstlichen Grenzvölker des Frankenreiches zu den Waffen; Karl glaubte das Vorwerk abschneiden zu müssen und legte dem hartnäckigen Volke, dessen Unterjochung von ihm beschlossen war, seinen rechten Arm in den Rücken. Dort saßen in der Richtung von Norden nach Süden, von der Ostsee an nach einander: hinter den Nordalbingern, welche die jetzigen Gebiete von Holstein, Hamburg und Lübeck inne hatten, die Abotriten im heutigen Meklenburg; hinter den Ostfalen und zwar den Nordthüringern die Linonen und Smeldinger, kleinere Völkerschaften, sonst zu den Wilzen gerechnet, zu denen sie hielten, erstere im südwestlichen, letztere neben ihnen im südöstlichen Meklenburg, und die Wilzen oder

Welataben in der nachmaligen Mark Brandenburg; hinter den Thüringern die Soraben oder Sorben in der östlichen oder überelbischen Hälfte des heutigen Königreichs Sachsen, und hinter diesen und den Ostfranken im Böhmerlande, die Czechen, sämmtlich Slavenvölker, die dann weiter hinab an die Avaren stießen, die östlichen Nachbarn der Bayern. Die Abotriten nun ergriffen die Freundeshand, welche ihnen Karl der Große entgegenstreckte, die übrigen der genannten Slavenvölker aber, obgleich anderthalb Jahrhunderte zuvor, wie der geneigte Leser sich erinnert, durch einen geborenen Franken, den uns bekannten Samo, zu Einem Reiche vereinigt und in freundschaftliche Beziehungen zu den Franken gesetzt, wiesen diese Hand von sich und ergriffen jede Gelegenheit zu feindlichen Einbrüchen in die Reichsgrenzen. Ihre Unterwerfung wurde für Denjenigen, der das Sachsenland behaupten wollte, zum dringendsten Bedürfnisse. Karl erkannte das und rückte im Jahre 789, da er die Sachsen vom Schrecken gelähmt wußte, unterhalb des Einflusses der Havel über die Elbe und durchzog mit Alles niederwerfendem Ungestüm das Land der Wilzen verwüstend nach allen Richtungen, und unterwarf sich dasselbe bis zur Ostsee und zur Oder, und legte damit den Grund zur Mark Brandenburg und zum ganzen nachmaligen Königreich Preußen.

Die Sachsen lehnten sich nunmehr nur noch im Norden an eine Bevölkerung, die den Franken noch nicht unterworfen war, und immer tiefer sahen sie die Möglichkeit in den Hintergrund treten, sich je wieder aus der erdrückenden Umarmung herauszuwinden. Aber wenn der Hoffnung die Wehr aus der Hand sank, griff die Verzweiflung nach derselben und schlug in ihrer blinden Wuth links

und rechts zugleich um sich. Karl hatte im Jahre 794 den Sachsen kaum wieder den Rücken gekehrt, als sie von Neuem über seine Pflanzungen herfielen. Zornentbrannt rückte der Gewaltige im Frühjahre 795 von seinem der Stadt Mainz gegenüber gelegenen Hofgute Cuffesstein (Kostheim) am Main, wo er diesmal den Reichstag gehalten, mit seinem Heere in ihr Land und durchzog es wieder mit der Brandfakel in der Hand, aber vorläufig noch in gerader Linie, bis Bardewyk, wohin er seine Bundesgenossen, die Abotriten, entboten hatten. Die Sachsen aber legten sich auf diese Kunde mit einem Hinterhalte dazwischen und fielen über die Abotriten her, und erschlugen ihren König Witzin, wie er eben mit seiner Mannschaft über die Elbe setzte. Als nun Karl auf dem bezeichneten Sammelplatze eintraf, fand er statt des slavischen Zuzuges nur die Spuren von dessen Vernichtung. Auf's Aeußerste erbittert trug er seine Brandfakel nun wieder rings durch das ganze Sachsenland und führte die Bevölkerung wieder massenweise mit sich fort, zugleich aber ordnete er die Befestigung der Elblinie an und stellte eine Reihe von Burgen zwischen die Lande der Sachsen und Slaven, um einerseits die Abotriten sicher zu stellen, andererseits die Wilzen und Sachsen im Zaume zu halten. Zu diesen Grenzvesten gehörten namentlich Hochbucki, Hohbuoki auf dem noch jetzt sogenannten Hobecker Berg links an der Elbe im heutigen Patrimonialgerichte Gartow, oder das jetzige Buchberg in der Nähe des Einflusses der Lille in den Elbstrom, und die Magadeburg, das heutige Magdeburg, auf dem linken Elbufer unterhalb der Mündung der thüringischen Saale. Er versah dieselben mit starken Besatzungen und diese Besatzungen stellte er hauptsächlich unter den Schutz des

Schreckens. Von 793 an setzte er die Verwüstungszüge nach der untern Elbe wieder auf seine Jahresordnung. Im Jahre 797 rückte er mit der Brandfakel in der Hand bis in die Landschaft Haduloha (Hadeln), zwischen den Mündungen der Elbe und Weser, und zog, nachdem er bereits nach Aachen zurückgekehrt war, noch einmal im November desselben Jahres mit ungeheurer Heeresmacht in das bereits zur volkleeren Wüste gewordene Land, schlug ein Standlager auf am Einflusse der Diemel in die Weser, die Wiege des noch jetzt sogenannten Herstelle, vertheilte aber das Heer, welches er mit sich führte, über das ganze Land in die Winterquartiere und ließ es in denselben und blieb selbst im Lande bis nach Ostern 798. Da brachen die Nordalbinger los, die allein noch athmen konnten, und erschlugen die königlichen Sendboten, welche zu ihnen gekommen waren, um Recht zu sprechen, und mit ihnen auch einen Gesandten, mit Namen Gottschalk, welchen Karl etliche Tage zuvor an die Dänen geschickt hatte, und der nun auf dem Rückwege von ihnen begriffen war, und zogen mit Heeresmacht gegen die Abotriten, wurden aber von diesen bei Schwante an der Warnow, südlich von Rostok, blutig zurückgewiesen, Karl aber entwaffnete mittlerweile alles Volk zwischen der Weser und Elbe auf dem alten gewohnten Wege des Schreckens und schickte im folgenden Jahre (799) seinen Sohn Karl zu den Nordalbingern, Rechnung zu halten mit ihnen, während er selbst die Angelegenheiten des ganzen Sachsenlandes zu Paderborn wieder in seiner Weise, doch zur Abwechslung auch einmal wieder auf dem Wege der Güte, ordnete.

Und nun war Frieden im ganzen Lande, tiefer Frieden, denn das ganze Land war zum Friedhofe geworden,

nur jenseits der Elbe unterhielt die Berührung mit dem unbezwungenen und unbezwinglichen Dänenvolke noch eine letzte Lebensspur in der ungeheuern Leiche des Sachsenvolkes. Der große Franke konnte seinen „ehernen Degen“ getrost in andere Länder tragen, um die blutigen Lorbeeren, die er im Vertilgungskampfe gegen den letzten Ueberrest des Germanenthums errungen hatte, am entgegengesetzten Ende seines Reiches zur römischen Kaiserkrone flechten zu lassen. Aber nach dem glaubte er auch noch die letzten Zuckungen der furchtbaren Sachsenleiche unterdrücken zu müssen und ließ im Jahre 802 das Gebiet der Nordalbinger durch ein Heer verwüsten, das er im Sachsenlande selbst ausgehoben hatte aus der neuen Bevölkerung, die er in demselben angesiedelt: eine Maßregel, welche nur durch die nun vollendete Vernichtung der Nation ermöglicht war, und eben diese Vernichtung vollends besiegeln sollte. Zwei Jahre darnach, zu Anfang des Sommers 804 rückte er zum letzten Male mit einer Kriegsmacht in das umgebrochene Land und hielt seinen Reichstag wieder einmal zu Lippspring. Von dort aus rückte er abwärts nach der Elbe und schlug ein Standlager bei Holdenstad (Hollenstadt, südlich von Harburg), um dort einerseits seine letzten Maßregeln rücksichtlich der nun völlig unterworfenen Sachsen zu nehmen und die Verhältnisse der ihnen benachbarten Slaven zu ordnen, andererseits ein Abkommen mit den Dänen zu treffen. Er riß zur Krönung seines Vertilgungswerkes noch einmal zehntausend Mann mit Weib und Kind von beiden Ufern der untern Elbe los und siedelte sie in verschiedenen Gegenden Deutschlands und Galliens, besonders im Würzburgischen und Flandrischen an, und füllte die Lücken, die sie im Heimathlande hinterließen, mit Abotriten aus und setzte als letzte Bedingung des Friedens fest, daß die Sachsen

den heidnischen Götzendienst und dessen angestammte Gebräuche gegen das Bekenntniß und die Uebung des christlichen Glaubens vertauschen und sich mit den Franken zu Einem Volke verbinden sollten. Schon im Jahre 797 hatte Karl auf dem Reichstage zu Achen die Blutgesetze von 785 bedeutend ermäßigt und namentlich für die meisten Fälle die Todesstrafe wieder in die alt hergebrachte Geldsühne verwandelt, nur hatte er für Verletzung christlicher Priester an Person oder Habe ein doppelt und für die Ermordung königlicher Sendboten ein dreifach so hohes Wehrgeld angesetzt, als sonst im Frankenreiche festgestellt war. Durch den Vertrag von Hollenstadt wurden die Sachsen, obgleich derselbe in seinen einzelnen Bestimmungen immer noch einem Richt- und Racheschwerte glich, das an einem Pferdehaar über ihrem Nacken aufgehängt wurde, den Franken nun vollends gleich gestellt und ihr Land für immer dem Reiche derselben einverleibt. Dasselbe wurde für ihre slavischen Nachbarn, zunächst besonders die Abotriten, wenigstens eingeleitet. Kaiser Karl setzte ihnen einen ihrer Herzoge, mit Namen Trasko, denselben, der im Jahre 798 die Nordalbinger so blutig auf's Haupt geschlagen hatte, zum Könige und ließ sich als seinem Oberherrn Huld oder Mannschaft d. h. Lehenstreue von ihm schwören, und stellte überhaupt die slavischen Grenzvölker im Nordosten seines Reiches in dasselbe Verhältniß zu den Franken und ihrem Herrscherhause, in welchem die Bayern vor der Entthronung Thassilo's zu denselben gestanden waren. Mit den Dänen beabsichtigte man vorderhand einen bloßen Friedensschluß. Karl hatte ihren König Gottfried, den Nachfolger des nun verstorbenen Sigfried, zu einer Besprechung dieser großen Angelegenheit eingeladen, und der Däne war auf diese Einladung hin

mit der ganzen Ritterschaft seines Reiches nach Sliesthorp oder Schleswyk unter Segel gegangen, blieb aber hier auf der Grenze zwischen seinen und den sächsischen Landen stehen, und Karl schickte nun von Hollenstadt aus eine Gesandtschaft dahin und schloß durch sie gute Nachbarschaft mit ihm und seinem Volke.

Weitere Verfolgung desselben Weges zur Vereinigung sämmtlicher Germanenvölker in Ein Reich unter der Herrschaft des Kreuzes.

Der nordische Krieg war beigelegt, und die Männer des Schwertes, wie die Sachsen sich nannten, wie sich schon die Cherusker, ihre Väter, genannt hatten, größtentheils durch das Schwert umgekommen oder aus ihren Stammsitzen weggeführt, das Werk, das der erste Kaiser der alten Römer, Octavianus Augustus, in Angriff genommen hatte, endlich nach einer Unterbrechung von acht Jahrhunderten durch den ersten Kaiser der neuen Römer, Karl Augustus, vollendet, die große Germania war nicht mehr, sie lag im Teutoburger Wald begraben, die umgestürzte Irmensäule war ihr Henenstein. Ihr Sterbelager, das Land an der Weser und untern Elbe war ein Neubruch, wie dereinst das römische Zehntland im Gebiete der Donauquellen nnd des Neckars, zum Anbau übergeben einer meist aus Galliern nnd Slaven gemischten Bevölkerung von Colonisten: ein Boden für die Pflanzung des Christenthums, dem bald die hoffnungsreichste Saat entsprießen sollte und entsproß. Der große Plan der Vereinigung sämmtlicher Germanenvölker in Ein Gesammtreich unter der Herrschaft des Evangeliums war seiner Durchführung nahe. Der letztern waren von der Germanenwelt nur noch die scandinavischen Völker fremd, und außerhalb des erstern standen nächst ihnen auch noch

die Angelsachsen in Britannien, und die Christen auf der pyrenäischen Halbinsel. Aber beide erkannten den großen Beherrscher dieses Reiches wenigstens als den von Gott gesetzten Ordner und Richter der gesammten Christenheit an. Im Jahre 808 kam Eardulf, der König der Northumbrier, vertrieben von Land und Leuten zu ihm nach Neumagen und begab sich, nachdem er den Zweck seiner Reise dargelegt hatte, von dorten nach Rom, und wurde sodann, von da zurückgekehrt, durch Gesandte des Papstes und des Kaisers wieder in sein Reich eingesetzt. Einer weitern Unterwerfung bedurfte es von Seiten der Angelsachsen nicht, der Baum des Lebens grünte und blühte fröhlich unter ihren gottseligen Fürsten, den treuen Verbündeten des großen Kaisers, den sie wie einen Vater ehrten. Die Christen in Spanien aber, die Söhne der alten Westgothen und ihrer Begleitstämme, schmachteten unter dem eisernen Joche der Mauren wenigstens nach der Entknechtung ihres heiligen Glaubens, und die ganze Christenheit schmachtete mit ihnen nach Befreiung von der Furcht vor den wilden Bekennern des Islam, die ihr besonders mit ihren Seeräuberflotten von allen Seiten Verderben und Untergang drohten.

Der große Eroberer mußte sein Schwert, wenn er es anders im Dienste des Reiches Gottes führte, hauptsächlich auch nach dieser Seite kehren, und Gott selbst wies ihn mit demselben nach dieser Richtung. Er säete Zwiespalt unter die maurischen Fürsten und rief auf diesem Wege den großen Weltordner durch sie selbst zum Schlichten und Richten in ihre Grenzen. Im Jahre 777, auf dem ersten Reichstage zu Paderborn, vom Emir von Saragossa, wie wir gesehen haben, gegen dessen bisherigen Oberherrn, das Haupt der abendländischen Sarazenen, den Kalifen von

Cordova, zu Hülfe gerufen, drang er im folgenden Frühjahre mit zwei Heeren, dem einen durch den Paß von Bellegarde, dem andern durch den Paß von St. Jean Pied de Port, über die Pyrenäen und eroberte zuerst Pompelone (Pampluna), die Stadt der Navarrer. Von da setzte er in einer Furth über den Strom Hiber (Ebro), rückte vor Cäsaraugusta (Saragossa), die vornehmste Stadt jener Gegenden, nahm daselbst die Geiseln in Empfang, die ihm deren Emir oder Statthalter, Ibn al Arabi, von andern Quellen auch Soleiman el Abdari genannt, und etliche andere Maurenfürsten anboten, kehrte mit denselben nach Pompelone zurück, ließ die Mauern dieser Stadt schleifen und wandte sich dann wieder in die Schluchten der Pyrenäen, um seine Rückkehr nach dem Frankenreiche anzutreten. Auf den Höhen derselben aber hatten sich die treulosen Waskonen in Hinterhalt gelegt, und fielen nun im Passe von Roncevalles über die Nachhut des Frankenheeres her und brachten demselben trotz seiner Ueberlegenheit an Uebung und Bewaffnung wegen der Ungunst der Oertlichkeit und der Verschiedenheit der Kampfweise eine blutige Niederlage bei und erschlugen viele seiner Führer, unter ihnen namentlich den Grafen der britannischen Mark (der Bretagne) Roland, des großen Karl's Schwestersohn, und seinen Truchseß, den getreuen Ekhart, so wie seinen Pfalzgrafen Anselm, die sagengefeierten Helden; und ihr Tod konnte für den Augenblick nicht einmal gerochen werden, denn die Verräther zerstreuten sich nach der Ausführung ihrer Schandthat in die Gebirge und deren Urwälder, und nicht die geringste Spur leitete darauf, in welchem Schlupfwinkel sie zu suchen seien.

Dieser Doppelschmerz umzog im Herzen des großen

Frankenkönigs den glücklichen Erfolg, womit sein spanischer Feldzug gekrönt worden war, mit einem trüben Schleier und entleidete ihm das ganze Land der Pyrenäen. Zudem waren ihm die sächsischen Angelegenheiten von größerer Bedeutung und nahmen ihn mehr in Anspruch. Er überließ deßhalb die weitere Entwicklung der Dinge am Ebro vorderhand ihrem eigenen Gange, und diesen lenkte denn auch der göttliche Weltordner ohne das persönliche Dazwischentreten seines menschlichen Werkzeuges zum Besten für das Frankenreich sowohl als für die gesammte Christenheit. Die wichtige Seestadt Barcellona und mit ihr der ganze Küstenstrich vom Ebro bis zu den Pyrenäen, mit der uralten Bischofstadt Gerona, begaben sich im Jahre 785 unter die fränkische Oberhoheit uud legten damit dem großen Karl nicht nur den Grund zur spanischen Mark, sondern bahnten ihm auch den Weg zur Herrschaft über das ganze westliche Mittelmeer. Bald aber brachte der Kalif Hischam das ihm abtrünnig gewordene Gebiet wieder in seine Gewalt und wagte im Jahre 793 sogar einen verheerenden Einbruch in die fränkische Landschaft Septimanien, wurde aber bei Narbona zurückgetrieben und zum Abschlusse eines Waffenstillstandes gezwungen. Und nun trat der Herr wieder durch Entzweiung der arabischen Fürsten in's Mittel. Hischam starb, und gegen seinen Sohn Hakem empörten sich dessen beide Oheime, und die Statthalter thaten nun wieder, was ihnen gut däuchte. Der Emir von Barcellona, Zatun mit Namen, erschien im Jahre 797 vor dem Frankenkönige zu Achen und unterwarf sich und die Stadt seiner Oberherrschaft. Karl überließ den Handel seinem Sohne Ludwig, den er schon 781 zum Könige über Aquitanien gesetzt hatte, und dessen Heerführer eroberten bis zum Jahre 801 mit

der 799 wieder abgefallenen Hauptstadt Barcellona alles Land wieder bis zum Ebro. Die Barcellonesen gründeten nun unter der fränkischen Oberhoheit eine Seemacht im westlichen Mittelmeere, die der sarazenischen nicht mehr nachstand, und Karl brachte hauptsächlich mit ihrer Hülfe die sämmtlichen Inseln dieses Meeres unter seine Herrschaft und verleibte sie seinem Gesammtreiche ein. Nur Sicilien und die südlich davon gelegenen Eilande blieben den Griechen. Gegen die sarazenischen Raubfahrten aber legte Karl die ganze Küste entlang von Barcellona bis nach Rom in alle Häfen und Flußmündungen, wo sich geeignete Ankerplätze darboten, kleine Geschwader und Wachposten, und zwar mit so gutem Erfolge, daß, wie die zeitgenössische Geschichtschreibung ausdrücklich anmerkt, mit Ausnahme von Centumcellä, dem heutigen Civita vecchia, welches einmal durch Verrath von den Mauren erobert und geplündert wurde, Italien unter seiner Regierung nie großen Schaden durch den sarazenischen Seeraub erlitt. Wenn auch wieder ein Wechsel eintrat, so war doch die arabische Herrschaft in Spanien nun für immer unterwühlt, die spanische Mark wurde zum Fürstenthum Catalonien und die Christen im Pyrenäenlande gelangten zur Entknechtung und im Laufe der Zeit sogar zur Weltherrschaft.

Nun fehlte noch die Befreiung der scandinavischen Germanenwelt von der Zwingherrschaft des Heidenthums, und dazu brach eben die Unterwerfung des Sachsenvolkes die Bahn, aber das Leben Eines Mannes, und war dieser Mann auch der große Karl, war zu kurz, um diese Bahn noch beträchtlich weiter zu verfolgen. Er that, was er konnte, er ruhte auch, nachdem seine Lorbeeren zur römischen Kaiserkrone geflochten waren, nicht sorg- und that-

los auf diesen Lorbeeren aus. Und die göttliche Weltordnung bereitete ihrem menschlichen Werkzeuge auch hier wieder in ihrer Weise den Weg. Der dänische König Gottfried war nach dem Zeugnisse der zeitgenössischen Geschichtschreibung „von so eitler Hoffnung aufgeblasen, daß er sich auf die Herrschaft über ganz Deutschland Rechnung machte. Die Länder der Frisen und Sachsen sah er nicht anders, als wie seine Provinzen an“. Er vermaß sich sogar einmal des Schwures, mit großer Heeresmacht vor Achen zu erscheinen und sich die Franken selbst zinsbar zu machen. Vorderhand versuchte er es, nachdem er sich die Frisen und Sachsen aus der Hand gewunden sah, die er im Geiste auf dieselben gedeckt hatte, mit den Abotriten. Diese hatten sich, wie wir bereits gehört haben, um sich vor seinen Raubgriffen sicher zu stellen, an die Franken angeschlossen, ihre Nachbarn aber, die Wilzen, deren Wohnsitze sich zu ihrer Seite ebenfalls bis an's Meer erstreckten, aus demselben Grunde Freundschaft mit den Königen des Meeres, den Dänen gemacht, und sich zur Bekämpfung der Abotriten mit ihnen verbündet. Gottfrid landete im Jahre 808 mit einer Flotte an der abotritischen Küste, und die Wilzen mit den Linonen und Smeldingern, den Franken schon längst wieder abtrünnig geworden, griffen von der Landseite an. Auf die Nachricht hievon schicke Kaiser Karl seinen gleichnamigen Sohn mit einer auserlesenen Mannschaft aus dem rheinfränkischen und sächsischen Heerbanne an die Elbe, um dem Dänen Widerstand zu leisten, wenn er den „wahnwitzigen“ Versuch machen sollte, die Grenzen des nun dem Frankenreiche einverleibten Sachsenlandes zu überschreiten. Allein der Däne hütete sich vor dieser Verwogenheit, er wußte, warum, die See war sein Element, nicht das offene Land,

und die fränkische Streitmacht war ihm ohnedies überlegen. Er kürzte seine Unternehmung zu einem gewöhnlichen Freibeuterzuge ab, blieb nur etliche Tage an der Küste liegen, brandschatzte und plünderte dieselbe, machte einen abotritischen Herzog durch Hinterlist zu seinem Gefangenen und henkte ihn an einen Galgen. Er wollte dem von Karl dem Großen eingesetzten Könige Trasko dasselbe Loos bereiten. Der aber ahnete den Verrath, den der Däne zu erkaufen gewußt hatte, und entwich, Gottfrid aber, wenn er nicht selbst in die Grube fallen wollte, mußte sich mit Verlust seiner tapfersten Krieger in raschester Eile auf seine Schiffe zurückziehen, zerstörte aber zuvor noch den an der See gelegenen Handelsplatz Rorik (Rorich bei Wismar) und führte die dortigen Kaufleute sammt ihren Reichthümern, so viele er deren zusammenraffen konnte, mit sich fort in seinen Grenzhafen Sliesthorp, blieb alldorten etliche Tage und beschloß und begann die Markscheide gegen die Sachsen mit einem Bollwerke zu schirmen, das von einem einzigen Thore unterbrochen, welches groß genug war, um Wagen und Reiter durchzulassen, von der Ostsee das ganze nördliche Ufer der Egidora (Eider) entlang bis zur Nordsee reichte, und kehrte sofort, nachdem er die Ausführung dieses Werkes unter seine Hauptleute vertheilt hatte, nach Hause zurück.

Mittlerweile nahm des Kaisers kriegsgeübter Sohn Karl Rache an den Linonen und Smeldingern, verwüstete ihre Lande weit und breit und kehrte nach wenigen Wochen mit Beute beladen zurück nach dem Sachsenlande, der Kaiser aber ließ durch seine Sendboten zwei neue Burgen an der Elbe erbauen und legte Besatzungen in dieselben zum Schutze gegen die Einfälle der Slaven. Darauf ließ ihm der verschmitzte Dänenkönig durch Handelsleute sagen, er habe gehört, daß er böse auf ihn gewor-

den sei, dieweil er im vergangenen Jahre ein Heer gegen die Abotriten geführt, Rache zu nehmen für Beleidigungen, die sie ihm angethan. Er sei bereit, sich darüber zu rechtfertigen, und schlage zu diesem Behufe vor, von beiden Seiten Bevollmächtige an einen bestimmten Grenzort zu schicken, durch welche eine billige Ausgleichung zwischen ihnen erzielt werden könnte. Der Kaiser war damit einverstanden, und die beantragte Zusammenkunft fand an der Eider statt. Man sprach lange und viel hin und her und machte allerlei Vorschläge, ging aber am Ende, ohne irgend etwas festgesetzt zu haben, aus einander. Trasko jedoch, der Abotritenkönig, obwohl der Däne einen Sohn desselben als Geißel mit sich genommen hatte, bot seine Leute auf und unternahm von den Sachsen mit einem Hülfsheere unterstützt, einen Rachezug wider die Wilzen, verheerte ihr Gebiet mit Feuer und Schwert und machte große Beute, zog sodann nach Hause zurückgekehrt, Verstärkung von den Sachsen an sich und eroberte mit ihrer Hülfe die Hauptstadt der Smeldinger und unterwarf sie seiner Herrschaft, fiel aber bald darauf in Rerik durch Meuchelmörder, die der Däne gedungen hatte.

Länger konnte der Kaiser das ruchlose und übermüthige Treiben des Dänenkönigs nicht mehr müßig mit ansehen. Er errichtete an der Stör eine Grenzveste gegen ihn, Esesfelth, das nunmehrige Itzehoe, und rüstete sich zum Angriffskriege. Es war im Jahre 810, er verweilte eben zu Achen und trug sich mit dem beabsichtigen Feldzuge. Da erhielt er die Botschaft, eine normännische Flotte von 200 Schiffen habe an der frisischen Küste gelandet und nicht nur alle anliegenden Eilande verwüstet, sondern auch ein Heer an's Land gesetzt, und dieses habe bereits drei Schlachten gewonnen und abgesehen von der Beute, welche es

weggeschleppt, dem Volke noch eine besondere Steuer auferlegt, und daran schon hundert Pfund Silber erpreßt, König Gottfrid aber sitze noch ruhig zu Hause. Diese Botschaft regte den Kaiser dermaßen auf, daß er nach allen Seiten hin Boten aussandte zur Aufbietung der streitbaren Mannschaft, und unverzüglich selbst von seiner Pfalz aufbrach, um zunächst an die Küste zu eilen und die erforderlichen Rüstungen zu einem Seezuge zu betreiben, dann aber nach dem Rheine umzuwenden und an der Mündung der Lippe die aufgebotene Landmacht zu erwarten. Sowie nun diese beisammen war, rückte er in Eilmärschen an die Aller, schlug an der Stelle, wo sie in die Weser mündet, ein Standlager und forderte die Dänen zur offenen Feldschlacht. Da trat eben der göttliche Weltordner dazwischen. König Gottfrid wurde (810) von einem der Seinigen hinterrücks erschlagen, und über seiner Leiche erhob sich ein Erbfolgestreit; der befreite die abenländische Christenheit auf längere Zeit von den Schrecken der nordischen Heidenwelt. Das große Wallthor an der Eider öffnete sich der christlichen Glaubenspredigt, und der Weg, den der große Karl zur Einführung des Evangeliums in die scandinavische Germanenwelt angebahnt hatte, konnte weiter verfolgt werden. Wir selbst werden ihn später, im Leben des heiligen Anskar, und in der Gründung des Erzbisthums Hamburg noch eine Strecke weit zu verfolgen haben.

Karl der Große und Leo III.

oder der 25. Dezember 800.

Für den Augenblick wenden wir uns von dem Norden wieder nach dem Süden zurück, zum kirchlichen Angelpunkte des neuen Weltreiches, zur ewigen Roma, dem nunmehrigen Schauplatze der Versöhnung und Vermäh-

lung der beiden Gegensätze, der germanischen und der römischen Welt, mit deren bedeutungsvoller Feier in der Krönung des großen Königs der Franken zum Kaiser der Römer am Tage der Geburt des göttlichen Versöhners aller Welt, das neue, das neunte Jahrhundert eröffnet wurde. Es war eine ernste Frage diese Vermählung; der Gedanke, den ein Jahrtausend später der Dichter in den Worten aussprach:

„Es prüfe wer sich ewig bindet,
Ob sich das Herz zum Herzen findet,
Der Wahn ist kurz, die Reu ist lang,“

dieser Gedanke verdiente alle Beherzigung, und ich sehe nicht den geringsten Grund, warum wir die Wahrheit und Aufrichtigkeit der Aeußerung des großen Kaisers, welche Einhard in dessen Leben mittheilt, in Zweifel ziehen sollten: „er würde an jenem Tage trotz des hohen Festes die Kirche nicht betreten haben, wenn er des Papstes Absicht zuvor gekannt hätte.“ Man sollte mit der Verwerfung von Quellenangaben, besonders wo die Quelle sonst so rein fließt, wie die fragliche, weit langsamer sein, als man in der Regel ist; es gibt deren wenige denen nicht eine Wahrheit zu Grunde liegt; die Wahrscheinlichkeit ist ein schlechter Probirstein für die Wahrheit, die wahrscheinlichsten Dinge sind oft am wenigsten wahr. „Die oströmischen Kaiser,“ fährt jene Quelle fort, „nahmen es höchst übel auf, daß er den Kaisertitel angenommen.“ Ach, das war das Geringste, „Karl trug auch die gereizte Stimmung der Griechen,“ setzt sie hinzu, „mit der größten Gelassenheit und wußte bei dem hohen Sinne, in welchem er ohne Zweifel weit über ihnen stand, ihren Trotz zu besiegen, indem er häufig durch Gesandtschaften mit ihnen verkehrte und sie in seinen Briefen als Brüder an-

redete." Weit wichtiger war die große Frage, was seine Germanen, was namentlich seine Franken dazu sagen würden, wenn er zu den Römern abfiele, die von jeher nur auf ihre Unterdrückung bedacht waren, die noch immer mit ihrem ganzen Sein und Denken im schroffsten Widerspruche standen. Mußten sie nicht in der Annahme der römischen Kaiserkrone die Vollendung des Verrathes erblicken, den er im Sachsenkriege an der deutschen Nation begangen hatte? Aber es galt ihm ja, wie wir schon gesehen haben, die Vermischung der Nationen und die Verwischung der Nationalitäten, und an die Lösung dieser Aufgabe setzte er Alles, sein eigenes Nationalgefühl, die Liebe seines Volkes, den Ruhm seines Namens, ja Leib und Leben, und ich möchte fast hinzusetzen, Gewissen und Seele. Kein Wunder, wenn ihm die Krönung zum Kaiser der Römer bange machte.

Sie war lange vorbereitet diese Krönung, das ist Thatsache, aber Karl selbst wußte nichts davon und wollte nichts davon wissen: Grund genug für die Urheber, hinter seinem Rücken zu operiren. Der Gedanke kam wohl aus der Seele des Papstes Leo III. und fand auf fränkischer Seite alsbald die kräftigste Unterstützung bei Alcuin, dem großen kosmopolitischen Staatsmanne. Den Römern mußte Alles daran gelegen sein, die Germanenwelt aus einem Feinde, der ihnen die Herrschaft über die alte Welt entrissen hatte, zu einem Freunde zu machen, der ihnen die Herrschaft über die neue Welt erobern hälfe, und der dermalige Papst gerade, Leo III., hatte seine guten persönlichen Gründe, sich unter den Schutz des allvermögenden Oberhauptes der Germanen zu stellen, denn ein Römer konnte ihn, ein Römer wollte ihn wohl auch nicht mehr vor den Feinden schützen, von denen er in seiner eigenen Stadt umringt war. Er mußte, obgleich selbst ein gebor-

ner Römer, sich unter das deutsche, Karl der Große, obgleich ein geborener Deutscher, sich unter das römische Banner stellen, wenn sich Leo seines Stuhles, und dieser Stuhl sich der Weltherrschaft versichern wollte. Darum war, als er nach Hadrian's Tode, im Jahre 795, den Stuhl Petri bestieg, seine erste Regierungshandlung, Gesandte mit den Schlüsseln zum Grabe des heiligen Petrus und der Fahne der Stadt Rom nebst andern Geschenken an den großen König des Germanenreiches zu schicken, mit der Bitte, „er möchte einen seiner Großen nach Rom senden, um das römische Volk zum Gehorsam und zur Treue gegen ihn in Eid und Pflicht zu nehmen“ — wohl mit Absicht doppelsinnig, gegen ihn, den König, dem die Römer als dem Oberhaupte des Reiches unterthan waren, welchem sie vor zwei Jahrzehnten einverleibt worden, zugleich aber auch, und noch mehr gegen ihn, den Papst, dem sie kaum mit halbem Herzen zugethan waren, und der sich ohne den Schutz des Allgewaltigen nimmermehr zu halten vermochte. Karl that auch Beides, er nahm die Römer durch seinen Bevollmächtigten, Angilbert, den Vertrautesten, den er dazu auserseheu konnte, für sich selbst und sein Reich in Pflichten und schärfte ihnen durch denselben zugleich Gehorsam und Treue gegen ihren neuen Bischof und Landesherrn ein.

Die Folge zeigte, wie sehr auch dieses Letztere noth gethan. Wenige Jahre später, den 25. April 799, fiel Leo III. auf dem Wege nach der Kirche zum Rost des heiligen Laurentius in einen Hinterhalt, den ihm seine Römer gelegt hatten. Sie rissen ihn vom Pferde, stachen ihm, „wie einige gesehen haben wollten,“ Augen und Zunge aus und ließen ihn halbtodt auf der Straße liegen, schafften ihn aber dann doch in das Kloster des heiligen Mär-

tyrers Herasmus, um ihn allda heilen zu lassen. Allein seinem Kämmerer Albinus gelang es, den Gefangenen bei Nacht über die Mauer hinabzulassen, an deren Fuß er sodann von dem Grafen Winigis von Spoletum, der auf die Kunde solchen Frevels schleunigst nach Rom geeilt war, in Empfang genommen und nach der Stadt Spoletum in Sicherheit gebracht wurde.

Karl der Große, wenn er auch nichts von der römischen Kaiserkrone wissen wollte und wußte, welche in diesem Augenblicke für ihn geschmiedet wurde, befand sich in demselben Falle, in welchem sich Leo III. befand: der Papst mußte unter das deutsche Banner gestellt werden und er selbst mußte sich unter das römische Banner stellen, wenn er die Weltherrschaft gewinnen wollte. Nicht mehr das Schwert des Eroberers, das Schwert Chlodwig's, sondern das Schwert des Apostels, das Schwert Petri, hatte die Welt zu vergeben, aber auch dieses konnte sie nicht ohne jenes, jenes sie nicht ohne dieses gewinnen. Karl erkannte das Eine wie das Andere, und kaum war ihm die Nachricht von den traurigen Vorfällen zugekommen, die sich in seiner kirchlichen Hauptstadt ereignet hatten, als er Befehl gab, den Nachfolger des Apostelfürsten aus dem neuen Aegyptenlande zu holen, und mit festlichem Gepränge zu ihm zu führen, trat aber mittlerweile den schon vorher beschlossenen Zug nach dem Sachsenlande an, und erwartete den Papst zu Paderborn. Dieser kam denn auch in Begleitung der Großen seiner Geistlichkeit, und umgeben von dem fränkischen Ehrengeleite zu Anfang des Sommers, und wurde von seinem königlichen Beschützer und Freunde auf's Feierlichste empfangen. Er blieb mehrere Tage, und die Kirche entfaltete während

derselben ihren höchsten Glanz vor den staunenden Augen des kaum erst aus der Nacht des Heidenthums an's Licht tretenden Sachsenvolkes, und der heilige Vater weihte von diesem Glanze umgeben die von Karl zu Paderborn errichtete Kirche, die Wiege und den Herd des werdenden Bisthums, zu Ehren des göttlichen Erlösers und seines ersten Blutzeugen, des heiligen Stephanus, als gälte es die Feier seiner eigenen und des apostolischen Stuhles und der gesammten Kirche Erlösung aus der Gewalt des Widersachers, die eben erst in diesem Augenblicke dem Bündnisse der beiden Schwerter, des weltlichen und des geistlichen, erlag. Und nachdem der Statthalter Petri dem Könige seine Angelegenheit auseinander gesetzt und dessen kirchlichen Anordnungen und Einrichtungen in den neugewonnenen Strichen des Reiches Gottes die apostolische Bestätigung und Weihe ertheilt hatte, ward derselbe von einem neuen Ehrengeleite, wozu Karl wieder die Vornehmsten seiner geistlichen und weltlichen Großen erlas, nach der ewigen Roma zurückgeführt und dorten wieder in seine Gewalt eingesetzt. Seine Reise dahin, auf der er u. A. Einkehr in dem herrlich heranblühenden Familienkloster des karolingischen Hauses nahm und am St. Annentage, den 26. Juli 799, dessen Kirche, das prachtvolle Monument der Erhebung des Pipinischen Geschlechtes auf den Thron der fränkischen Weltherrschaft, in Gegenwart aller Würdenträger, die ihn begleiteten, und einer zahllosen Menge anderer Hirten und Oberhirten aus der Nähe und Ferne, worunter allein 360 Bischöfe, wieder zu Ehren des göttlichen Erlösers und zur Feier seiner eigenen und der gesammten Kirche Erlösung einweihte, diese Reise, sage ich, glich Einem ununterbrochenen heiligen Triumphzuge, darauf berechnet, den tiefsten Eindruck zu machen auf Ge-

dächtniß und Gemüth der Bevölkerungen, durch welche sein Weg führte, auf Gedächtniß und Gemüth der ganzen germanischen Welt, die nun mit der römischen verschmolzen werden sollte: eine Art Brautfahrt zur Vorbereitung auf die Vermählung.

Die Flucht des Papstes unter dem Schutze eines glänzenden Ehrengeleites von Seiten des allgewaltigen Frankenkönigs, ihres Oberherrn, hatte die Römer in die größte Bestürzung gesetzt, und sie fanden nun nichts Angelegentlicheres zu thun, als allen Verdacht eines Antheiles an der Mißhandlung und Vertreibung des heiligen Vaters von sich abzuwälzen und den Zorn des Königs zu versöhnen. Die gesammte Geistlichkeit aller Kirchen und Klöster der Stadt und ihrer Umgebung zog dem Rückkehrenden mit Kreuz und Fahnen bis Ponte molle entgegen, und die ganze Bevölkerung, Männer und Weiber, Greise und Kinder schloß sich dem festlichen Zuge an, und im Triumphe ward der heilige Vater in die Kirche des Apostelfürsten geführt, wo er vor der in die tiefste Andacht versunkenen Menge das große Versöhnungsopfer des göttlichen Erlösers darbrachte. Nun bezüchtigten aber die Urheber der Schandthat vom 25. April den Papst der größten Verbrechen und Laster, des Meineids, des Ehebruchs und namentlich auch der Erkaufung seines Stuhles, u. s. w. u. s. w. und hatten ihn derselben schon früher bezüchtigt und auf diesen Grund hin die Forderung gestellt, daß er freiwillig abdanke und seine Schmach im Dunkel eines Klosters verberge. Karl selbst scheint solchen Verdächtigungen wenigstens einigen Glauben geschenkt zu haben, denn er hatte seinem Archikapellan Angilbert, als er denselben bei Leo's Antritt nach Rom schickte, um die Stadt für ihren neuen Bischof und Landesherrn in Eid

und Pflicht zu nehmen, u. a. die besondere Weisung gegeben: „er solle den Apostolicus fleißig ermahnen, daß er ein reines Leben führe und den heiligen Canonen Genüge leiste, denselbigen auch antreiben, daß er die Simonie d. h. den Aemterverkauf abthue, womit gegenwärtig der heilige Leib der Kirche an vielen Orten befleckt werde.“ Aber es mußte dem Frankenkönige daran gelegen sein, den Papst, seinen Schützling und Bundesgenossen, wenigstens in den Augen der Welt von den Flecken gereinigt zu sehen, welche ihm anklebten, oder vielleicht nur ankleben sollten; wenn er ein Unwürdiger war, fiel ein Schatten seiner Unwürdigkeit auf ihn selbst zurück, der ihn eingesetzt hatte und nun zum zweiten Male einsetzte. Noch mehr aber mußte Denjenigen hieran gelegen sein, die dem Frankenkönige die Kaiserkrone durch ihn aufzusetzen gedachten, vor Allem also dem Lenker der fränkischen Reichskirche, Alcuin. Derselbe sann hin und her, wie die Sache einzuleiten und auszurichten sei, und entschied sich endlich für den Ausweg, den er kurz vor der Ausführung in einem Schreiben an den Erzbischof Anno von Salzburg in den Worten andeutete, „Ich erinnere mich in den Canonen oder Kirchensatzungen des heiligen Sylvester (der in den Jahren 314 — 336 den Stuhl Petri inne hatte) gelesen zu haben, daß ein Papst nur auf die Aussage von zweiundsiebenzig unbescholtenen Zeugen hin vor Gericht gestellt werden könne. Andere Canonen sagen, daß ihm das Recht zustehe, Alle zu richten, er selbst aber von Niemanden gerichtet werden könne.“ Es sind dies zwei Sätze aus den unächten Quellen des Kirchenrechtes, die gegen die Mitte des neunten Jahrhunderts unter dem falschen Namen Isidor's von Sevilla (deßhalb Pseudoisidor genannt), untermischt mit den äch-

ten in eine Sammlung zusammengestellt wurden, in der Absicht, die Kirche den Händen der Staatsgewalt zu entreißen. Karl der Große, der gerade den entgegengesetzten Zweck verfolgte und durchsetzte, die Kirche den Händen der Staatsgewalt zu überantworten und zu unterwerfen, und in diesem Bemühen eben von seinem Cultminister auf's Kräftigste unterstützt wurde, verstand sich auf Zureden des Letzteren, der seinem Gebieter die Kaiserkrone gern um eiuen Preis kaufte, welchen er ja nur in Worten auszuzahlen hatte, für den Einen fraglichen Fall zur Anwendung eines Satzes, dessen allgemeine Gültigkeit er nie und nimmermehr anerkannte.

Zu Anfang des Augustmonats 800 sagte Karl auf dem Reichstage zu Mainz einen Römerzug an und brach von Ort und Stelle aus mit seinem Heere nach dem Apenninenlande auf. In Ravenna verweilte er eine Woche lang und schickte von dort aus seinen Sohn Karlmann Pipin, den König von Italien, mit seinen Kriegsvölkern in's Land der Beneventaner, dessen Herzog Grimoald, derselbe, auf den er so viel Vertrauen gesetzt hatte, chon seit längerer Zeit auf Abfall sann, und mit den aufrührerischen Römern in das wie heute, so schon dazumal erschallende Feldgeschrei der Unabhängigkeit Italiens einstimmte, begleitete ihn bis Ancona und machte sich von dort aus auf den Weg nach Rom. Der heilige Vater empfing ihn zu Nomentum und speiste allda mit ihm; dann kehrte er wieder zurück und erwartete und empfing seinen nachkommenden Gast am andern Morgeu mit seiner gesammten Geistlichkeit auf den Stufen der Peterskirche. Das geschah am 24. des Wintermonats. Sieben Tage darnach, am 1. des Christmonats, schritt Karl sofort zur Ausrichtung dessen, was ihn hergeführt hatte. Er begann mit

der Untersuchung über die Verbrechen, die man dem Papste zur Last legte, und berief hiezu eine Versammlung von geistlichen und weltlichen Großen in die Kirche des heiligen Petrus. Die ganze Stadt strömte dahin, die heiligen Räume vermochten die Menge kaum zu fassen. Der König als oberster Richter, zur Seite seines Schutzfreundes, des Beklagten, übernahm wie gewöhnlich den Vorsitz und forderte die Erzbischöfe, Bischöfe und Aebte sofort zur Vernehmung der Kläger auf. Da erhoben sich dieselben und sprachen: „es stehet uns nicht zu, Gericht zu halten in dieser Sache, der apostolische Stuhl ist zum Richter gesetzt über Alle, aber er selbst kann von Niemanden gerichtet werden.“ Es erschien aber auch kein Kläger, und es erscholl keine Klage. Das hob denn die Untersuchung von selbst auf, das sprach den Angeschuldigten von selbst frei. Aber diese Freisprechung konnte weder ihm, noch dem Könige, noch dem Volke genügen. Karl berief eine zweite Versammlung auf den folgenden Tag. Vor ihr reinigte sich Leo durch einen Eid von den Beschuldigungen, die man gegen ihn vorgebracht hatte, und alles Volk stimmte den ambrosianischen Lobgesang an, und nun war Leo erst völlig gerechtfertigt.

Nun kam aber die Reihe auch an seine Widersacher, an die Urheber der Schandthat vom 25. April, und dieser zweite Theil des großen Rechtshandels war noch wichtiger, als der erste. Die Verfolgung Leo's hatte einen tiefern Gund, als die Verbrechen und Unsittlichkeiten, die man ihm zur Last legte, und dieser Grund berührte den König unmittelbar. Schon in den Tagen der alten Kaiserherrschaft, besonders zur Zeit, da diese in den Händen der Griechen lag, in welchen ihr Stern, besonders

am Himmel Italiens immer mehr erbleichte, hatte der milde Septer des bischöflichen Regimentes, zumal im Herzen des Adels, Erinnerungen an die Tage der Republik geweckt, in welcher Jedem die Rolle eines Cäsars und Augustus winkte, der sie zu spielen wußte; und wie nun am Ende die griechische Oberhoheit zuletzt vollends gar hinstarb, sah der republikanische Ehrgeiz diese Tage bereits zurückkehren, und es galt ihm nur noch den Stuhl Petri in seine Gewalt zu bekommen, so hatte er den Gipfel seiner Wünsche erreicht. Damit begannen nun jene wilden Stürme, die besonders in den folgenden Jahrhunderten den Stuhl Petri zum Zankapfel zwischen den römischen Adelsgeschlechtern machten. Die Erhebung Leo's III der ein Mann von bürgerlicher Abkunft ohnedies keinen Rückhalt im Adel hatte, machte den hochfahrenden Plänen dieses Ehrgeizes einen Strich durch die Rechnung. Durch das innige Verhältniß zwischen Hadrian und Karl niedergehalten, hatte er sich beim längst ersehnten Tode des erstern endlich wieder Luft zu schaffen gehofft, und nun sah er sich statt dessen plötzlich aus dem Regen gar unter die Traufe versetzt, und die Tage der Republick ferner gerückt, als je. Das machte ihn grimmig, das machte den 25. April 799, das machte die ganze Regierungszeit des verhaßten Schützlings und Werkzeuges Karls des Großen, des Unterdrückers der römischen Freiheit, zu einem Tage des Sturmes, und Leo zu einem Märtyrer der Kaiserherrschaft, konnte aber diese selbst nicht mehr abwehren, sondern bescheunigte sie im Gegentheile nur in ihrer unaufhaltsamen Wiederkehr. Der 25. April 799 war der Tag der Empfängniß, der 25. Dezember 800 wurde zum Tage der Geburt.

Wiederhergestellt in seiner Gewalt und Würde eilte

Leo auch zur Sicherstellung vor einem neuen 25. April. Als Karl der Große am heiligen Christfeste des Jahres 800 in die Peterskirche getreten war, um dem göttlichen Versöhnungsopfer beizuwohnen, und sich eben vor dem Altare zum stillen Gebete neigte, setzte der Papst eine Krone auf sein Haupt, und alles Volk brach in den Jubelruf aus: „Karl, dem Augustus, dem von Gott gekrönten, großen und friedschaffenden Imperator der Römer, Leben und Sieg!“ Und nun fiel der Statthalter Petri, wie es in den Tagen der alten Kaiserherrschaft Sitte gewesen, vor dem Herrscher auf das Angesicht — und der Traum der Republik war zerstoben, und

„Geendet nach langem unendlichem Streit
War die kaiserlose, die schreckliche Zeit,
Und ein Richter war wieder auf Erden.“

Wenige Tage darnach wurden die Verschworenen vor Gericht gestellt und nach römischem Rechte als Majestätsverbrecher zum Tode verurtheilt. Der heilige Vater jedoch in seinem milden Sinne legte Fürbitte für sie ein bei dem Kaiser, und die Todesstrafe wurde in Verbannung auf Lebenszeit verwandelt. Der größere Theil des römischen Adels wurde von diesem Spruche getroffen. Ach es war ein bedenklicher Schlußakt der großen Vermählungsfeier, eine furchtbare Erinnerung an den Vorabend der heiligen Leidenswoche. Die ganze Krönung gemahnte des Einzuges unsers Herrn und Heilandes in Jerusalem, da ihm alles Volk, aber eben hauptsächlich nur alles Volk, mit Palmzweigen in den Händen, und das herrliche Hosanna auf den Lippen, entgegenströmte. Der Vornehmen nahmen Wenige Theil an dem allgemeinen Jubel, die Meisten verschlossen sich in ihre Häuser und hielten Rath,

wie sie den Palmensonntag in einen Charfreitag überführen könnten, und volle fünf Monate mußte der Kaiser an Ort und Stelle bleiben, um ihrem versteckten Ingrimm den Weg zum offenen Ausbruch zu sperren, und wie er endlich Rom verließ, seinen Sohn, den König von Italien, noch einmal mit großer Kriegsmacht zu den Beneventanern schicken, um den Römern den Rückhalt abzuschneiden. Endlich am Jahrestage der Empfängniß des neuen Kaiserthums, den 25. April 801, brach er von der heiligen Stadt auf und zog nach Spoletum und richtete das ganze Herzogthum seines treuen Winigis zu einem Wachtthurm ein zwischen den beiden Revolutionsherden Rom und Benevent, und legte ständige Besatzungen in alle Festungen und zog von Spoletum aus, überall die erforderlichen Schutzmaßregeln treffend, über Ravenna, Pavia und Eporedia (Ivrea), wo er noch das Fest Johannes des Täufers feierte, nach den Nordalpenlanden zurück.

Die Beneventaner athmeten wieder und eröffneten sogleich den Kleinkrieg gegen die fränkischen Besatzungen. Im Jahre 802 belagerte sogar Grimoald seinen Nachbar und Aufseher Winigis und hielt ihn, nachdem er ihn zur Uebergabe gezwungen, fast ein volles Jahr lang in Gefangenschaft. Aber in Rom selbst wagte sich der Groll gegen die Frankenherrschaft nicht so bald wieder an's Licht. Leo hielt seinen Kaiser umklammert, wie der Epheu seinen Eichstamm, und der Gewaltige schützte ihn auch und verherrlichte ihn fortwährend vor aller Welt. Im Jahre 804 erhielt er um die Mitte Novembers die Botschaft, daß der Papst Weihnachten bei ihm zu feiern wünsche, an welchem Orte es ihm genehm wäre. Sogleich schickte er seinen Sohn Karl, den Nächsten an seinem

Kaiserthrone, zum Empfange des hohen Gastes nach dem Kloster des heiligen Mauritius, der Schwelle des Nordalpenreiches an der obern Rhone, und erwartete ihn zu Rheims. Von dort aus geleitete er ihn über Cerisy an der Oise, wo er Weihnachten mit dem Papste feierte, nach Achen, überhäufte ihn daselbst mit Ehre und ließ ihn dann reich beschenkt und unter festlichem Geleite über Bayern nach Ravenna zurückführen. Es war die Hochzeitsreise durch die deutschen Lande, die Nachfeier der Vermählung in der Heimath.

Doch wenn auch durch den stehenden Druck niedergehalten, arbeitete die Revolution fortwährend unter dem Boden fort, wie die Lava im Schooße des Vulkanes, und noch zu den Lebzeiten des großen Kaisers traten Ereignisse ein, welche ihr Luft zum Ausbruche machten. Am 8. Juli des Jahres 810 starb der König von Italien, Karlmann Pipin. Er hinterließ einen Sohn mit Namen Bernhard. Der Kaiser übergab ihm die Regierung Italiens, er hatte also wieder seinen ständigen Vertreter im Apenninenlande. Allein zu Anfang des Jahres 814 starb er selbst, und sein Nachfolger Ludwig der Fromme, rief Bernhard an sein Hoflager und bestätigte ihn daselbst zwar in seiner Herrschaft, und entließ ihn reich beschenkt wieder in seine Erblande, rief ihn aber mit seinem Waffengefolge bald darauf zu sich nach Sachsen. Der verhaßte Papst war ohne Schutz, die römischen Großen verschwuren sich wieder gegen sein Leben. Aber sie hatten sich verrechnet. Leo III. war stark im Bewußtsein seines Rückhaltes, und die fränkische Partei zählte noch immer ihre Anhänger in der Stadt. Der Anschlag ward verrathen, und der Statthalter Petri nahm das Schwert der

Gerechtigkeit selbst in die Hand, er ließ die Häupter der Verschworenen hinrichten. Auf die Nachricht hievon schickte Ludwig sofort seinen Neffen, den König von Italien, zur Untersuchung der Sache wieder in sein Land, beging aber die Unvorsichtigkeit, sich eine Reihe von Beschuldigungen vorlegen zu lassen, die man gegen den überlästigen Papst vorbrachte. Leo sah sich genöthigt, durch eine eigene Gesandtschaft dieselben von sich abzuwälzen und sich sogar wegen eigenmächtiger Gerechtigkeitspflege zu rechtfertigen. Dadurch wurde die Auflehnung nur kühner; und wie nun der Papst erkrankte, sammelten sich seine Feinde zu Hauf und plünderten seine Güter und legten seine Landhäuser in Asche, und wollten die ganze Stadt in Aufruhr setzen und sich mit Gewalt nehmen, was man ihnen, wie sie behaupteten, mit Gewalt entrissen hätte. Bernhard mußte mit Truppenmacht einschreiten; der treue Winigis wurde der Empörung Meister. Bald darauf am 24. Mai 816, schied Leo III. aus dem Leben der Zeitlichkeit.

Die Ordnung schien sich wieder befestigen zu wollen. Ein Römer von vornehmer Abkunft, der Cardinaldiacon Stephan IV. bestieg den Stuhl Petri. Sogleich ließ er seine Römer dem Kaiser Ludwig Treue schwören, und zwei Monate nach seiner Consecration trat er persönlich die Reise über die Alpen an und setzte seinem Schirmherrn mit eigener Hand das Diadem auf's Haupt. Der römische Adel schien nachholen zu wollen, was er am 25. Dezember 800 versäumt hatte. Aber der Schein trog. In demselben Augenblicke, in welchem er sich zum Hochzeitsmahle setzte, auch seinerseits die Minne der neuen Kaiserherrschaft zu trinken, proklamirte er durch den Enkel Karl's des Großen selbst die Unabhängigkeit Italiens, und die Streitmacht des gesammten Frankenreiches jenseits der

Alpen mußte aufgeboten werden, die allgemeine Empörung noch in der Wiege zu ersticken. Aber sie wurde in derselben erstickt, die Revolution war noch nicht groß gezogen, sie hatte noch zu wenig Blut gesehen, sie zitterte noch vor sich selbst. Bernhard verzweifelte an seiner Sache, seine Verführer ließen ihn im Stich, er warf die Waffen weg und flehte nm Gnade. Umsonst, er wurde geblendet, drei Tage darnach starb er. In demselben Jahre (818) fiel Herzog Grimoald von Benevent durch Meuchelmord. Die sprühende Lava sank zischend in die Eingeweide zurück. Aber alle Augenblicke, besonders in den Tagen der Papstwahlen, brach sie von Neuem aus und drohte nicht selten der ganzen Halbinsel, ja dem ganzen Reiche mit dem Schicksale Pompeji's und Herculanum's.

„Ach des Lebens schönste Feier
Endigt auch des Lebens Mai,
Mit dem Gürtel, mit dem Schleier
Reißt der schöne Wahn entzwei.“

Der Bund selbst mußte entzweireißen, denn es war ein widernatürlicher Bund, die Römer waren noch mehr dagegen, als die Deutschen. Und er riß entzwei, aber erst nach einer Leidenswoche von tausend Jahren. Am 6. August 1806 ward unsere Kaiserkrone in's Grab gesenkt, und noch immer und wohl noch lange, lange Zeit harren wir ihres Ostertages.

„Der Wahn ist kurz, die Reu' ist lang.“

Der Mann und seine Reichsordnung.

Die Vermählung mit Rom galt von Karl dem Großen aus weniger der Kirche, als dem Staate. Der ger-

manische Staat war in seiner Wurzel faul geworden; er sollte in der Umarmung des römischen, und zwar des altrömischen, des constantinischen, verjüngt werden. Darin lag das Widernatürliche des Bundes. Der germanische Staat war auf den Grund der Volks- und Kriegsherrschaft gebaut und unter das Obdach der Adels- und Königsherrschaft gestellt. Diese verschiedenen, im schroffsten Widerspruche zu einander stehenden Elemente mußten sich wechselsweise aufzehren. Die Volksherrschaft kam zuerst an die Reihe, sie wurde von der Adelsherrschaft verschlungen; nach ihr verfiel die Königsherrschaft demselben Schicksale; aber diese rettete sich noch am Rande des Untergangs, um nun ihrerseits der Adelsherrschaft das Loos zu bereiten, womit sie von ihr bedroht worden war; nur die Kriegsherrschaft, einer der beiden Grundsteine des seltsamen Gebäudes, überdauerte alle Wechsel. Zu Hause, auf dem alten Grund und Boden der Germanenwelt, rechts des Rheines und links der Donau, lagen die vier verschiedenen Elemente noch friedlich neben einander; aber das kriegerische natürlich konnte diesen Zustand der Dinge nicht auf die Dauer tragen. Der große Geschichtschreiber der Römer, Tacitus, sagt in seiner treffenden Schilderung der alten Deutschen: „Vornehme Abkunft oder große Verdienste der Väter weisen eines Fürsten Würdigung schon zarten Jünglingen zu: sie werden den Uebrigen beigesellt, welche kräftiger sind und längst erprobt; und es macht nicht schamroth unter Gefährten erblickt zu werden. Auch die Gefolgschaft selbst hat ihre Rangstufen nach dem Urtheile Dessen, dem sie sich angeschlossen, und der Wetteifer ist groß sowohl unter den Gefährten, wem bei ihrem Fürsten der erste Rang werde, als auch unter den Fürsten, wer die meisten und rüstigsten Gefährten habe. Das bringt Ehre, das Macht, stets von

einer großen Schaar auserlesener Jünglinge umgeben zu sein: im Frieden Glanz, im Kriege Schutz." Einen solchen Fürsten nun zieht es hinaus in die Ferne, sich Raum zu schaffen und Ruhm und Reichthum. Er fordert seine Gefährten, in der Sprache der alten Deutschen geferan, durch Umstellung gerefan, woher das spätere „Graf", zu einer Heerfahrt auf und sammelt zu deren Ausführung Heergesellen um sich und vertheilt dieselben unter ihre Führung. Er setzt den Einen über zehn Mann zum Zehntner oder Dekan, den Andern über hundert, zum Hundertner oder Centenar, den Dritten über tausend, zum Tausendner oder Millenar u. s. w., von der letztgenannten Stufe an Graf vorzugsweise, oder Herzog (Heerführer) genannt. Er führt die Heerfahrt aus und gewinnt wirklich Raum und Ruhm und wird reich und gründet ein Reich. Die Eingeborenen werden unter die Eroberer vertheilt. Sie dürfen (in der Regel wenigstens) auf ihrem Grund und Boden sitzen bleiben, aber sie müssen mindestens ein Drittel davon abtreten und das Uebrige zudem noch in Abgaben verzinsen. Das Abgetretene wird durch das Loos unter die Eroberer vertheilt. Der Antheil, der Jedem zufällt, heißt deshalb selbst Loos, oder mit lateinischer Form Alod, womit dem spätern Lehen gegenüber das Eigengut bezeichnet wird. Die Größe dieses Antheils richtet sich nach dem Rang, die Heergesellen erhalten den kleinsten, die Führer oder Grafen stufenweise größere, der Gefolgsherr den größten.

Auf seinem Antheile aber, als in seinem Hause, schaltet und waltet der noch von der alten Heimath herübergebrachten Sitte gemäß Jeder, mag er Heergeselle oder Führer gewesen sein, ganz nach Gefallen. Niemand hat

ihm einzureden. Aber dadurch eben beschränkt sich seine Selbstherrlichkeit auch selbst, er darf nur so weit von ihr Gebrauch machen, als sich mit der Selbstherrlichkeit der Uebrigen verträgt. Diese Grenze muß bestimmt und bewacht werden. Es geschieht durch die Zehntner, die Hundertner, die Grafen, die Herzoge, den Gefolgsherrn, die wir zuvor als Führer durch das Heer, so jetzt als Ordner und Richter durch das Reich vertheilt finden. Der Zehntner hat eine Gehöftgruppe eine „Mark" (daher Markrichter), nach römischer Einrichtung einen Weiler, ein Dorf, der Hundertner eine „Cent" (daher Centrichter, auch Centgraf), nach römischer Einrichtung einen Flecken, ein Landstädtchen, der Graf einen „Gau" (daher Gaugraf), nach römischer Einrichtung einen Bezirk mit einer Bezirksstadt, der Herzog einen „Kreis" oder ein „Land" (daher Kreis- oder Landeshauptmann), nach römischer Einrichtung eine Provinz mit einer Provinzialhauptstadt oder Metropole, der Gefolgsherr, in seiner neuen Stellung König genannt, das ganze Reich unter seiner Leitung. Die übrigen Ordner und Richter, seine Offiziere nun Beamten, sind nur seine Stellvertreter. Sie ordnen und richten in seinem Namen. Auf seinem besondern Antheile, auf seinen Krongütern, in seinem Hause, ordnet und richtet er selbst, da bedarf es dieser für das Reich gesetzten Stellvertreter des Königs, seiner Reichsbeamten nicht, da haben sie auch keine Gewalt, da hat der König allein Gewalt, und an seiner Statt die für sein Haus von ihm gesetzten Stellvertreter, seine Haus- oder Hofbeamten. Des Königs Haus aber ist groß und verzweigt sich durch das ganze Reich, von einem Ende desselben bis zum andern. Sämmtliche Gefährten, insbesondere die Grafen und Herzoge, und wer immer in seinem Dienste steht, gehören

zu demselbigen und der gesammte Adel gehört zu demselbigen und bildet mit ihm ein Reich im Reiche, einen Staat im Staate.

Es konnte keinen fruchtbarern Keim der Auflösung für Reich und Staat geben. Lust und Gelegenheit zur Vergrößerung des Gefolges blieben in der neuen Heimath, wie sie in der alten gewesen. Der Adel und insbesondere der König selbst, setzte noch immer seine Ehre in ein zahlreiches und glänzendes Gefolge, macht man ja noch heute, selbst wenn man nicht von Adel ist, wenn man nur das Vermögen hat, oder wenigstens zu haben meint, gar zu gern ein „großes Haus". Sie gaben von ihrem Alod, das ihnen ohnedies in der Regel zu groß zur Selbstbewirthschaftung war, zur Nutznießung, oder zu Lehen weg, und nahmen damit den Empfänger gleichsam in ihr Haus und Hausrecht, in ihren „Frieden" und Schutz auf, verpflichteten ihn aber auch dafür zu besonderer Leistung und Treue. Je größer das Haus, desto größer die Ehre und der Gewinn, in dessen Genossenschaft zu stehen. Die Annahme eines Lehens kostete zwar immer wenigstens einen Theil der Freiheit, und es gab deßhalb Geschlechter, wie das Welfische, denen der Stolz dieselbige auch aus den Händen des Kaisers verbot; aber der Verlust traf weniger die Rechte, als die Pflichten der Freiheit, und jene wurden mit jedem Tage leichter, diese mit jedem Tage schwerer. Gern gab darum der Arme sein kleines Grundstück dem Reichen zu eigen und empfing dagegen von diesem ein größeres zu Lehen, denn nun konnte ihn sein Graf nicht mehr pressen, wie einen Schwamm, er konnte ihn namentlich nicht mehr zum Volksheere ausheben, und er stand, wenn er dennoch in's Feld ziehen mußte, nicht unter der eisernen Zuchtruthe eines beamteten Tyrannen, sondern unter dem sanften Kom-

mandostab eines Lehensherrn, den er alle Gelegenheit hatte, sich zum wohlwollenden Gönner zu machen. Selbst der Reiche nahm gern ein Lehen aus den Händen eines noch Reichern oder wenigstens Mächtigeren und verpflichtete sich ihm, um ihn sich zu verpflichten. Nichts konnte größeren Gewinn bringen, als nach der einen Seite hin Lehensherr, nach der andern Lehensmann zu sein.

Unter solchen Verhältnissen mußte das Lehenwesen immer mehr um sich greifen und frühzeitig zum Lehenunwesen umschlagen, des Volkes wie des Königs Gewalt und Freiheit zu verschlingen. Es gab Lehensmannen des Königs, welche selbst eine zahlreichere Lehensmannschaft besaßen, als dieser. Dahin gehörte am Lebensabende des merovingischen Hauses namentlich das Geschlecht der Pipine. Es zählte zuletzt so ziemlich den gesammten Adel des Reiches zu seiner Lehensmannschaft, und hauptsächlich dadurch gelang es ihm mit so geringer Mühe, das Hausmeieramt und nachmals sogar den Thron als Familienerbe an sich zu bringen. Der Eintritt in einen Lehensverband war zwar an die besondere Erlaubniß des Königs geknüpft. Aber was half das? Es war ein Palliativmittel, und Palliativmittel verlängern nur und verschlimmern das Uebel. Geld regierte schon dazumalen die Welt und wird sie regieren, so lange sie steht; der wachsende Reichthum machte das Gesetz zum Schattenspiel, er erzwang die königliche Erlaubniß und verwandelte das Lehen in Erbbesitz, den Erbbesitz in Erbeigenthum. Den merovingischen Königen blieb zuletzt nur noch das einzige Hofgut Mamaccä (Maumagues, links der Oise, unweit Noyon). Wenn das karolingische Haus nicht demselben Loose verfallen wollte, mußte es zu einem Radikalmittel greifen, mußte es die ganze Reichsordnung von Grund aus um-

schaffen. Das aber konnte nach Karl's des Großen Ueberzeugung nur durch eine imperatorische Allgewalt geschehen, wie sie sich in den Kaisern des alten Römerreiches verkörpert hatte. Das demokratische Element des germanischen Staates war vom aristokratischen verschlungen, das monarchische hatte sich durch die Thronbesteigung des Pipinischen Geschlechts noch aus dem Rachen des Todes gerettet, aber sein Mörder, das aristokratische, war damit noch nicht überwältigt, und wenn es am Leben und Ruder bleiben und seine Aufgabe lösen wollte, mußte dieses überwältigt, mußte der streng monarchische Kriegsstaat, der imperatorische Kaiserstaat, nur veredelt und verklärt im Christenthume, hergestellt, mußte der germanische Staat aus dem aristokratisch-monarchischen Kriegsstaat, der er im aufe der Zeit geworden war, in einen christokratisch-monarchischen umgeordnet werden.

Die Bahn zu dieser Umordnung brach und den Grund zu der neuen Ordnung legte der große Herrscher mit der Herstellung der Ordnung überhaupt. Mit der aber hielt er es, wie sein Vater es mit der Verwirklichung des Christenthums gehalten hatte, er fieng bei sich selbst an; er wurde vor Allem selbst ein Mann der Ordnung, er wurde vor Allem selbst, wie sein Reich werden sollte, und er war es zum Theil schon von Natur. Karl der Große war groß in seinem ganzen Sein und Erscheinen, in seinem ganzen Gehaben und Gebaren. Das Wort des Dichters fand seine Anwendung auf ihn, „jeder Zoll von ihm war ein König.“ Schon seine Gestalt, mochte er sitzen oder stehen, war voll Würde und Majestät. Er war von breitem, kräftigem Körperbau und hervorragender Größe, die jedoch das richtige Maß nicht überschritt. Unter der hohen, stark gewölbten Stirne leuchteten, wie Sterne an einem Thronhimmel, zwei blaue,

große und lebhafte Augen und gaben seinem Gesichte, wenn in der Seele Sonnenschein war, jene Offenheit und Heiterkeit, welche alle Herzen gewann, aber auch, wenn es in seinem Innern stürmte, jenen niederschmetternden Ausdruck, vor welchem die Welt erzitterte. Die Nase hatte etwas über das Mittelmaß, der Mund war klein, der Hals fast zu fleischig und zu kurz, und der Unterleib etwas herabhängend, aber das Ebenmaß der übrigen Glieder verdeckte diese Mängel. Der Gang war fest, die Haltung durchaus männlich, nur die Stimme wollte nicht recht passen, sie war fein und zart. Seine Gesundheit war gut; er pflegte sie durch regelmäßige Leibesübung, meist zu Pferde und auf der Jagd, wie es die Sitte seines Volkes mit sich brachte, mit dem sich nicht leicht ein anderes in diesen Künsten messen konnte. Im Schwimmen übertraf ihn Keiner. Vorzugsweise aber liebte er die warmen Quellen zum Bade; um derentwillen hauptsächlich war ihm sein Achen so theuer. In der Kleidung hielt er sich an die fränkische Sitte. Auf dem Leibe trug er ein Hemde und Unterhosen von Leinwand, darüber ein mit seidenen Streifen verbrämtes Wams und Beinkleider von Tuch — Flachs und Wolle von seinen eigenen Töchtern gesponnen. Seine Fußbekleidung bestand in Lederschuhen mit Bändern von demselben Stoffe. Schultern und Brust schützte er Winters mit einem Rocke aus Seehundsfell und Zobelpelz. Ueber demselben trug er einen meergrünen Mantel. Das Schwert legte er selten von der Seite, Griff und Gehenke waren von Gold oder Silber; ein besonders kostbares, mit Edelsteinen eingelegtes gürtete er um, wenn er Gesandten Audienz gab. Wollte er aber in seinem vollen Ornate erscheinen, so trug er ein mit Gold durchwirktes Oberkleid und darüber einen offenen, mit goldenen

Hacken zusammengehaltenen Mantel und mit Edelsteinen besetzte Schuhe, um die Stirne ein kostbares Diadem. Ausländische Tracht legte er bloß zweimal in seinem Leben an, zu Rom, das eine Mal, wie es dessen Verlobung, das andere Mal, wie es dessen Vermählung mit seiner Germania galt, dort auf den Wunsch des Papstes Hadrian, da er an Ostern 774 seinen Bund mit dem Stuhle Petri schloß, hier auf den Wunsch Leo's, im Jahre 800, um sich den Römern im alten Kaiserschmucke zu zeigen.*

Im häuslichen Leben liebte er die Einfachheit, im öffentlichen die Pracht, besonders an seinen Bauten. Zeugniß davon gaben namentlich seine Paläste zu Ingelheim, zu Neumagen und zu Achen, von deren ersterem ein Zeitgenosse, Ermoldus Nigellus, in seinem Lobgedichte auf Kaiser Ludwig den Frommen eine höchst anziehende Schilderung entwirft, sowie seine Kirchen, insbesondere die herrliche Liebfrauenkirche zu Achen, ein

* Die Tracht der alten Franken bestand nach der Beschreibung des Mönchs von St. Gallen in Schuhen, die außen mit Gold geschmückt und mit drei Ellen langen Schnüren versehen waren, scharlachenen Binden um die Beine, darunter leinenen Hosen von derselben Farbe, aber verziert mit kunstreicher Arbeit. Ueber diese und die Binden erstreckten sich in Kreuzesform, innen und außen, vorn und hinten, jene langen Schnüre. Darüber dann ein Hemde von Glanzleinwand, über diesem das Schwertgehenk. Das Schwert war erstlich durch die Scheide, dann durch Lederwerk, darüber noch durch schneeweißes gewichstes Linnen verwahrt, und auf der Mitte dieser Hülle schimmerten blitzende Kreuzchen. Das letzte Stück des Anzuges war ein graues oder blaues Gewand, viereckig und doppelt, so geformt, daß es über die Schultern gelegt vorn und hinten die Füße berührte, an den Seiten aber kaum die Kniee bedeckte. Dann trugen sie in der Rechten einen Stab von einem geraden Baumstamm, mit einander gegenüberstehenden Knoten, schön, stark und schrecklich, mit einem golnened und silbernen Handgriff mit schöner getriebener Arbeit.

Nachbild der byzantinischen Rundform, wie er sie an der St. Vitaliskirche zu Ravenna gesehen, und das noch prachtvollere Gotteshaus zu Ingelheim, ein Werk im römischen Langstyl, „Pfosten daran von Erz, Thüren von funkelndem Gold", im Innern die ganze biblische Geschichte von der Erschaffung des ersten Menschenpaares bis zur Himmelfahrt Christi, zwanzig Szenen aus dem alten, zwanzig aus dem neuen Testamente, einander gegenüber in Wandgemälden dargestellt, denen, ein Sinnbild der Vermählung zwischen Kirche und Staat, in dem mit der Kirche verbundenen Palaste Darstellungen aus der weltlichen Geschichte, die alte Zeit wieder der neuen gegenüber, entsprachen, jene mit Ninus, Cyrus und Alexander, als den Vertretern der heidnischen, diese mit Constantin und Theodosius, als den Vertretern der christlichen Weltherrschaft, beginnend, und mit Karl dem Hammer, dem Bezwinger der Frisen, Pipin dem Frommen, dem Eroberer Aquitaniens, und endlich Karl dem Großen, schließend, „dem Weisen, wie er dem Blicke zeigt die offenen Züge und mit der Krone geschmückt voll Würde das Haupt trägt, gegenüber das Heer der Sachsen, zum Kampfe gerüstet, wie er es schlägt und bändigt und seinen Gesetzen unterwirft," der herrliche Streiter Christi.

Alle Kirchen seines Reiches sollten auch in der Ausstattung ihrer hohen Bestimmung entsprechen. Besonders ließ sich Karl angelegen sein, daß der Gottesdienst überall mit der möglich größten Würde gehalten werden konnte und gehalten wurde. Die heiligen Gefässe mußten aus Gold und Silber angefertigt, auch die heiligen Gewänder aus kostbaren oder wenigstens guten Stoffen bereitet sein, und selbst die niedersten Kirchendiener bei den heiligen Verrichtungen in Feierkleidern erscheinen. Vornehmlich war

er auf Verherrlichung des Gottesdienstes durch Gesang und Musik bedacht. Im Jahre 757 war die erste Orgel, ein Geschenk des griechischen Kaisers Constantin V., nach dem Frankenreiche gekommen und zu Soissons, dem Lieblingssitze König Pipin's, aufgestellt worden. Von jener Zeit an wurde denn auch die Kirchenmusik gepflegt. Karl der Große besonders wandte ihr seine volle Aufmerksamkeit zu und suchte sie in seinem ganzen Reiche nach dem Muster der römischen herzustellen. Er ließ durch zwei eigens aus Rom berufene Meister die beiden Gesangschulen zu Soissons und Metz zu Musterschulen für seine gesammte Reichskirche einrichten und suchte diese selbst in allen Beziehungen zur Musterkirche für die ganze Christenheit heranzubilden, und eben zu diesem Zwecke ließ er sie zunächst bei der römischen Kirche in die Schule gehen. Er hielt deßhalb auch die Hauptkirche von Rom am höchsten und beschenkte sie am reichsten. Als ihm Leo III. die Schlüssel zum Grabe des Apostelfürsten übersandte, vergabte er an diese Kirche einen großen Theil der Schätze, welche Graf Erich von Friaul bei der Plünderung eines der avarischen Ringe erbeutet hatte. Keine Gelegenheit ließ er vorübergehen, ohne sie zu einer Schenkung an das Grab oder den Stuhl Petri zu benützen; mit goldenen Ketten fesselte er beide an seinen Thron. Aber alle Kirchen Gottes, alle Pflanzstätten des Christenthums, alle Anstalten für das zeitliche und ewige Wohl der Völker und des Volkes, alle Armen und Hülfsbedürftigen wurden mit freigebigster Hand von ihm unterstützt; und der Großmuth, mit welcher er gab, kam allein die Weisheit und Unparteilichkeit gleich, mit welcher er zu geben wußte.

Für sich selbst war Karl der Große sparsam. Seine fromme Mutter hatte ihn, wie wir gesehen haben, zur

Gottesfurcht und zur Bethätigung derselben im Leben erzogen, und wenn er sich in seinem Privatwandel zu manchen und zu schweren Verirrungen hinreißen ließ, so führte ihn sein guter Geist besonders durch die Persönlichkeiten, in die er sich verkörperte, wie durch seine treffliche Gemahlin Hildegard, immer wieder auf den Weg der Wahrheit zurück, und mitten in seinen Verirrungen war ihm das Sittengesetz wenigstens in so weit stets heilig, daß er sich nicht öffentlich über dasselbe hinwegsetzte oder es wie die Mehrzahl seiner Nachkommen in Werk und Wandel gar verhöhnte oder verhöhnen ließ. Sittlichkeit war das erste Erforderniß für Denjenigen, der seine Gunst zu erlangen trachtete. Mäßigkeit verlangte er von Jedem, Trunkenheit besonders verabscheute er auf's Aeußerste. Gastereien gab er höchst selten und nur bei besonders festlichen Gelegenheiten, dann aber für eine große Anzahl von Gästen. Auf seine gewöhnliche Tafel kamen nur fünf Gerichte, unter diesen durfte der Wildbraten nie fehlen, seine Jäger mußten ihm denselben am Spieße bringen. Ueber Tisch hörte er gern Musik, oder ließ sich vorlesen, gewöhnlich von den Thaten der Väter, oder aus seinem Lieblingsbuche, der Schrift des h. Augustin „von der Stadt Gottes"; sie stellte ihm das Ideal vor die Seele, das er in seinem Reiche zu verwirklichen strebte. Nach Tisch, wenigstens des Sommers, legte er Kleider und Schuhe ab und ruhte zwei bis drei Stunden. Nachts aber stand er vier- und fünfmal vom Schlafe auf und arbeitete, ging auch wohl in die Kirche und betete. Während des Ankleidens empfing er nicht nur seine Freunde, sondern nahm wohl auch Geschäfte vor, hörte z. B. seinen Pfalzgrafen über einen Rechtsstreit an, ließ die Parteien zu sich hereinführen, untersuchte ihren Fall

und sprach das Urtheil, ordnete auch an oder besorgte sogleich, was es sonst für den laufenden Tag zu thun und zu richten gab. Die Kirche besuchte er fleißig, Morgens und Abends, und, wie wir soeben gesehen, sogar in der Nacht. Jede Stunde hatte ihr Geschäft. Keinen Augenblick ging er müßig.

Er hatte in seiner Jugend keinen ordentlichen Unterricht in den Wissenschaften genossen. Die königliche Pfalzschule bestand zwar schon seit undenklichen Zeiten, und Karl der Große war selbst deren Zögling gewesen, aber sie war dazumalen noch weit hinter ihrer Aufgabe zurück, und der Adel, merkt der „Mönch von Angoulême“ zu den Lorscher Jahrbüchern ausdrücklich an, gab sich vor Karl dem Großen gar nicht mit Erlernung der „freien Künste“ ab. Der große Monarch fand es nicht unter seiner Würde, das Versäumte nach Kräften nachzuholen. Er erneuerte die Pfalzschule und mit ihr auch seinen eigenen Unterricht von Grund aus. Er nahm sogar Tafel und Griffel zu sich in's Bett unter das Kopfkissen und legte mitten in der Nacht oder in aller Frühe, wenn seine Leute noch tief im Schlafe lagen, die Hand an die Gestaltung von Buchstaben. Auch im Lateinischen nahm er noch im Mannesalter Unterricht, das Latein war die Sprache der Römer. Er brachte es auch darin so weit, daß er es wie das Deutsche sprach. Außerdem warf er sich auch auf das Rechnen und die Meßkunde und fand besonders Wohlgefallen an der Berechnung des Laufes der Gestirne. Aber nicht nur in diesem, sondern in allen Gebieten des menschlichen Wissens suchte er sich heimisch zu machen und ließ darin auch seine Kinder unterrichten, die Töchter wie die Söhne, und pflog bei Tisch und den ganzen Tag über, zu Hause wie auf Reisen, wo er immer eine Stunde frei

hatte von Regierungsgeschäften, unterrichtende Gespräche mit ihnen und ihren und seinen Lehrern. Dann aber mußten — und das war immer noch Hauptgeschäft — die Söhne, sobald es ihr Alter gestattete, nach der Sitte der Franken reiten, sich in den Waffen und auf der Jagd üben, die Töchter aber sich mit Wollenarbeit abgeben, oder mit dem Spinnrocken im Arme die Spindel drehen.

Die Männer, denen er sich und seine und seines Adels Kinder in Unterricht gab, suchte er aus allen Enden der Welt zusammen. Wir haben ein Beispiel davon in Paul von Friaul kennen gelernt. In die umfassendsten Pläne vertieft, in die hartnäckigsten Kriege verwickelt trug sich der große Monarch, wo er stand und ging, mit dem Gedanken an die Wissenschaft und ihre Pflege, und wohin er immer kam, in Feindes wie in Freundes Land, prüfte er Alles und behielt das Beste und gewann und verwendete es für seine großen Zwecke. Er ging nicht nur auf Eroberung von Ländern und Völkern, er ging zugleich immer auch auf Eroberung von Kenntnissen und Gelehrten aus. Auf diese Art lernte er auf seinen Zügen nach Italien den Diaconus Peter von Pisa und dessen Landsmann, den Diaconus Paul von Friaul, kennen und gewann beide als Lehrer für seine Kinder, letztern hauptsächlich für seine Tochter Rotrud, die, weil sie dem oströmischen Kaiser verlobt war, das Griechische lernen sollte. Peter von Pisa folgte seinem Rufe im Jahre 774, Paul von Friaul im Jahre 781. In dem letztgenannten Jahre machte Karl zu Rom noch eine größere Eroberung an dem Angelsachsen Alcuin, der, um's Jahr 735 geboren, zuerst Zögling, dann Vorsteher der weltberühmten Münsterschule von York war. Dieser große Meister in aller Wissenschaft, besonders in der Staatswissenschaft, war es auch hauptsächlich, der

dem großen Meister in der Staatskunst seine Pfalzschule einrichtete und in wenigen Jahren zur höchsten Blüthe heranhob. Er leitete dieselbe 782—790, machte sodann im Interesse der ganzen Reichsordnung eine wissenschaftliche Reise in sein Vaterland und übernahm, von derselben zurückgekehrt, 792 die Gründung oder vielmehr Erneuerung einer zweiten Musterschule, zu Tours, für dessen Martinstift er von Karl dem Großen zum Abte ernannt wurde, sowie überhaupt die Leitung und Reform des Schul- und Unterrichts- und damit zugleich des in unzertrennlichem Zusammenhange mit demselben stehenden Kirchenwesens für das ganze Reich.

Schon im Jahre 788 hatte Karl der Große eine Verordnung erlassen, wonach an jedem Bischofsitze und jedem Kloster eine Schule errichtet werden sollte, besonders zur Heranbildung einer würdigen Geistlichkeit. Im folgenden Jahre war derselbe Gegenstand auf dem Reichstage zu Achen besprochen und als Ergänzung der fraglichen Verordnung die Errichtung von Leseschulen für Knaben (ut scholae legentium pucrorum fiant) also eigentlichen Volksschulen angeordnet worden. Diese Anordnung wurde sofort zuerst und am Vollständigsten in der Diöcese Orleans ausgeführt. Es geschah durch den um das damalige Reichsschulwesen so hoch verdienten Theodulf, einen Mann ostgothischer Abkunft aus Italien, der ein Zögiing und in der Folge auch Lehrer der Pfalzschule im Jahre 794 von Karl dem Großen zum Bischofe der gedachten Stadt ernannt, im Jahre 818 aber als Theilnehmer an der Erhebung Italiens unter König Bernhard von Ludwig dem Frommen abgesetzt wurde und 821 starb. Derselbe erließ die Verordnung: „Die Pfarrer sollen Schulen in den Weilern und Dörfern halten, und wenn ihnen

der Getreuen Einer seine Kleinen in Unterricht geben will, denselben die Aufnahme und den Unterricht nicht versagen, sondern sollen sie lehren in aller Liebe und keinen Lohn von ihnen dafür fordern, oder höchstens annehmen, was ihnen die Eltern als Liebesgabe aus eigenem Antriebe darbieten." Solche Pfarrschulen kamen dann wohl auch in andern Sprengeln zu Stande. Wenigstens verlangte Karl der Große in einem Kapitulare von 802 „daß Jedermänniglich seinen Sohn in den Unterricht schicken solle". Auch ging er mit Errichtung solcher Schulen auf seinen Krongütern überall voran und sprach zu seinem Lehensadel: „gehe hin und thue deßgleichen;" und wer sich seine Gunst erwerben wollte, hörte auf diese Rede und folgte dem Beispiele seines Herrn.

Der Zweck des Unterrichtes war Karl dem Großen ungeachtet seiner hohen Verehrung für alles menschliche Wissen weniger das Wissen, als vielmehr das Glauben und das Thun. Darum verlangte er in seinem Achener Capitulare von 789 „von den Kloster- und Münsterschulen bloß, daß Psalmen, Noten, Gesang, Rechnen und Sprachkunde darin gelehrt werden", und von seinen Geistlichen bloß, daß sie die grammatischen Formen im Texte der heiligen Messe für jeden bestimmten Fall abzuändern und eine lateinische Predigt ohne Anstoß vorzulesen verständen. Die Hauptwissenschaft, welche er von ihnen und von Allen betrieben wissen wollte, war die Wissenschaft des Lebens, die Lehre und That des Christenthums. Sie hauptsächlich sollte dem Knaben ein- und vom Manne ausgeprägt werden in Wort und Werk und auf diesem Wege sich durch die Schule, die Kirche und die Gesetzgebung dem gesammten Volke und Volksleben mittheilen. Und das zu ermöglichen, das anzubahnen und zu bewerk-

stelligen war die Lebensaufgabe, oder fiel wenigstens zusammen mit der Lebensaufgabe, welche Karl der Große sich gestellt hatte, und welche hauptsächlich den großen Monarchen zum großen Apostel machte.

Stark und groß war der Mann an Körper und Geist und Seele, stark und groß nach außen und nach innen sollte auch sein Reich werden. Er verfolgte und erreichte diesen Zweck einestheils mit dem Schwerte, anderntheils mit dem Worte, und dem Worte lieh er eben eine Stimme in der Schule, in der Kirche und in der Gesetzgebung, die erste aber stellte er der zweiten, die zweite der dritten, die dritte und mit ihr alle drei sich selbst, dem Reichsoberhaupte, als der höchsten Einheit, oder wenigstens dem Stellvertreter der höchsten Einheit, dem Ordner und Richter an Gottes Statt, unter, und regelte Alles in oberherrlicher Machtvollkommenheit theils von seiner Pfalz aus unter Mitwirkung seiner Räthe, theils auf seinen Reichstagen unter Mitwirkung seiner Stände, dort durch Cabinetsverordnungen, hier durch Reichsschlüsse, beide unter der gemeinschaftlichen Bezeichnung „Capitularien“ zusammengefaßt. Zur Leitung des Schul- und Kirchenwesens bestellte er sich, wie wir gesehen haben, seinen eigenen Mann in der Person Alcuin's. Den Statthalter Petri aber setzte er darum nicht gar auf die Seite. Er unterhielt stets den lebhaftesten Verkehr mit demselben und legte ihm alle Kirchenfragen von größerer Tragweite vor, er legte sie auch seinem Cultministerium, er legte sie auch seinen Land- und Reichstagen, er legte sie aber vor Allem und nach Allem sich selbst vor und nur nach der Entscheidung dieser seiner ersten und letzten Instanz handelte er.

Wohl schon im Jahre 774 hatte Karl der Große die Dionysianische Sammlung der Kirchengesetze, den Had-

rianischen Codex, aus den Händen des Papstes empfangen, um deren Inhalt der fränkischen Reichsgesetzgebung einzuverleiben. Aber 789, auf dem großen Reichstage zu Achen, legte er denselben seinen Ständen vor, und nur was ihm davon beliebte, ließ er in seine Reichsordnung aufnehmen, die Bestimmungen von Sardica z. B., welche freie Berufung an den Stuhl Petri gestatteten, schloß er aus, denn sie hätten ihm seine Reichskirche aus den Händen gewunden; dagegen die Bestimmungen von Nicäa und Antiochien, welche den Provinzialsynoden die höchste Entscheidung zuerkannten, nahm er auf, denn die Synoden seines Reiches hatte er in seiner Gewalt, die Männer, aus denen sie bestanden, waren seine Unterthanen, größtentheils seine Lehensleute, und schon sein Vater Pipin hatte ihre Versammlungen zu seinen Werkzeugen zu machen gewußt. Derselbe hatte im Jahre 755, auf dem ersten großen Reichstage nach seiner Salbung durch die Hände des Papstes, nicht umsonst die Bestimmung getroffen, daß von den beiden Synoden, welche dazumalen für das Jahr festgesetzt wurden, die eine an einem vom Könige zu bestimmenden Orte, die andere in der Regel zu Soissens, Pipin's ordentlicher Residenz, zusammentreten sollte. Karl der Große aber unterwarf die Entscheidungen und Beschlüsse der Provinzial- wie der Reichssynoden ausdrücklich seiner Bestätigung oder Verwerfung und sprach noch das ausschließliche Recht ihrer Berufung und sogar ihrer Leitung an. Die Reichssynode zu Frankfurt im Jahre 794 lieferte den vollgültigen Beweis, daß er das letztere wenigstens ausübte, und daß er seine besondere Reichskirche und Reichskirchenordnung beanspruchte, daß er sowohl die Gesetze, als auch die Glaubenslehren, die in seinem Reiche Gel-

tung erlangen wollten, zuvor einer selbstständigen Prüfung unterwarf, und was diese nicht bestand, ohne alles Ansehen der Person, selbst den apostolischen Stuhl nicht ausgenommen, unnachsichtlich zurückwies.

Die griechischen Kaiser hatten bekanntlich schon seit längerer Zeit gegen alle Bilderverehrung gewüthet und dadurch die ganze morgenländische Christenheit in eine wilde Gährung versetzt, in welche durch Italien, das in jenen Tagen zum großen Theile dem griechischen Reiche einverleibt war, auch die abendländische Kirche hineingerissen wurde. Die Kaiserin Mutter Irene nun, welche im Namen ihres Sohnes Constantin VI. die Regierung führte, ließ, um ihren eigenen Namen nicht Lügen strafen, sondern Frieden und Freundschaft zu machen mit dem Abendlande und dessen großem Beherrscher, im Jahre 787 durch eine nach Constantinopel berufene, aber nach Nicäa verlegte Kirchenversammlung das von ihren Vorgängern erlassene und sogar durch eine Synode zu Konstantinopel im Jahre 754 sanctionirte Verbot der Bilderverehrung wieder aufheben. Sämmtliche Kirchenfürsten sowohl der abendländischen, als der morgenländischen Christenheit waren zu dieser Versammlung eingeladen worden, und 350, worunter zwei päpstliche Legaten, hatten sich auch wirklich zu derselben eingefunden. Nur die fränkische Kirche hatte keinen Antheil genommen. Die Beschlüsse, welche aufgehoben werden sollten, berührten sie nicht, die Bilderverehrung war in ihr nie verboten gewesen. Dann aber galt es nicht einmal bloß die Zurücknahme des Bilderverbotes, es galt überhaupt eine Vereinigung des Morgenlandes mit dem Abendlande und eine allgemeine Reform der gesammten Kirche, namentlich die Entfesselung derselben von

der weltlichen Macht, besonders der Omnipotenz des Staates, wie denn auch u. a. der mit dem Denken und Verfahren Karl's des Großen so gar nicht übereinstimmende Beschluß gefaßt wurde, daß kein weltliches Oberhaupt einen geistlichen Kirchenvorstand setzen dürfe. Solche Beschlüsse konnte eine Reichskirche nie gut heißen. Wie nun der Papst das Versäumte nachgeholt wissen wollte und die Akten des Concils von Nicäa an Karl den Großen schickte, um sie von seinen Bischöfen anerkennen und in ihre Kirchenordnung aufnehmen zu lassen, legte sie dieser, nachdem er sie durchgesehen, vor Allem seinem Kultminister vor, und der beantwortete sie mit den sogenannten karolinischen Büchern und setzte in denselben dem katholischen Glaubensbekenntniß ein fränkisches entgegen, das in offener und sogar derber Sprache nahezu volle Selbständigkeit für die fränkische Kirche in Anspruch nahm und besonders alle Eingriffe des apostolischen Stuhles von ihr abwehrte. Diese Schrift sollte nun auch durch eine fränkische Reichssynode sanktionirt werden. Zu einer solchen versammelte denn Karl der Große die sämmtlichen Oberhirten seiner Lande im Jahre 794 auf dem großen Reichstage zu Frankfurt, und führte seineu Cultminister, der als Ausländer, welcher nicht einmal ein eigentliches Kirchenamt im Reiche bekleidete, nicht wohl Sitz und Stimme in der Versammlung finden konnte, angeblich als „einen in den kirchlichen Doctrinen besonders unterrichteten Mann", thatsächlich aber als das Organ seiner Willensmeinung, als das Sprachrohr seinen Gedanken in dieselbe ein.

Auf der gleichen Synode wurde noch ein anderer Gegenstand verhandelt. „Der Bischof Felix von Orgellis (Urgel in der spanischen Mark, also ein Unterthan Karl's des Großen) war vom Erzbischof Elipandus von To-

letum in einem Briefe befragt worden, was man von der Menschheit unsers Herrn und Heilandes Jesu Christi glauben, ob man ihn nach seiner menschlichen Natur für einen eigentlichen oder bloß adoptirten Sohn Gottes halten müsse, und hatte darauf höchst unüberlegt und gegen die alte Lehre der katholischen Kirche ihn nicht allein für einen bloßen Adoptivsohn erklärt, sondern auch diese seine verkehrte Ansicht in einer besondern Schrift auf's Hartnäckigste zu vertheidigen gesucht. Darob nun war er im Jahre des Heils 792 zum Könige berufen worden, der dazumal in Regensburg Hof hielt, alldorten von den versammelten Bischöfen gehört, des Irrthums überführt und zu Papst Hadrian nach Rom geschickt worden, wo er sofort zu St. Peter seine Irrlehren verdammte und abschwur." Also berichtet Einhard in seinen Annalen zum Jahre 792. Nach Spanien zurückgekehrt, hatte Felix seine alte Ansicht von Neuem vorgebracht und vertheidigt. Darum berief ihn nun Karl der Große im Jahre 794 abermals vor die geistlichen Stände seines Reiches, und seine Lehrmeinung ward abermals von ihnen verdammt, und eine von Alcuin gegen dieselbe abgefaßte Schrift von sämmtlichen Bischöfen, die zu Frankfurt versammelt waren, unterzeichnet. Aber weiter wurde gegen den hartnäckigen Irrlehrer nicht eingeschritten, Karl gestattete ihm sogar noch einmal vor der Reichssynode zu Achen im Jahre 799 freie Vertheidigung. Karl der Große hielt fest am katholischen Dogma, doch der Forschung legte er nicht leicht Fesseln an. Aber eben dadurch sicherte er der Wahrheit den Sieg, und die Glaubensspaltung vermochte erst sieben Jahrhunderte nachher unter Karl dem Fünften durchzudringen, der nur den Willen mit seinem hohen Vorbilde theilte, aber nicht die Willenskraft. Karl

der Große, sage ich, hielt fest am katholischen Dogma, und besonders auf dem Reichstage zu Frankfurt erscheint er als Wächter desselben. Er sprach dem griechischen Concil von 787 nicht nur den von demselben beanspruchten Charakter eines „ökumenischen", und damit insbesondere auch die Gültigkeit seiner Beschlüsse für die fränkische Kirche ab, sondern stellte ihm auch seine fränkische Reichssynode von 794 geradezu als Wiederherstellerin der wahren katholischen Glaubenslehre entgegen.

Zwei apostolische Legaten, die Bischöfe Theophylaktus und Stephanus, nahmen als Stellvertreter des Papstes Theil an derselben, ihre Einreden aber fanden keine Beachtung, und der Papst selbst mußte, von dem Ergebnisse der Synode in Kenntniß gesetzt, mit Aufklärung und Ablehnung von sogenannten Mißverständnissen, veranlaßt durch die fehlerhafte Uebersetzung, in welcher die Beschlüsse von Nicäa den fränkischen Bischöfen vorgelegt worden waren, sich begnügen und das in den carolinischen Büchern niedergelegte Frankfurter Glaubensbekenntniß im Uebrigen auf sich beruhen lassen. Er verzichtete auf den Versuch, dem großen Selbstherrscher der Germanenwelt das Bekenntniß der Unterwerfung unter Rom abzupressen, und tröstete sich mit der Thatsache, daß derselbe seine Reichskirche wenigstens im Geiste des Christenthums regierte.

Und das that auch Karl der Große. Er nahm die Reform, welche das Concilium von Nicäa, oder vielmehr dessen Urheber, der damalige Patriarch von Constantinopel, Tarasius, einer der wenigen würdigen Inhaber dieses Stuhles, und unter seiner Mitwirkung der Papst von Rom, Hadrian, beabsichtigte, selbst in die Hand und ließ kaum Einen seiner Reichstage vorbeigehen, ohne

Anordnungen und Maßregeln zur Verwirklichung des Christenthums in der Staatsordnung und im Volks- und Völkerleben, besonders auch im Leben und Streben der Geistlichkeit zu treffen. Gleich das erste der Capitularien, die sich von ihm erhalten haben, von einem Reichstage zu Worms 770, oder zu Valenciennes 771, wiederholt und schärft die Erlasse des großen Reformators Bonifacius zur Hebung der Sittlichkeit unter dem Clerus, fordert auch schon die weltliche Gewalt nachdrücklichst zur Unterstützung der geistlichen auf. In einem Erlaß von 779 ordnet er die Durchführung des schon unter seinem Vater aufgestellten Gesetzes an, daß „in jeder Bezirksstadt ein Bischof und über mehrere Bischöfe ein Erzbischof oder Metropolit gesetzt werde." Der christliche Staat bedurfte allenthalben neben den weltlichen auch seine geistlichen Ordner und Richter, und an solchen fehlte es eben, zum Theil noch, zum Theil wieder an vielen Orten, die Metropoliten oder Kreisbischöfe waren beinahe völlig in Abgang gekommen, die ganze Kreis- oder Provinzialordnung war nahezu verschollen. Die Frankenherrscher hatten es in ihrem Interesse gefunden, die Bezirks- oder Gauregierungen unter unmittelbare Aufsicht zu nehmen oder zu geben, nur noch einzelne Verwalter größerer Grafschaften führten den Titel Herzog oder Kreishauptmann, sowie einzelne Vorsteher größerer Bisthümer, Inhaber besonders hervorragender Stühle, oder besonders hervorragende Persönlichkeiten, wie Bischof Chrodegang von Metz, den Titel Erz- oder Kreisbischof, Metropolit. Man mochte nicht mehr so viel Gewalt in die Hände Eines Mannes legen und fürchtete namentlich durch Wiederherstellung der Metropoliten Werkzeuge zur Wiederherstellung der päpstlichen Oberherrlichkeit über die Reichskirche zu schaffen. Allein Karl

der Große wußte einen Ausweg zu ermitteln und auf diesem die Metropolitangewalt aus einem Werkzeuge des römischen Stuhles in ein Werkzeug des Thrones umzuwandeln. Im Vertrauen auf diesen Ausweg schritt er denn nach langjähriger Vorbereitung endlich getrosten Muthes zur Eintheilung seines Reiches in außerordentliche Metropolitansprengel, und bald zerfiel dasselbe in 24 Erzbisthümer.

Der Ausweg, den der große Staatsordner einschlug, bestand in der Durchführung des Planes, jede Behörde, von der höchsten bis zur niedersten, aus zwei Hälften, einer weltlichen und einer geistlichen, zusammenzusetzen, wie noch heute bei uns das im engern Sinne sogenannte „Amt" oder „Oberamt" ein „gemeinschaftliches" ist, bestehend aus dem Amtmann oder Schultheiß und dem Pfarrer, aus dem Oberamtmann und dem Decan: freilich ein kaum noch vernehmbarer Nachklang des Zusammenwirkens beider Gewalten in ihrem Ursprung. Diese beiden Hälften sollten dann einander in der Ausübung ihres Amtes nicht nur unterstützen, ergänzen, sondern auch überwachen. Ein Capitular von 823, der klarste Ausdruck des Gedankens Karls des Großen, obgleich derselbe dazumal nur noch in seinem Werke lebte, sagt hierüber: „dieweil einem Jeglichen von euch sein besonder Theil in Unserem Dienstkreise zugewiesen ist, wollen Wir auf dem Wege der Erkundigung und durch andere sichere Anzeigen, sowie durch Unsere ausdrücklich hiezu aufgestellten Sendboten, so weit eines Jeden Eifer in dieser Sache geht, und durch das gemeinsame Zeugniß, der Bischöfe nämlich über die Grafen, der Grafen über die Bischöfe, in Erfahrung zu bringen suchen, in welcher Weise die Grafen die Gerechtigkeit lieben und handhaben, und wie gewissenhaft die Bischöfe

in Wandel und Predigt sich zeigen, und wollen Uns von beiden auch über andere zu ihrem Dienstkreise gehöriger Getreuer Gerechtigkeit und Frieden und Eintracht Bericht erstatten lassen."

Die Erzbischöfe hatten natürlich abgesehen von ihrem oberhirtlichen Wirkungskreise auch ihren eigenen bischöflichen Sprengel. Für ihn stand ihnen dann weltlicher Seits der Graf dieses Sprengels als ergänzende und controlirende Hälfte zur Seite, in ihrem erzbischöflichen Wirken aber stellte sie Karl der Große unmittelbar unter die Leitung seines Cultministeriums, und mit diesem unter seine eigene persönliche oder an außerordentliche Stellvertreter übertragene Aufsicht. Dies überhob ihn vor der Hand der Maßregel, ihnen besondere weltliche Provinzial- oder Kreisvorstände zur Seite zu stellen, und erst seine Söhne und Enkel setzten solche wieder in den Herzogen ein. Dagegen schuf sich nun der große Meister der Staatskunst besondere Werkzeuge aus seinen Vertrauten, die ihn zum unumschränkten Gebieter über alle seine Grafen und Bischöfe und Erzbischöfe machten, Es sind dies eben die außerordentlichen Stellvertreter, an die er seine eigene Aufsicht übertrug, die königlichen Sendboten oder Missi, die Seele der karolingischen Reichsordnung, ursprünglich unsern außerordentlichen Regierungscommissären vergleichbar, die einem verdächtigen Beamten mitten in der Nacht in's Haus fallen, ihm Schlüssel und Rechnung abzufordern. Schon die merovingischen Könige oder deren Hausmeier hatten zuweilen diesen oder jenen ihrer Vertrauten in die Landschaften und Städte geschickt, um sich von der Verwaltung und den Zuständen derselben durch unmittelbare Anschauung zu überzeugen und im Namen des Königs Beschwerden und Gesuche entgegenzunehmen,

oder Rechtshändel zu entscheiden, auch wohl diesen oder jenen Beamten zur Rechenschaft zu ziehen, oder diese und jene außerordentliche Anordnung und Einrichtung zu treffen. Sie wurden zur Unterscheidung von Stellvertretern, welche von dem Papste, den Bischöfen, den Grafen und andern Oberbeamten zu ähnlichen Zwecken ausgeschickt wurden, als königliche Sendboten oder Legaten bezeichnet.

Diese königlichen Sendboten unter den Merovingern waren noch rein außerordentliche Beamte oder Bevollmächtigte, Karl der Große bahnte ihre Erhebung zu ordentlichen an und legte dadurch den Grund zur Wiederherstellung der eingegangenen Herzoge. Er theilte Jedem derselben seinen besonderen Sendbotensprengel (missaticum legatio), in der Regel ein Erzbisthum, zu. Das oben angeführte Kapitular Ludwig's des Frommen von 823 zählt indessen bloß zehn solcher Sprengel im Frankenreiche auf, wobei jedoch zu bemerken ist, daß Italien, Aquitanien und Baiern hier als selbstständige Staaten betrachtet und deßhalb bei dieser Aufzählung nicht mit eingerechnet wurden. Diese zehn Sendbotensprengel sind die Erzdiözesen Cöln, Trier, Mainz, Sens, Rouen, Tours, Besançon, dann Lyon mit Vienne, Arles und Moustiers, endlich Rheims, dessen Erzsprengel in zwei Sendbotensprengel zerfällt. Im Laufe der Zeit stellte sich das Bedürfniß heraus, den Umfang dieser Missatica zu verkleinern, ihre Zahl also zu vermehren. Karl der Kahle theilte im Jahre 853 sein Neustrien allein in zwölf Legationen.

Der königliche Sendbote wohnte in der Regel nicht in seiner Legation, er hatte dieselbe nur von Zeit zu Zeit ordentlicher Weise einmal des Jahres und zwar in den

Quatembermonaten zu bereisen und dann nach etwa vier Wochen am Hofe zu erscheinen und dem Könige Bericht über den Erfund zu erstatten. Seine Sendung aber und deren Gewalt dauerte bloß ein Jahr lang, nach Verfluß desselben erhielt er einen Nachfolger: eine Einrichtung, die allein schon hinreichend Zeugniß gibt von der Weisheit des großen Regenten. Nur Männer von Rang, die durch ihre Verhältnisse dem Bereiche der Bestechung entrückt waren, und zwar jedesmal wenigstens ihrer zwei, ein Geistlicher und ein Weltlicher — also eine gemischte Commission, welche sich selbst controlirte — wurden zu diesem wichtigen Posten ausersehen.

Die Chronik von Moissac bemerkt zu dem Jahre 802: „Er erwählte in seinem Reiche Erzbischöfe und Bischöfe und Aebte nebst Herzogen und Grafen, die es nicht nöthig hatten, Geschenke wider den Unschuldigen anzunehmen, und schickte dieselbigen durch das Reich, daß sie den Kirchen, den Wittwen und Waisen, und den Armen und dem gesammten Volke zum Rechte verhelfen."

Aus der letztern Stelle besonders ersieht man, wie diese königlichen Sendboten so recht dazu geeignet waren, die germanische Welt, wenigstens denjenigen Theil derselben, den man als Volk im engern Sinne bezeichnet, mit der römischen Kaiserkrone zu versöhnen. Darum wurden sie auch unmittelbar nach der Annahme derselben in die Reichsordnung eingeführt. Es geschah eben auf dem großen Reichstage des Jahres 802. Das Organisationsgesetz, welches sie in's Leben rief, lautete seinem Hauptinhalte nach dahin: „Der Kaiser sendet unparteiische Männer, geistliche und weltliche, als bevollmächtigte Beamte, aber in regelmäßiger Wiederkehr, in die Landschaften, um die Amtsführung der ordentlichen Beamten, des

Staates sowohl, als der Kirche, zu prüfen, und als Stellvertreter der Person des Kaisers überall unmittelbar mit dem Volke zu verkehren, damit ein Jeglicher Recht und Gerechtigkeit finde in seinem besondern Stande und Berufe, und Alle in Liebe und Eintracht und Frieden mit einander leben können und mögen, die Canoniker nach ihren Vorschriften, die Mönche und Nonnen nach ihrer Regel, die Weltlichen ohne Lug und Trug. Die Sendboten sollen aller Ungerechtigkeit abhelfen, sie sollen insbesondere den Kirchen, den Armen, den Wittwen und Waisen, allem Volke nach Gottes Willen und in der Furcht Gottes Recht schaffen, ohne Ansehen der Person, ohne Schmeichelei, ohne Rücksicht. Was sie nicht selbst auszurichten vermögen, sollen sie an den Kaiser bringen u. s. w. u. s. w.“ Kein Wunder, wenn alles Volk den Sommer des Jahres 802, in welchem diese Sendboten ihren ordentlichen Wirkungskreis eröffneten, als die Morgenröthe eines goldenen Zeitalters oder wenigstens als den Anfang der Wiederkehr jener guten alten Zeit der patriarchalischen Ordnung begrüßte.

Die alte germanische Verfassung schien sich mit dem Schlusse eines Kreislaufes von Probejahren wieder ihrem Ursprunge zuwenden zu wollen, als sollte sie, nunmehr durch das Christenthum geläutert und verklärt, in ein zweites, ein volles und wahres Leben treten. Der Krieg war zu Ende, der Hausvater, der indessen vom Patriarchen zum Könige geworden, kehrte als Kaiser, als „von Gott gekrönter“ Kaiser siegreich aus dem blutigen Kampfe zurück und setzte sich nun als Ordner und Richter des Friedens an den so lange verwaist gewesenen Herd, denselben zu einem Altare des Höchsten zu machen, und schuf sich in seinen Sendboten, als eben

so vielen Verkörperungen seiner kaiserlichen Person, eine künstliche Allgegenwart und benützte dieselbe sogleich zur Aufführung fester und dauernder Grundmauern für das Wohl seiner Völker.

Er berief seine Sendboten gleich von ihrer ersten Rundreise zu sich in die Ständeversammlung des Herbstes 802 und leitete sofort mit Zugrundlegung ihres Berichtes eine allgemeine Reform seiner ganzen Reichsordnung ein. Den Anfang machte er mit den Gesetzen. Die verschiedenen Völker, die unter seiner Alleinherrschaft vereinigt waren, die Salier oder Meerfranken, in Neustrien, zwischen dem Ocean, der Maas und der Loire; die Ripuarier oder Rheinfranken, in Austrien, zwischen der Maas und den Höhenzügen des rechten Rheinufers; die Alamannen, im mittlern und obern Rheingebiete und im Donauquellenlande, von der Mainmündung und der Sur bis zum Rücken der mittlern Alpen, namentlich der rhätischen, und von der Aar bis zum Lech; die Bayern, zwischen der Donau und dem Rücken der östlichen Alpen, namentlich der norischen, und vom Lech bis zur Ens, in der Folge (von der Vertilgung der Avaren an) sogar bis zur Raab; die Burgunder, zwischen dem Rücken der westlichen Alpen und den Höhenzügen des rechten Ufers der Saone und, nach ihrer Mündung, der mit ihr vereinigten Rhone, von der erstern Ursprung, links noch das ganze Juragebiet bis zur Aar umfassend, bis zu der letztern Ausfluß; die Westgothen, an der Südküste und zu beiden Seiten der Pyrenäen, zwischen dem Ocean und dem Mittelmeer, der Loire und dem Ebro, hauptsächlich in Aquitanien, mit ihren Nachbarn, den Basken, um den biskayischen Meerbusen; die Longobarden, im Apenninenlande, durch den Alpenrücken in der Richtung von Ost nach West von den

Slaven (Kroaten und Karentanen), den Bayern, den Alamannen und den Burgundern geschieden; die Thüringer mit den Mainfranken, von der Sachsengrenze bis zur Donau, und von der Slavengrenze bis zu den Rheinfranken und Alamannen; die Sachsen, im Weser- und untern Elbgebiete bis zur Ostsee, Eider und Nordsee; die Frisen im Rheinmündungslande und um die Ems bis zur Nordsee, sowie endlich die Nachkommen der alten Römer, die durch das ganze Reich zerstreuten Romanen oder Walchen (Wälschen) — alle diese verschiedenen Völker hatten jedes seine angestammten Gesetze, nach denen sie von jeher gelebt hatten. Aber einige derselben, die Thüringer, Sachsen und Frisen, besaßen die ihrigen noch nicht schwarz auf weiß, sie trugen dieselben nur erst in Herz und Mund. Ihnen ließ sie nun Karl der Große den Bedürfnissen der Zeit und des Zweckes entsprechend, gleichfalls schriftlich stellen, „auf daß ihre Ordner und Richter fernerhin nach dem Buchstaben richten könnten und sollten, nicht mehr, wie wohl zu geschehen pflegte, nach erkauftem Gutdünken.“ Allen aber, die es noch bedurften, gedachte er ihre Gesetze, stets mit Rücksicht auf seinen Hauptzweck, die Einführung, Befestigung und Bethätigung des Christenthums, zu verbessern und zu vermehren, namentlich in den Gesetzbüchern der beiden Hälften des ursprünglichen Frankenvolkes, dem salischen und ripuarischen, „das Abweichende in Uebereinstimmung zu bringen, das Fehlende zu ergänzen und das Verkehrte und Untaugliche zu berichtigen oder auszumerzen. Indessen kam er damit nicht weiter, als daß er wenige Zusätze und auch diese nicht ganz fertig zu den Rechtsbüchern machte.“ Das römische Recht ließ er unangetastet, die Schüler wagten sich nicht an den Meister, und

des Meisters Werk, der Justinianische Codex, sollte mit der Zeit zur Alleinherrschaft im ganzen Reiche gebracht werden.

Auf dieses Ziel arbeitete man eben mit der Revision der germanischen Rechtsquellen hauptsächlich hin. Darum blieben und wurden diese in lateinischer Sprache geschrieben, und im salischen Gesetzbuche sogar die Malbergische Glosse gestrichen, welche besondere Fachausdrücke in der Volkssprache gab. Karl der Große hing mit ganzer Seele an seiner Muttersprache, der deutschen; er trug sich sogar mit dem Gedanken, eine Anweisung zur Erlernung derselben zu schreiben, er schöpfte den Monaten deutsche Namen, er ließ die deutschen Volkslieder sammeln und aufschreiben,* u. s. w. u. s. w. Aber er glaubte seine Liebe zur Muttersprache und mit ihr diese Sprache selbst seinen höhern Zwecken opfern zu müssen, und verwies sie aus der Gesetzgebung, sogar aus der Kirche. Er ließ durch Paul von Friaul Homilien aus den lateinischen Kirchenvätern sammeln und gab sie seinen Geistlichen, von denen nur wenige im Stande waren, dieselben zu übersetzen, in ihrer Ursprache, der lateinischen, in die Hand, sie ihren Gemeinden in dieser vorzulesen. Allein solches Uebermaß der Romanisirung vermochte denn doch nicht allzulange Stand zu halten. Noch zu Karls Lebzeiten drangen die Synoden auf die Predigt in der Volkssprache, und eine allgemeine Reichsversammlung zu Achen im September 813, der Krönungstag für Karls des Großen Reformen, erhob dieselbe zum Gesetz; doch der Miß-

---

* Ach, daß diese Sammlung von seinem Sohne, Ludwig dem Frommen, wegen ihres heidnischen Gepräges wieder vernichtet wurde!

brauch mußte stark um sich gegriffen haben, denn Ludwig der Fromme sah sich zu wiederholter Einschärfung dieses Gesetzes genöthigt.

Es geschieht nichts Neues unter der Sonne, der neue Kaiser der Römer that, wie die alten gethan hatten, die Germanen sollten um jeden Preis gerömert und alle Völker des Abendlandes auf diesem Wege in Eine Nation vereinigt werden. Diesem Zwecke mußten selbst diejenigen Maßnahmen als Mittel dienen, die das Eigenleben der verschiedenen Völker hegen und pflegen zu wollen schienen, wie namentlich die Behandlung eines jeden Reichsangehörigen nach dem angestammten Rechte seiner Heimath. Die Rechte der verschiedenen Völker und die verschiedenen Völker selbst sollten aller Orten und jederzeit in die möglich nächste Berührung mit einander gebracht und dadurch alle ihre Eigenthümlichkeiten so zu sagen zu Einem Brey verrührt werden. Darum, wenn die Longobarden unterjocht wurden, führte man Longobarden in das Innere des Frankenreiches und gab ihre Besitzungen an geborene Franken, und wenn das Sachsenland genommen wurde, verpflanzte man Sachsen an die Schelde und an den Main und siedelte Franken und Alamannen und Burgunder, und um das Maß der Mischung vollzumachen, sogar noch Slaven an der Elbmündung und im Wesergebiete an, brachte aber damit freilich nur ein Geduldspiel zu Stande, zu dessen Verschmelzung in einen Spiegel nicht nur die Allgegenwart und Allgewalt, sondern auch die Alldauer eines Karls des Großen erforderlich gewesen wäre. Aber auch ein Karl der Große war der Natur den Zoll des Todes schuldig, und, würde die Lügenbildersprache des modernen Heidenthumes hier hinzusetzen, die Natur hatte sich in dieser Größe erschöpft. Doch die Natur, oder um christlich zu

sprechen, die Schöpferkraft Gottes erschöpft sich nie, sie hatte sich auch in der Erschaffung Karl's des Großen nicht erschöpft, das zeigte sie in der Erschaffung seines gleichnamigen Sohnes; aber sie legte ihre schaffende Kraft auf eine andere Seite, sie entzog sie dem Staate und lieh sie der Kirche, sie rief selbst, den sie schon geschaffen hatte, und wie es schien, sogar zum Erben der Kaiserkrone geschaffen hatte, noch vor dessen Erledigung wieder vom Schauplatze der Erde ab; sie senkte wenige Jahre darnach auch dessen großen Vater in's Grab, und rief auf dieser Seite nicht so bald wieder eine neue Größe, dagegen auf der andern einen Gregor IV. und nicht lange darnach einen Nikolaus I. in's Leben, sie legte dem Throne des Gottesreiches zu, was sie dem Throne des Weltreiches abzog. Der Staat hatte dem Christenthume die Bahn zu den Völkern und dem Völker- und Volksleben gebrochen, die weitere Verfolgung dieser Bahn war Sache der Kirche; die Kirche allein konnte die Völker zum Heile führen, denn Heil und Freiheit sind eins; die Kirche ist die Trägerin des Heils, sie ist auch die Trägerin der Freiheit, der Staat aber zielt, wenn sein Lenker auch noch so freisinnig ist und sein Volk noch so tief im Vaterherzen trägt, wesentlich auf Unterdrückung. Insbesondere barg und hegte der germanische Staat, wie wir gesehen haben, eine Menge freiheitsfeindlicher Elemente in seinem Schooße. Aus der patriarchalischen Ordnung hervorgegangen, in welcher ohnedies die Willkür am Steuer sitzt, hatte er sich durch die Heerfahrtenordnung zum Lehenstaate entwickelt und drohte nun mit der Hof- und Gnadenordnung der Willkür die Krone aufzusetzen und damit eben die patriarchalische Ordnung, aber leider auf ihrer Kehrseite, der patriarchalischen Unordnung, zurückzuführen.

Das war der Lauf, das der Schluß der Entwicklung, wenn nicht ein eiserner Wille und ein eiserner Arm das in wilder Hast abwärts rollende Staatsrad mit Alles zwingender Gewalt in das Geleise der Ordnung zurückzog und festkeilte. Der eiserne Willen und der eiserne Arm waren da, Karl der Große lebte noch, die Alles zwingende Gewalt war auch da, Karl der Große hatte sich dieselbe durch seine Sendbotenordnung, die Schöpferin seiner künstlichen Allgegenwart, geschaffen: es bedurfte also nur noch der Anwendung der Hebel und der Legung des Geleises, der Feststellung und nach dieser auch der Festhaltung einer bestimmten Ordnung in allen Zweigen der Verwaltung und Regierung. Diesem Bedürfnisse aber half eben der große Herrscher, so viel immer in seinen Kräften stand, ab, und um demselben desto besser abhelfen zu können, schuf er sich eben aus der Allgegenwart auch die Allgewalt, suchte seine Völker aber, wie wir so eben gesehen haben, zugleich vor dem Mißbrauche derselben sicher zu stellen und band sich selbst an die festen Grundsätze und Formen des Rechtes. Am Rechte genügte es nicht, es bedurfte auch der Rechtspflege.

Rechtspflege und Kriegspflege standen im germanischen Staate in unzertrennlichem Zusammenhang, der König vereinigte sie, als Friedenspflege, in seiner Person, und eben darin bestand des Königs Gewalt. Aber sie traten noch mit einer dritten Ordnung, der Verwaltungspflege, in Bund, und mit dieser vereinigte sie das Volk, aber bloß als Rathspflege, in seiner Person, und eben darin bestand des Volkes Gewalt. Der germanische König konnte die Rechtspflege, er konnte die Kriegspflege, er konnte die Verwaltungspflege nicht für sich allein üben, er war mit jeder an das demokratische

sowohl als an das aristokratische Element gebunden, er mußte über jede des Rathes pflegen mit Adel und Volk. Und die Rathspflege über Rechtspflege, Kriegspflege und Verwaltungspflege ward geübt in den freien Volksversammlungen, wie wir dieselbigen noch heutzutage in den Landsgemeinden der demokratischen Kantone der Schweiz vor Augen haben. Lassen wir uns wieder von unserem alten Gewährsmanne, dem unbescholtenen Zeugen Tacitus, sagen, wie es unsere Vorväter zu Hause mit dieser Rathspflege hielten.

„Fragen von geringerem Belang," meldet unser Berichterstatter, „werden von den Fürsten berathen, wichtigere vom ganzen Volke, doch werden auch diese von den Fürsten in Vorberathungen besprochen. Die Versammlungen finden, wenn nicht etwas Besonderes vorfällt, zu geregelten Zeiten statt, bei Neumond oder Vollmond, denn beide gelten als besonders gesegnet. . . . Wie es der Menge behagt, lassen sie sich nieder. Alle erscheinen in Waffen. Die Priester, welche zugleich die Strafgewalt haben, gebieten sodann Stillschweigen, und der König, oder ein durch Alter, Adel, Kriegsruhm, Beredtsamkeit hervorragender Fürst, beide mehr angesehene Rathgeber als gebietende Machthaber, wird gehört. Mißfällt seine Meinung, so wird er mit unwilligem Geschrei zurückgewiesen, findet sie Anklang, so gibt die Versammlung ihren Beifall durch Zusammenschlagen der Speere zu erkennen. In diesen Versammlungen werden auch Klagen und Streitsachen vorgebracht und entschieden, sowie die Fürsten gewählt, die in den Gauen und Dörfern Recht sprechen. Jeden derselben, (wenn er zu Gericht sitzt) umgeben hundert Begleiter aus dem Volke, als Rathgeber und zur Erhöhung seines Ansehens. . . . Auch beim Gelage rathschlagen sie über

Aussöhnung von Feinden, über Eingehung von Ehen, über Zuziehung von Fürsten, über Frieden und Krieg."

Dies die Grundzüge der Rechts- und Rathspflege, wie sie von den Germanen in der alten, wie sie von denselben auch in der neuen Heimath, noch in den Tagen Karls des Großen, geübt wurde. Die Germanen führten, so lange sie noch Heiden waren, wie alle heidnischen Völker, in dunkler Ahnung der Wahrheit ihren Stammbaum auf Gott, ihren Odin oder Wuotan, zurück; sie nannten sich eben deßhalb Germanen, die Gottentsprossenen, Göttlichen oder Teutischen, Teutschen. Dasjenige Geschlecht nun, das seine Abstammung am weitesten zurück-, am nächsten an Gott hinaufleiten konnte, das Geschlecht (kuni) vorzugsweise genannt, das königliche, als am engsten mit Gott und den Göttern, ebenfalls bloßen Nachkommen Gottes, verbunden, war auch der natürliche Hüter des Bundes, in welchem Alle mit Gott und mit einander selbst standen, der natürliche Hohepriester des Volkes; und die nächstältesten Geschlechter, wieder, aber mit einem andern Worte, mit dem Worte adal, Geschlechter vorzugsweise genannt, die adeligen, die wieder am engsten mit dem königlichen verbunden waren, standen ihm in diesem seinem ursprünglichen Geschäfte oder Amte, als Gehülfen zur Seite, sie waren natürliche Priester des Volkes. Der Bund aber mußte, weil er immer von Neuem gebrochen wurde, auch immer von Neuem wieder aufgerichtet werden. Es geschah mittelst der Opfer. Diese wurden für die einzelne Familie zu Hause vom Haupte der Familie, vom Hausvater, auf dem Herde, als dem Hausaltare, in Gegenwart der gesammten Familie; für das ganze Volk außer dem Hause vom Haupte des Volkes, vom Könige, im Freien, an der gemeinsamen Opfer- oder Mahl-

stätte, in Gegenwart des gesammten Volkes dargebracht, und die Häupter der ältesten Adelsgeschlechter leisteten dem Könige hülfreiche Hand dabei. Der Eine schmückte ihn mit der zur Opferfeier erforderlichen Kleidung, er wurde deshalb als Kleiderthan oder Kämmerer bezeichnet, der Andere führte ihn auf dem heiligen Wagen zur Mahlstätte, er hieß deshalb Roßthan oder Marschall; der Dritte trug das Opferfleisch auf, er hieß deßhalb Tischthan oder Truchseß, der Vierte bot den Opfertrank herum und führte daher den Titel Schenke oder Mundschenke, u. s. w. u. s. w. Das Volk aß und trank: und war mit der Gottheit vermählt und versöhnt. Der Friede war wieder hergestellt, aber nur mit dem Himmel, er mußte auch mit der Erde wieder hergestellt werden, sonst war er nur halb, und alle Halbheit war den Germanen in den Tod verhaßt. Wiederherstellung des Friedens mit der Erde, Beilegung der Streitsachen und Fehden, überhaupt die Rechts- und Kriegspflege war eine wesentliche Ergänzung des Opfermahls und fiel mit diesem in den Geschäftskreis Derjenigen, welche Mahl und Vermählung zu besorgen hatten. Dagegen schied sich mit dem Uebertritte zum Christenthume die ursprüngliche Gewalt, die priesterliche, von selbst aus diesem Geschäftskreise aus und fiel einer eigenen Klasse von bevorzugten Geschlechtern, einem eigenen Adel zu, der Geistlichkeit. Der König wußte sich indessen auch diese wieder näher zu verbinden und betheiligte auch die christlichen Priester an den beiden Gewalten der Rechts- und Kriegspflege.

Die Rechtspflege aber zerfiel nun nach zwei Seiten hin in zwei Theile, in eine geistliche und eine weltliche, in ein Adelsgericht und ein Volksgericht, aber sie alle vereinigten und gipfelten sich in der Person

des Königs. Das geistliche Gericht, von Geistlichen, insbesondere von den Bischöfen, zumeist in der Person ihrer Archidiakone, und von den Kirchenversammlungen gehandhabt, hatte die Verhältnisse der Geistlichkeit unter sich und zu den Weltlichen, sowie die Verhältnisse der Weltlichen selbst, wenn und in wie weit diese eine kirchliche Seite darboten, also namentlich die Ehesachen und die Vermächtnisse zu regeln. Das Adelsgericht, vom Adel gehandhabt, hatte die Verhältnisse der Adeligen unter sich und zu den Nichtadeligen, insbesondere die Lehenverhältnisse zu ordnen und zu richten, es wurde deßhalb nach dieser Seite hin auch noch insbesondere als Lehengericht bezeichnet. Das Volksgericht, vom Volke, d. h. von den nichtadeligen Freien, oder vielmehr von königlichen Beamten, namentlich den Cent- und Gaugrafen (darum auch Grafengericht genannt) mit Zuziehung des Volkes gehandhabt, hatte die Verhältnisse dieser Freien unter sich und zu den Nichtfreien, sowie dieser letztern selbst, wenn sie je die weiten Grenzen der Gewalt ihres Herrn überschritten, in's Reine zu stellen. Ueber allen diesen Gerichten stand mit höchster Gewalt das Königs- oder Hofgericht, von dem Könige oder dem eigens dazu aufgestellten Pfalzgrafen gehandhabt, hatte zunächst die Streitsachen des Hofes zu untersuchen und zu erledigen, konnte aber auch alle übrigen Rechtshändel, was und wen sie immer auch betreffen mochten, vor seinen Richterstuhl ziehen und in erster wie in letzter Instanz entscheiden.

Im geistlichen Gerichte wurde nach römischem Rechte und zwar insbesondere nach dem Kirchenrechte; im Adels- und Lehengerichte nach der hergebrachten Adels- und Lehenordnung, nach dem (mit dem Hof-

rechte nach und nach zusammenfallenden) Adels- und Lehenrechte; im Hofgerichte nach der bestehenden Hofordnung, dem Hofrechte, in diesem wie im vorhergehenden jedoch unter Vorherrschaft der Gnade und Gnadenordnung; im Volksgerichte nach germanischem, gegenüber von Romanen nach römischem Rechte und zwar insbesondere wie es im geschriebenen Gesetze des betreffenden Einzelvolkes festgestellt war, nach dem Landrechte entschieden. Uebrigens richtete nicht sowohl der Vorstand des Gerichtes, als vielmehr die Schöffen (Urtheilsschöpfer, Urtheilsfinder), Männer, welche des Herkommens und Rechtes kundig waren oder sich sonst des Vertrauens erfreuten, im Volksgerichte die Vorbilder unserer heutigen Geschworenen. Ihnen zur Seite standen meist noch besondere Rechtsgelehrte als Rathgeber. Dieser Schöffen waren es gewöhnlich sieben oder zwölf. Im Volksgerichte wurden sie vom Volke, oder wenigstens mit Beiziehung des Volkes aus dem Volk, im Hofgerichte vom Könige oder Pfalzgrafen, im Lehengerichte vom Lehensherrn aus dem Kreise seiner Lehensmannen, im geistlichen Gerichte vom Bischofe aus der Mitte seiner Geistlichkeit gewählt. Karl der Große erhob sie für das Volksgericht zu ständigen Beamten und schuf eben damit das Volksgericht zum Grafengericht, zum königlichen Amtsgericht um.

Die Volksgerichte, mit Rücksicht auf ihr ursprüngliches Wesen auch Freigerichte genannt, waren entweder ordentliche oder außerordentliche. Die erstern wurden stets im Freien auf der Opfer- oder Mahlstätte, im Schatten der heiligen Bäume, unter Linden oder Eichen, und zwar in regelmäßiger Wiederkehr, zugleich mit den großen Opferfesten, je zu Anfang der drei, vier oder

zwei Jahreszeiten Frühling, Sommer, Winter,*) später Frühling, Sommer, Herbst und Winter oder Sommer und Winter allein, gehalten. Sämmtliche Freien des Gerichtsprengels erschienen dabei in den Waffen, es war ihr Mark- oder Gautag, man brauchte ihnen nicht besonders zu bieten, solche Gerichte hießen deßhalb ungebotene. Mit der Umschaffung in königliche Amtsgerichte wurde das natürlich anders, das Gericht wurde zum Gerichtshofe und zog sich zurück in vier Wände, das Volk blieb weg, erst mit den Schwurgerichten kehrt nach tausendjähriger Unterbrechung ein Schatten jener guten alten Zeit zurück. Die außerordentlichen Volksgerichte wurden auch früher schon meist unter Dach gehalten, sie traten meist nur auf Verlangen eines Klägers zusammen, daher noch heute das Sprüchwort: „wo kein Kläger, ist auch kein Richter" und nur die Parteien („Sacher und „Widersacher") nebst Zeugen und Eidhelfern wurden dazu entboten, und der Beklagte namentlich mußte dazu entboten werden, man bezeichnete sie deßhalb als gebotene. Sie wurden in der Regel zur Zeit des Neumondes oder Vollmondes gehalten und die Gerichtstermine oder Fristen nach der Siebenzahl, meist der doppelten (vierzehn Tage oder vielmehr „Nächte", obwohl das Gericht nie bei Nacht oder nur über Sonnenuntergang hinaus verlängert werden durfte) bemessen. Die Wiederkehr der ordentlichen Volksgerichte bestimmte Karl der Große auf jeden Mo-

---

*) „Die Germanen", sagt Tacitus, „theilen das Jahr nicht, wie die Römer. Winter, Frühling und Sommer sind ihnen bekannte Begriffe, des Herbstes Namen ist ihnen unbekannt wie sein Segen." (Germania C. 26).

nat und nach Einführung seiner Sendbotenordnung, nach welcher zu Anfang jedes Vierteljahres, Januar, April, Juli und Oktober, seine Sendgerichte statt haben sollten, auf jeden der acht übrigen Monate des Jahres.

Die Hofgerichte wurden am jeweiligen Aufenthaltsorte des Königs, entweder von diesem persönlich oder von seinem Pfalzgrafen, im letztern Falle wenigstens stets unter Zuziehung von Schöffen gehalten. Karl der Große, der besonders viel auf den Spruch hielt: „selbst ist der Mann", noch mehr sein Sohn Ludwig der Fromme, der sich die Rechtspflege zu einem Hauptgeschäfte machte und in der Rechtskunde so heimisch war, als irgend ein Anwalt im Reiche, sprach wo immer möglich in eigener Person Recht. Er erklärte in einem Capitulare von 829: „Das mögen unsere Sendboten den Grafen und dem Volke kund und zu wissen thun, daß Wir in jeder Woche einen Tag zu Gericht sitzen wollen, Rechtsfälle zu hören und abzuurtheilen. Die Grafen aber und Unsere Sendboten mögen sich bei Vermeidung Unserer Ungnade befleißigen, daß die Armen nicht etwa durch ihre Nachlässigkeit unterdrückt werden und Uns mit ihren Hülferufen belästigen müssen. Dem Volke aber soll gesagt werden, daß es sich hüte, Uns in andern Sachen anzurufen, als in solchen, worüber ihnen Unsere Sendboten oder Grafen das Recht verweigert haben." Vor dem Antritte seiner Kaiserherrschaft, so lange er bloß noch König von Aquitanien war, gab Ludwig der Fromme dreimal in der Woche freie Audienz.

Mit dem Hofgerichte in der nächsten Beziehung stand das Adels- und Lehengericht; denn der Adel gehörte zum Hof, und der erste Lehensherr war der König. Der König mit seinem Hofgerichte allein, oder mit dem

gesammten Adel, d. h. der Ständ versammlung, bildete das Adelsgericht, für die weltlichen und für die geistlichen Großen. So wurde ein Bischof mit Namen Petrus, ein geborner Longobarde, der wohl in die Verschwörung Pippin's mit dem Höcker verwickelt gewesen, von dem großen Reichstage zu Frankfurt 794 wegen Hochverraths zur Verantwortung gezogen. Ein Gottesurtheil, dem sich ein Lehensmann von ihm unterwarf, sprach ihn frei. Privatklagen gegen höhere Geistliche wurden in der Regel bloß vor das Hofgericht gebracht. Karl's des Großen Enkel, Karl der Kahle erklärt in einem Capitular von 869, er werde wie sein Vater und Großvater Klagen von Laien gegen Bischöfe und Erzbischöfe entgegennehmen und wie jene die Sache dann nach kirchlichem und weltlichem Rechte entscheiden. Doch wurde auch die höhere Geistlichkeit meist wieder nur von Ihresgleichen gerichtet; sie konnte aber jederzeit Berufung an den König einlegen; Berufungen an den Papst bedurften der besondern Erlaubniß des Königs und diese wurde, von den ersten Karolingern wenigstens, nicht ertheilt.

Der König war also der erste Adelsrichter, er war auch der erste Lehenrichter. Aber jeder Lehensherr hatte sein eigenes Lehengericht, der König war der erste Lehenrichter bloß in seiner Lehencurie und bildete dieselbige mit seinen Lehensmannen oder wenigstens mit Schöffen, die er aus denselben genommen, und diese, selbst wieder Lehensherrn, bildeten dann mit ihren Lehensmannen ihre Lehencurie und waren Vorstände dieser. Somit waren Hof-, Adels- und Lehengericht im Grunde aus demselben Personal zusammengesetzt; sie hatten auch alle so ziemlich denselben Charakter, sie traten meist nur in besondern Fällen und ohne periodische Wiederkehr in Thä-

tigkeit, im gerichtlichen Verfahren aber stimmten sie so ziemlich mit den übrigen Gerichten überein.

Das geistliche Gericht wurde vom Bischofe oder in dessen Namen vom Archidiacon, in einem eigenen bischöflichen Gerichtshofe, für wichtigere Fälle und höher gestellte Personen vom Metropoliten in Provinzialsynoden und vom Könige in Reichssynoden, auch wohl bloß in Person, gehandhabt. In wesentlicher Beziehung zu ihm standen jährliche Rundreisen, welche der Bischof in Person und der Archidiacon in seinem Namen durch seinen Sprengel zu machen hatte, um sich über die kirchlichen und sittlichen Zustände der Gemeinden, insbesondere dann aber auch den Glauben und Wandel der Einzelnen, vor allem der Geistlichen zu unterrichten — die Anfänge der Inquisitionsgerichte. Der bischöfliche Sendbote, in der Regel aber der Archidiacon, ließ sich zu diesem Behuf, nach einem Zeugnisse vom Jahre 658 die ganze Gemeinde, nach spätern Berichten sieben glaubwürdige Männer aus ihrer Mitte vorstellen, und nahm sie zu Sendzeugen und befragte sie über Alles, was er zu wissen begehrte, und beeidigte sie auf ihre Antworten; sie mußten aber, wenn es zu einem förmlichen Gerichte über die Angeschuldigten kommen sollte, sämmtlich in ihren Aussagen übereinstimmen, dieselbigen wohl auch noch besonders beschwören, und konnten, im Falle sich der Angeschuldigte durch Gegenzeugen vertheidigte, sich durch sieben weitere Schuldzeugen und Eidhelfer verstärken, sogar das Gottesurtheil oder Ordal herausfordern, das in seinen verschiedenen Formen, vom Loose bis zum Zweikampfe, meist jedoch im „geweihten Bissen" (in heidnischer Zeit, der den Göttern vorgesetzten Opferspeise, in christlicher der heiligen Hostie), trotz seines heidnischen und eigentlich gotteslästerlichen Ursprungs und

Wesens selbst von der Kirche noch lange als Beweismittel anerkannt und angewandt wurde. Auf Grund dieser „Inquisition" wurde sofort am Bischofsitze der „Prozeß" eingeleitet. Nur Fragen von geringem Belang entschied das „*Sendgericht*" an Ort und Stelle. Zur Erfüllung ihrer eigenen Pflichten, insbesondere zu ihren alljährlichen Visitationsreisen selbst wurden die Bischöfe von den königlichen oder kaiserlichen Sendboten und vom Könige oder Kaiser selbst angehalten. Karl der Große glaubte sich durch *seine* Sendgerichte so wenig der Pflicht der Selbstschau entbunden, als er die Bischöfe durch die ihrigen der Selbstschau entbunden wissen wollte. Er arbeitete ja seine ganze Regierung hindurch an einer gründlichen und allumfassenden Reform seiner Kirche wie seines Staates, insbesondere auch seiner geistlichen, wie seiner weltlichen Beamten, und der Augenschein allein konnte ihm sagen, wo und wie er zu reformiren hatte.

In Betreff der *Competenz* fand bis zu den Tagen Karl's des Großen kein großer Unterschied zwischen den verschiedenen Gerichten statt. Die größte wie die kleinste Streitsache konnte im Cent- oder Markgerichte, wie im Hof- oder Königsgerichte ausgemacht werden. Karl der Große führte den Competenzunterschied und den Instanzengang ein. Kein erheblicherer Friedensbruch kann noch vom Centgrafen gerichtet, keine geringfügigere Sache darf noch vor den König gebracht werden. Dagegen gibt es immerhin noch Fälle, auch von untergeordneter Bedeutung, die dem Hofgerichte, oder dem Könige allein vorbehalten bleiben, es sind die Streitfragen des königlichen Hauses und des gesammten Adels. Nur das Volk darf, wie wir soeben aus dem Munde Kaiser Ludwig's des Frommen selbst gehört haben, die könig-

liche Curie bloß auf dem Wege der Appellation in Anspruch nehmen, ihr selbst aber steht es natürlich frei, vor ihren Richterstuhl zu ziehen, was sie will. Gegenüber dem Volke ist die königliche Curie durch die königlichen Sendbotengerichte ersetzt, denn in ihnen haben wir eben nichts Anderes zu erblicken, als ein wanderndes Hofgericht, und in ihnen überwacht und beherrscht der Monarch die gesammte Rechtspflege und die gesammte Beamtenschaft des Reiches und bricht damit dem Zwingherrnstabe des Beamtenstaates, den er herstellt, durch die Allgewalt des Thrones die Spitze ab.

Mit der Rechtspflege stand im engsten Zusammenhange die Gesetzgebung. Der gesetzgebende Körper des germanischen Staates war die Gesammtheit der Freien in der allgemeinen Volks- oder Nationalversammlung unter dem Vorsitze des Königs. Diese Versammlung fand ordentlicher Weise drei-, auch zwei- oder nur einmal des Jahres statt, außerordentlicher Weise, so oft sie einberufen wurde. Die Franken hielten sie in der Regel zweimal des Jahres, zu Anfang des Frühlings, im März, seit 756 gewöhnlich im Mai, daher Märzfeld und Maifeld, und im Spätjahr. Die Frühlingsversammlung war die wichtigere, der große Reichstag. Zu ihr erschien die gesammte Wehrmannschaft des Reiches, der Adel mit seinen freien Dienstmannen und die übrigen Freien oder das Volk unter den Bannern seiner Dekane, Centgrafen und Grafen, sämmtlich marsch- und schlagfertig. Es war der Tag der Reichsheerschau und meist auch der Tag der Feldzugseröffnung; denn in der Regel zog man alljährlich wenigstens einmal zum Kriege aus; wenn die Waffen je einmal ruhten, bemerken dies die zeitgenössischen Jahrbücher wie einen außerordentlichen Fall; so meldet Einhard in seinen Annalen zum Jahre 745

(sollte 746 heißen) ausdrücklich: „In diesem Jahr eröffnete Karlmann seinem Bruder Pipin, daß er das weltliche Leben verlassen und im Mönchskleide Gott dienen wolle; darum ward in diesem Jahre kein Feldzug unternommen.“ Derselbe große Reichstag nun, das März- oder Maifeld, war auch der Tag der Gesetzgebung. Das Volk aber betheiligte sich zur Zeit der Gründung des karolingischen Hauses wenig mehr bei derselben, das demokratische Prinzip war dazumal schon so ziemlich aus dem fränkischen Staate ausgeschieden, der Adel, der geistliche sowohl als der weltliche, bildete allein noch die Reichsstandschaft. Der Adel jedoch sammelte sich auch im Spätjahre, und zwar ohne das Volk, um seinen König, zu einem Ehrentage für ihn wie für sich, und diesen Ehrentag, an welchem Jeder in seinem höchsten Glanze und Keiner mit leeren Händen vor seinem Monarchen, dem Haupte der großen Adelssippe, erschien. Dieser Ehrentag, der kleine Reichstag genannt, wurde dann ebenfalls zu gesetzgeberischen Zwecken benützt, denn es war ja auf ihm wieder der ganze gesetzgebende Körper des Reiches versammelt. In der Regel hielt man Vorberathung auf demselben über Fragen, die auf dem nächsten großen Reichstage zur Erledigung kommen sollten, zuweilen aber erledigte man diese Fragen auch sogleich, besonders wenn sonst Vorberathung darüber gehalten war. Und Vorberathung wurde mitunter auch auf andern Tagen gehalten. Abgesehen von den Reichsversammlungen trat nämlich, vom Könige berufen, oder wenigstens ermächtigt, zuweilen, so im Sommer 813, in verschiedenen Theilen des Reiches der inwohnende Adel zu Landtagen zusammen, solche Vorberathungen zu pflegen und Vorschläge, namentlich mit Rücksicht auf die Sonderbedürfnisse des betreffenden

Landes, als Vorlagen für den gesetzgebenden Körper zu entwerfen, oder, wenn der Monarch den Vorsitz dabei führte, auch für sich allein als gesetzgebender Körper zu handeln und Beschlüsse wenigstens für das betreffende Land zu fassen. Zum Ersatz für solche Landtage wurde der allgemeine Reichstag auch gern in dasjenige Land verlegt, dessen Bedürfnisse die Gesetzgebung gerade am meisten in Anspruch nahmen, und dann war eben dieses Land selbst am stärksten vertreten und hatte darin eine Bürgschaft für die Rücksichtnahme auf seine besondern Bedürfnisse. Von Sonderverfassungen der verschiedenen Kronländer, wie wir sie z. B. in der österreichischen Monarchie finden, war darum noch nicht die Rede. Karl der Große namentlich arbeitete dieser Ordnung der Dinge aus allen Kräften entgegen, aber ihre Selbstentwicklung konnte er nicht aufhalten, er mußte wenigstens den neuerrungenen Landen, die sich immer noch als eigene Reiche betrachteten, wie Aquitanien, Longobardien und Bayern, auch nur den Schatten der Selbstregierung lassen, und setzte ihnen eben deßhalb ihre eigenen Regenten, den beiden erstern die Könige Ludwig und Karlmann Pipin, seine Söhne, dem letztern den Landeshauptmann Gerold, seinen Schwager. Auf Sachsen brauchte er diese Rücksicht nicht auszudehnen, denn es gab bei der Einverleibung dieses Landes in das fränkische Reich kein Volk der Sachsen mehr.

Solche gesetzgebenden Landtage waren die Reichstage zu Paderborn und zu Lippspring, nur war dort zugleich der Kern des gesammten Reichsadels versammelt. Von einem gesetzgebenden Landtage mit Ausschluß des übrigen Reichsadels berichtet das „größere Leben Ludwig's des Frommen:“ „Dieser Kaiser begab sich (822) für den

Winteraufenthalt über den Rhein nach einem Orte mit Namen Frankonoford (Frankfurt am Main) und hielt daselbst eine Versammlung der umwohnenden Völker, und verhandelte mit derselben über Alles, was zum allgemeinen Nutzen zu dienen schien, und sorgte in geeigneter Weise für die Angelegenheiten jedes einzelnen dieser Völker. . . . . In demselben Dorfe Frankonofort hielt er nach Verfluß des Winters im Monat Mai wieder eine Versammlung der Ostfranken, Sachsen und anderer benachbarten Völker." . . . Im Jahre 826 beschied er wieder die „deutschen Stämme" allein auf Mitte Oktober zu einer Versammlung nach Salz. Solche Landtage waren die natürlichen Begleiter der königlichen und kaiserlichen Rundfahrten durch das Reich.

Die Berathung geschah wohl meist in getrennten Curien oder Sectionen (Bänken). Ausdrücklich wird dies jedoch von der zeitgenössischen Geschichtschreibung erst zum Jahre 802 angemerkt. Im Oktober dieses Jahres nämlich berathen nach Anhörung des Berichtes der von ihren Legationen heimkehrenden Sendboten die Bischöfe, die Aebte, und die weltlichen Großen je in besondern Abtheilungen. Karl der Große erst scheint diese Gliederung des gesetzgebenden Körpers vollendet zu haben. Diese drei verschiedenen Curien hielten es wohl wie die Commissionen unserer Ständeversammlungen, sie bildeten nur eine vorberathende Behörde und trugen dann das Ergebniß ihrer Vorberathung in einen Kern zusammengedrängt der gesammten Körperschaft vor, und diese erst faßte darüber Beschluß und legte diesen Beschluß nun dem Monarchen zur Nachberathung mit sich selbst und seinem Cabinete vor; der aber brachte ihn dann in der neuen Form und Farbe, welche er nun hatte, wenn er es anders noch für

nöthig fand als Vorschlag auf dem großen Reichstage ein, und von diesem wurde er nun angenommen oder verworfen, der angenommene aber sodann als Reichsschluß in einem königlichen Capitular — also genannt, weil es in der Regel in Kapitel oder Hauptstücke eingetheilt war, oder weil es als Hauptsatzung von den Nebensatzungen, den bloßen Verordnungen oder Constitutionen, ausgezeichnet werden sollte? — veröffentlicht und, wenn auch noch die letzte Form beobachtet wurde, dem zu Land-, Gau- und Marktagen versammelten Einzelvolke zur Anerkennung und Darnachachtung vorgelegt, was ihnen dann erst den Stempel der Gesetzesgültigkeit aufdrückte.

Die Anregung der Sache aber konnte vom Monarchen (als Vorlage) oder von den Ständen (als Vorstellung, als Petition) ausgegangen sein. Das aristokratische Element hielt selbst unter Karl dem Großen dem monarchischen noch das Gegengewicht. Es war bis dahin nur umgangen worden. Wir haben schon oben gesehen, auch Cabinetsverordnungen wurden unter der scheinheiligen Bezeichnung „Capitularien" als Reichsgesetze proklamirt. Es war dies ein Recht, das die fränkischen Könige als Beherrscher ihrer römischen Unterthanen von den ehemaligen Kaisern und deren Mitregenten geerbt hatten und mißbräuchlich nun gegen die Gesammtbevölkerung ihres Reiches ausübten. Karl der Große wußte sich, wie wir gesehen haben, die Allgewalt auf seinem eigenen Wege zu schaffen und überwältigte durch sie das aristokratische Element, er brauchte es nicht länger zu umgehen; aber mit seinem Tode sprengte es die Fesseln wieder, in die es der große Gesetzgeber geschlagen.

Der Adel bildete Eine große Familie, das Haupt derselben war der König, die Heimath derselben dessen Haus.

Aber natürlich saß nie der gesammte Adel des Reiches unmittelbar am Herde dieses Hauses; sonst hätte es des kleinen Reichstages nicht bedurft; er hatte sich, gleich beim Antritte der neuen Errungenschaft in der Fremde, über das ganze Reich zerstreut, und jedes Glied desselben sich seinen eigenen Herd auf dem ihm zugefallenen Antheile gebaut. Nur einzelne Edle waren Jahr aus, Jahr ein um die Person des Monarchen. Sie bildeten mit seinen übrigen Hausgenossen den Hof. Es waren diejenigen, die ein laufendes Geschäft bei ihm zu verrichten hatten, die Hofbeamten mit dem ganzen zum königlichen Haushalte gehörigen Personal. Vier dieser Beamten haben wir oben kennen gelernt, den Kleiderthan, den Roßthan, den Truchseß und den Schenken. Sie stammten, wie wir uns erinnern, noch aus den Tagen des heidnischen Opferdienstes. Ihre Verrichtungen sind also im Laufe der Zeit andere geworden, denn an die Stelle des heidnischen Opfers ist das christliche getreten, und an dessen Dienst hatte das Königthum keinen Theil mehr. Der Kleiderthan war zum Kämmerer und Schatzhüter geworden, er hatte die innere Einrichtung der königlichen Pfalz zu besorgen und die Geschenke des Adels oder der Gesandtschaften in Empfang und Verwahrung zu nehmen. Um der erstern Eigenschaft willen war er zunächst der Königin beigeordnet als der oberste Beamte ihres Haushaltes. Der Roßthan war zum Marschall oder Stallmeister, der Truchseß zum Speise- und der Schenke zum Kellermeister geworden; die beiden Letztern hatten besonders für die gehörige Bewirthung des Königs und seiner Familie in den verschiedenen Pfalzen zu sorgen, in denen er zu den verschiedenen Zeiten Hoflager hielt. Uebrigens war auf jeder Pfalz ein ständiger Hausmeister oder

Hausmeier angestellt, der die ganze Haus- und Gutsverwaltung zu leiten hatte. Ein solcher war aber auch noch insbesondere über das gesammte Krongut gesetzt und hatte als dessen Verwalter die Verleihung der einzelnen Bestandtheile desselben unter sich, er konnte also, wem er wohl wollte, ein königliches Lehen geben oder lassen, wem er übel wollte, abschlagen oder entziehen. Deßhalb hielt sich der Adel, nachdem er einmal das Recht errungen hatte, den Meier des königlichen Hauses, wie der Verwalter des gesammten Krongutes genannt wurde, zu wählen, mit dieser Wahl, wenigstens in Austrasien, stets an dasselbe Geschlecht und bahnte eben damit den Pipinen den Weg zum Throne. Dieser Meier hatte seinen Sitz natürlich unmittelbar am Herde des königlichen Hauses und schwang sich, wie es seine Stellung zu der gesammten Kronvasallenschaft mit sich brachte, in Kurzem zum ersten aller Hof- und Kronbeamten, insbesondere zum Kronfeldherrn auf. Mit seiner Thronbesteigung aber in der Person Pipin's des Frommen und seines Geschlechtes verschwand er in dieser seiner Bedeutung, wie überhaupt mit seiner ganzen Uebermacht, aus der Geschichte oder trat wenigstens in den Rang eines bloßen Haus- und Gutsverwalters des Monarchen zurück, und Karl der Große namentlich zeigte ihm in diesem Amte durchaus den Meister, denn er war selbst der tüchtigste und strengste Verwalter von Haus und Gut, der im Reiche lebte. Bis zum Strohhalm hatte er seinen ganzen Hofhalt im Auge, und in eigenen Cabinetsvorschriften ordnete er die Bewirthschaftung seines Krongutes in Betreff der Felderbestellung, des Weinbaues, der Viehzucht u. s. w. u. s. w. und führte über Alles und Alles in eigener Person die genaueste Rechnung. Seine Kronhöfe waren Musterwirthschaften für das ganze Reich,

und sie hauptsächlich, und die Nachbilder, die er durch sein Beispiel zu schaffen wußte, gaben und behielten dem Reiche seinen Wohlstand.

Dem Rang nach der zweite, nun aber nach dem Verschwinden des obersten Hausmeiers wieder der erste der Hofbeamten war der Pfalzgraf. Jener hatte der König hauptsächlich im Heerwesen vertreten, dieser vertrat ihn im Gerichtswesen. Er war nach dem Monarchen und an des Monarchen Statt der höchste Richter im Reiche und wurde eben deßhalb vorzugsweise als Graf bezeichnet. Dem Ohre näher aber und dem Herzen des Monarchen stand dessen Erzkanzler und Siegelbewahrer, ein dem griechischen Hofe, dem fast vergötterten Vorbilde des fränkischen, entlehnter Beamter, darum nach der dort üblichen Bezeichnung früher auch Referendarius, später Apocrisiarius genannt, unter den Merovingern ein Weltlicher, unter den Karolingern in der Regel ein Geistlicher, deßhalb unter ihnen meist als Erzkaplan bezeichnet; nur die Vertrautesten des Monarchen, wie ein Angilbert, insbesondere die sich zu Beichtvätern desselben eigneten, wurden zu diesem hohen Posten ausersehen.

Zu diesen höchsten Beamten des königlichen Hauses gesellte sich noch eine zahllose Menge niederer, und jeder derselben hatte wieder ein zahlreiches Personal unter sich, und so kam es, daß der Hof des abendländischen Kaisers zuletzt mit dem Hofe des morgenländischen an Formen- und Farbenfülle wetteiferte. Da wollten denn freilich die ordentlichen Einkünfte des Monarchen, als da waren die jährlichen Ehrengeschenke von Seiten des Adels, der Ertrag der Kronhöfe, die Abgaben der Romanen, die Gütereinziehungen, die Strafgelder, die Zölle, das Münzregal u. s. w. u. s. w., nicht mehr ausreichen; man mußte

seine Zuflucht zu außerordentlichen nehmen. Die Merovinger halfen sich durch Erpressung, hauptsächlich auf dem Wege des Würden- und Lehenverkaufes. So berichtet Gregor von Tours von einem gewissen Niontius, der zu seiner Zeit, um 585, nachdem er seine Grafschaft verloren hatte, „gegen unermeßliche Geschenke" ein Herzogthum dafür erhielt. Ja diese Könige traten sogar noch in Söldnerdienste. So ließ sich Childebert II. von Austrasien vom griechischen Kaiser Mauritius 50,000 Goldgulden auszahlen, gegen das Versprechen, die Longobarden zu bekriegen. Er bekriegte sie auch (584) wirklich, schloß aber unverrichteter Dinge auf eigene Hand wieder Frieden mit ihnen. Der Kaiser verlangte hierauf sein Geld zurück. Der König gab ihm keine Antwort, wiederholte zwar seinen Feldzug im folgenden Jahre, kehrte aber wieder eben so schnell um und der Kaiser von Byzanz sah sich um sein Geld betrogen. Die Karolinger wußten sich auf redlichern Wegen zu helfen, sie holten sich ihren Bedarf mit den Waffen in der Hand aus der Fremde, Karl der Große insbesondere von den Avaren, und zwar in solcher Fülle, daß, wie wir gesehen haben, sein ganzes Reich davon mit Gold überschwemmt wurde. Alsdann aber legte Karl der Große stehende Abgaben auch auf den bishin freien Grund und Boden, er führte, wie wir bei den Sachsen gesehen haben, den Zehnten ein und legte dadurch den Grund zum Staatshaushalte unserer Tage, und wirkte damit, so sehr auch der erste Blick dagegen zu sprechen scheint, höchst segensreich für die ganze Zukunft und für alle Völker, denn er grub damit der ewigen Kriegführung das Grab und zimmerte dem Friedensstaate des Ackerbaues die Wiege.

Der große Herrscher schlug diese Brücke vom Kriegsstaate

zum Friedensstaate im Entwicklungsgange seiner ganzen Regierung. Er hielt es, wie es sein Vater gehalten hatte, er pflegte in der ersten Hälfte seiner Laufbahn den Krieg, um in der zweiten desto besser den Frieden pflegen zu können, er widmete seine Königsjahre dem Waffendienste, seine Kaiserjahre der Gesetzgebung, vernachlässigte aber darum in den letztern diese so wenig, als in den erstern jene. Er führte, wie wir gesehen haben, auch als Kaiser noch fortwährend Krieg, und von allen fünfundvierzig Jahren seiner Regierung ging kaum eines ohne Feldzug vorüber. Doch noch von einem Jahre der Königszeit, vom Jahre 790, bemerkt eine zeitgenössische Chronik, die Lorscher Annalen: „Der König hielt einen Reichstag zu Worms, es war aber kein Maifeld d. h. keine Heerschau, und das Jahr selbst verfloß ohne Feind.“ Aber er führte als Kaiser seine Kriege nicht mehr in Person, er führte sie durch seine Feldherrn, insbesondere seine beiden Heldensöhne Karl und Karlmann Pipin und Andere seiner Großen, die es in seiner Schule zur Meisterschaft in der Kriegführung gebracht hatten. Heere und Heerführer, wie der Krieg selbst, waren nahezu stehend, sie standen fortwährend unter den Waffen, aber sie lagen, die Besatzungen in Feindes Land ausgenommen, nirgends in Garnison, sie warteten zu Hause des Rufes in's Feld, und wenn dieser Ruf an sie ergieng, zogen das Volk d. h. die Freien, die nicht zum Adel gehörten und in keinen Lehens- oder Dienstverband mit demselben verstrickt waren, unter den Bannern der Reichsbeamten, stufenweise der Dekane, Centgrafen, Grafen und Herzoge, das Gefolge, d. h. die Lehens- und Dienstmannen des Adels, unter den Bannern ihrer Lehensherrn, beide Heereshälften dann jede wieder unter dem Oberbefehle eines aus ihrer Mitte gewählten

Heerführers, meist einerseits eines Hof-, andererseits eines Reichsbeamten, wie im Feldzuge von 791 gegen die Avaren des Kämmerers Meginfrid und des Rheingrafen Theodorich, die gesammte Streitmacht dann unter der Oberanführung des Kronfeldherrn oder des Monarchen selbst, in den Krieg. Uebrigens wurden diese Oberanführer für jeden Feldzug wieder besonders gewählt oder wenigstens bezeichnet und vorgestellt. Es geschah in der Regel auf dem Reichstage, bei der großen Heerschau. Die Unteranführer waren stets die verschiedenen Gefolgsherren einer- und die verschiedenen Reichsbeamten andererseits. Sie erschienen sämmtlich an der Spitze ihrer Wehrmannschaft auf dem Sammelplatze, in der Regel dem Maifelde, und diese zog dann auch unter ihren Bannern nach Verwandtschaften und Genossenschaften geordnet in's Feld. Uebrigens konnte das Volksheer auch nur zu Volkskriegen d. h. zur Vertheidigung des eigenen Landes und dessen nächster Umgebung, und zu Feldzügen, die der große Reichstag genehmigt hatte, also namentlich nicht auf allzu große Entfernung und zu bloßen Eroberungskriegen und Beutezügen aufgeboten werden. Dagegen war das Gefolgsheer, eben vermöge seiner gefolgschaftlichen Stellung zum Monarchen als seinem Gefolgsherrn auch zu solchen, wie überhaupt zu allen Kriegen verpflichtet, zu denen sie der Monarch aufbieten wollte. Aber seine Führer bildeten in ihrer Gesammtheit die Ständeversammlung selbst, und der mußten alle Kriege, die Volkskriege, wie die Gefolgskriege vorgelegt werden, bevor sie in Angriff genommen wurden, und nicht selten kam der Fall vor, daß der Adel noch bei der Heerschau den „Anklang" versagte. Nur bethätigte sich noch in den Tagen Kaiser Karl's, was sein großes Vorbild Julius Cäsar von den Germanen seiner Zeit

sagt: „Hat der Fürsten einer in der Reichsversammlung erklärt, er wolle Führer sein, wer folgen wolle, möge sich melden, so steht, wer die Sache und den Mann gut heißt, auf, sagt seinen Beistand zu und wird von der Menge gelobt, nach vollbrachter That aber wird, wer nicht gefolgt ist, als Ausreißer und Verräther betrachtet, und in allen Dingen wird ihm das Zutrauen verweigert."

Der Unfreie war, wie wir uns erinnern, aller Wehr' und Ehr' bar, folglich ganz vom Kriegsdienste ausgeschlossen, der Freie aber, sobald und solange er diensttüchtig war, auch dienstpflichtig. Doch war die Dienstpflicht ein erst neu aufgekommener Begriff, früher wußte man in Betreff der Waffenführung weder von Dienst noch von Pflicht, nur von Ehre und von Recht. Das Kriegswerk war eine Lust gewesen, mit der Zeit aber war es zur Last geworden. Es war gar kostspielig; man mußte seine Geschäfte zu Hause liegen lassen und hatte keinen Sold, zudem mußte man sich selbst verköstigen und selbst bewaffnen, zum Fußdienste mit Lanze, Schild und Bogen, mit zwei Saiten und zwölf Pfeilen, zum Streiterdienst mit Roß, Helm, Panzer und Schwert, und solche Rüstung, selbst der Fußkämpfer, war theuer, eine Lanzenspitze allein kostete so viel als ein Schwein. Darum entzog man sich dem Aufgebote so gern und trat lieber aus der Selbstherrlichkeit in das Lehensverhältniß, um wenigstens nicht mehr vom Reichsbeamten aufgeboten werden zu können. Karl der Große schritt deßhalb zu Zwangsmitteln; er verhängte den „Heerbann", * bestehend in einer für den Un-

---

* In der Bedeutung von Heerkörper kommt dieses Wort in der alten Geschichtschreibung nicht vor, es ist in ihr eine Erfindung unsers Zeitalters.

bemittelten kaum erschwinglichen Geldbuße, über Jeden, der sich dem Aufgebote entzog, und trieb denselben, wenn er sich mit seinem Vorgesetzten entschuldigte, ohne alles Ansehen der Personen von diesem ein. Uebrigens nahm das Gesetz Rücksicht auf die Vermögensverhältnisse. Arme Freie durften zu zwei und drei zur Ausrüstung Eines von ihnen zusammentreten und den Ausgerüsteten allein in's Feld stellen. Ganz frei vom Kriegsdienste war kein Freier, als der Geistliche, und das Gesetz, namentlich ein Capitular von 742, und ein anderes von 769, verpflichtete ihn sogar auf diese Freiheit. Dessenungeachtet treffen wir nach wie vor nicht selten die höchsten Würdenträger der Kirche im blutigen Geschäfte der Kriegführung begriffen. Es gab eine Menge von Bischöfen und Aebten, welche sich besser auf das Waffenwerk verstanden, als auf die Kirchen- und Klosterzucht. Der Leser erinnert sich wohl an Milo, den wilden Soldaten, der sich in den Tagen Pipin's des Frommen allen Reformen eines Bonifacius zum Trotze vierzig Jahre lang im bischöflichen Amte und sogar wider alle Kirchensatzung auf zwei Stühlen, Trier und Rheims, zugleich zu behaupten wußte, sowie an Gewielieb von Mainz, den Vorgänger des heiligen Bonifacius auf diesem Stuhle, der nicht nur bei allen Gelegenheiten persönlich zu Felde zog, sondern seinen heiligen Stand dabei auch noch durch eine meuchlerische That der Blutrache schändete. Pipin von Heristal, der Großvater Pipin's des Frommen, ließ im Jahre 712 selbst ein Heer unter Anführung eines Bischofes in's Feld rücken, und sein Sohn Karl der Hammer verjagte beinahe alle Bischöfe und Aebte, die das Schwert nicht zu führen wußten, und vergab ihre Stühle an zuchtlose Waffengenossen. Das Verderben, welches daraus erfolgte, rief eben das Verbot

des persönlichen Kriegsdienstes der Geistlichkeit unter seinen beiden Söhnen Pipin und Karlmann, hervor. Auch Karl der Große, wie wir gesehen haben, erließ dieses Verbot, behauptete es aber bloß zu Anfang seiner Regierung, die Bedürfnisse der Kriegführung überwogen nur zu bald auch für ihn die Bedürfnisse der Kirche, und wir besitzen noch ein Document vom Jahre 806, worin Abt Fulrad von Niederaltaich persönlich mit seinen Lehens- und Dienstmannen zum Gefolgsheere aufgeboten wird. Sämmtliche Kirchen und Klöster, weil in der Regel mit Krongütern belehnt, mußten, wenn sie nicht ausdrücklich davon befreit wurden, ihre Leute zum Kriege stellen; es sollte unter dem Banner weltlicher Führer, der eigens zu ihrer Vertretung im Gerichts- und Heerwesen aufgestellten Vögte, geschehen, aber es geschah nicht selten unter Anführung ihrer Bischöfe und Aebte selbst. Ludwig der Fromme theilte im Jahre 817 die Klöster des Reiches in die drei Klassen der kriegs- und kriegssteuerpflichtigen, der kriegsfreien aber kriegssteuerpflichtigen, der kriegs- und kriegssteuerfreien, aber zum Gebet um Segen für die kaiserlichen Waffen verpflichteten.

Die Vollziehung und Befolgung der auf die Kriegspflicht bezüglichen Gesetze und Bestimmungen, insbesondere das Aufgebot und Alles, was damit zusammenhing, war, wie die Sorge für die Vollstreckung der Gesetze überhaupt, nächst der ordentlichen Obrigkeit der Reichsbeamten, den Herzogen, Grafen, Cent- und Markrichtern, noch insbesondere den königlichen oder kaiserlichen Sendboten übergeben. Diese hatten namentlich genaue Verzeichnisse über die gesammte Wehrmannschaft ihrer Legationen zu führen, sie hatten die Heerbannsgelder, und zwar ohne alle Rücksicht auf irgend einen Entschuldigungsgrund, der nicht unmittelbar

auf dem festen Grunde einer gesetzlichen Bestimmung ruhte, beizutreiben, und den Adel, sowohl den geistlichen als den weltlichen, sowohl den obrigkeitlichen, als den bloß lehensherrlichen, unter denselben Druck der neuen Wehrordnung zu bringen, wie das Volk; sie hatten mit einem Worte um jeden Preis den imperatorischen Kriegsstaat herzustellen.

Am schärfsten mußte sich die militärische Zwingherrschaft natürlich in den Grenzstrichen des Reiches ausprägen. Diese erhielten eine Verfassung, wie sie noch heute in den österreichischen Militärgrenzen besteht. Karl der Große hatte den Grundsatz, nicht leicht einem seiner Großen mehr als Eine Grafschaft zu übergeben. Wenn man ihn nach der Ursache fragte, antwortete er: „mit der zweiten Grafschaft versichere ich mich der Treue eines zweiten, wohl eben so guten oder bessern Vasallen, als dieser ist, und zu viel Gewalt in Einer Hand taugt nicht, Gelegenheit macht Diebe.“ Für die Marken machte er eine Ausnahme von diesem Grundsatze; die Grenzgrafen mußten eine ausgedehntere Gewalt in der Hand haben, denn sie waren keinen Augenblick vor dem Einbruche des Feindes sicher. Er vereinigte deßhalb mehrere Grenzgrafschaften in eine Mark,* setzte über jede derselben einen Grenz- oder Markhüter, über diese Grenzhüter dann einen Grenz- oder Markgrafen, wegen des größern Umfangs seiner Grafschaft auch Markherzog genannt. Mit diesen Marken umzog er das ganze Reich wie mit einem Gürtel, legte aber eben damit wegen der großen

* Natürlich nicht zu verwechseln mit der Zehnt- oder Dekanschaft, die nur wenige Gehöfte umfaßte und ebenfalls Mark, später zur größeren Ortschaft erweitert, Markt hieß und Markt hielt, die Entwicklungsfrucht ihres Marktages.

Ausdehnung der Marken zur Bewahrheitung seiner eigenen Worte den Grund zur Auflösung seiner Monarchie. Die zeitgenössische Geschichtschreibung bemerkt ausdrücklich: „Der Uebermuth der Markgrafen beugte die königlichen Vasallen unter sein eigenes Joch.“ Die Grafen von Paris, welche das in eine Mark umgewandelte Herzogthum Neustrien verwalteten, nahmen den westfränkischen Karolingern die Krone vom Haupte. Im Jahre 987 ließ sich Hugo Capet zum Könige ausrufen.

Die am Meere gelegenen Marken schützte Karl der Große noch insbesondere durch hölzerne Mauern, d. h. durch Kriegsschiffe, die er in ihre Häfen legte. Der südlichen Hälfte der Germanenwelt fehlte noch immer jede Seemacht. Erst Karl der Große half diesem längst und auf's Schmerzlichste gefühlten Bedürfnisse ab, und die Marken, denen er damit zunächst die Schutzwehr baute, besonders, wie wir gesehen haben, die spanische, kamen ihm dabei trefflich zu statten. Wie eine Meerschlange ringelte sich eine fränkische Schiffslinie von Barcellona aus, mitten durch die griechischen Flotten hindurch, um ganz Italien herum bis hinauf nach Grado, der Hafenstadt von Aquileja, und wieder hinab bis zur Südgrenze von Dalmatien, und hätte Karl der Große die ihm angeborene heilige Scheu vor dem fast überirdischen Glanze der Kaiserkrone von Byzanz überwinden können, hätte er den Griechen ihre westlichen Seestädte ohne Weiteres wegnehmen und sich z. B. aus ihrem Venedig ein zweites Barcellona schaffen mögen, das es im Laufe der Zeit ohnedies, aber auf eigene Rechnung wurde, er hätte sich zum Herrn des ganzen Mittelmeeres gemacht, und Constantinopel wäre die dritte im Bunde geworden und nie in die Hände der türkischen Stämme gefallen. Aber der Norden ver-

stand sich nicht mit dem Süden, und der Bund mit Rom blieb vereinzelt und unfruchtbar, und die deutsche Seemacht sank mit ihrem Schöpfer wieder in's Grab und ist bis auf den heutigen Tag noch nicht wieder auferstanden.

Karl's des Großen Lebensabend und Heimgang.

Mitten in der unermüdlichen Thätigkeit für die Bestellung seines Reiches dachte der große Ordner auch auf die Bestellung seines Hauses. Die wiederholte Einkehr des Todes in seiner Familie gemahnte ihn immer ernster und ernster des eigenen Heimgangs; und wenn nicht auch rücksichtlich der Thronfrage Alles auf's Genaueste geordnet war, stand zu befürchten, die ganze Reichsordnung und das Reich selbst möchte mit seinem Tode auseinanderfallen. Es lebten ihm vier Söhne: Pipin mit dem Höcker, den ihm seine erste Gemahlin, Himiltrud, Karl, Karlmann Pipin, gewöhnlich bloß Pipin genannt, und Ludwig, die ihm seine dritte Gemahlin, Hildegard, geboren. Der erste dieser vier Söhne war aus seinem Herzen verstoßen, er vertrauerte, aller Hoffnung auf einen Antheil am väterlichen Reiche beraubt, seine Tage als Büßer im Kloster. Karl, Karlmann Pipin und Ludwig allein waren thronfähig, und der Vater bestimmte auch einem jeden derselben einen Thron, ja er hatte den beiden letztern diesen Thron schon aufgerichtet, er hatte Karlmann Pipin zum Könige über Italien, Ludwig zum Könige über Aquitanien gesetzt. Dem Aeltesten allein hatte er sein Erbe noch nicht ausgeworfen, er hatte ihm seinen Kaiserthron zugedacht, und den wollte er nicht weggeben, ehe denn er ganz vom Schauplatze abträte. Doch seine Reichsordnung forderte zu ihrer Ergänzung nothwendig auch eine Erbordnung. Er entwarf eine

solche mit seinen Reichsständen am 8. Hornung des Jahres 806. Dieselbige machte aber dem Herzen des Vaters mehr Ehre, als der Weisheit der Regenten. Er vertraute das Reich und seinen Frieden dem schwankenden Rohre der Bruderliebe und huldigte dem unheilvollen Brauche der Theilung. Sein Vater, Pipin der Fromme, hatte sich in dieser Beziehung weiser gezeigt, derselbige hatte, wie wir uns erinnern, erst auf dem Sterbebette getheilt und in der Weise getheilt, daß er den minder befähigten jüngern Sohn dem höher begabten ältern unterordnete. Karl der Große theilte, so lange er noch in seiner vollen Kraft stand, und setzte keinen der Brüder über den andern, er vertraute sein großes, aber immerhin noch im Werden begriffenes Werk einer Voraussetzung an, der er selbst keinen festen Grund zuschrieb, denn er theilte, wie die zeitgenössische Geschichtschreibung ausdrücklich bemerkt, „um den Frieden zwischen seinen Söhnen zu befestigen und zu erhalten, auf daß ein Jeder von ihnen wüßte, welchen Theil des Reiches er zu schützen und zu regieren hätte, falls er ihn überleben sollte.“ Der letztere Grund war Nebensache; denn Pipin und Ludwig hatten ja jeder bereits seinen Theil zum Schützen und Regieren, sie schienen sich nur nicht mit demselben zu begnügen, und dadurch hauptsächlich schien der Frieden zwischen den Brüdern gefährdet. Wenn Alles an den Aeltesten fiel, was nicht den beiden Jüngern zugetheilt war, so waren diese, vom Gesichtspunkte der Gleichberechtigung aus betrachtet, offenbar verkürzt. Oder hatte es der Vater vielleicht auf vier Theile abgesehen und wollte den Verstoßenen zuletzt doch noch bedenken? Dagegen mußten alle drei ihre Einsprache erheben. Insbesondere glaubte sich der König von Italien mit der Bekämpfung der Avaren

wenigstens das Bayerland verdient zu haben, und gerade dieses Land war es hauptsächlich, worauf der Sohn Himiltrud's sich Rechnung gemacht haben mochte; im Schooße des Bayerlandes, am uralten Herde der Revolution, hatte er die Verschwörung angezettelt, die ihm seine Erbrechte auf dem Wege der Gewalt und Gewaltthat erobern sollte, und longobardische Umsturzmänner hatten sich derselben angeschlossen, ein Longobarde mit Namen Fardulf verrieth sie und erkaufte sich dadurch das durch die Betheiligung daran verwirkte Leben. Wenn der Sohn Himiltrud's Bayern, wenn er überhaupt irgend einen Theil des Reiches erhielt, sah sich Karlmann Pipin nicht nur um seinen Verdienst betrogen, sondern auch in seinem Besitze bedroht, und das ganze Reich war der Revolution preisgegeben.

Solche Vorstellungen mochte der König von Italien seinem Vater schon im Jahre 796 gemacht haben, und die avarischen Schätze, die er ihm dabei zu Füßen legte, unterstützten dieselbigen gewiß mit mächtiger Fürsprache. Doch stand es noch ein volles Jahrzehnd an, bis der große Monarch dem Gehör Folge gab, welches er in der noch frischen Erinnerung an die ruchlose That des Sohnes diesen Vorstellungen geschenkt hatte. Er konnte es wohl nicht so leicht über sein Vaterherz bringen, die Verstoßung seines Erstgeborenen für immer zu besiegeln. Darum finden wir auch dessen Namen so spät noch in den öffentlichen Gebeten. Endlich aber entschloß er sich dazu und theilte das Reich unter seine drei übrigen in der Ehe geborenen Söhne, und zwar, wie wir so eben vernommen haben, „um den Frieden zwischen ihnen zu befestigen und zu erhalten", so ziemlich zu gleichen Theilen. Er bestimmte seinem Sohne Ludwig, dem jüngsten, zu seinem Aquitanien noch den größten Theil Burgunds, nämlich

das ganze Gebiet der Saone von ihrer Vereinigung mit dem Doubs bis zu ihrer Vereinigung mit der Rhone, sammt dem ganzen Gebiete der letztern von deren Ausfluß aus dem Lemaner oder Genfer See bis zu ihrer Mündung in das westliche Mittelmeer, ostwärts bis hinüber auf den Rücken des helvetischen Jura und bis auf die Höhe der Savoyer Alpen und bis hinüber zu den longobardischen Klausen am östlichen Fuße der grajischen, kottischen und Meeralpen; seinem Sohne Karlmann Pipin zu seinem Italien noch alles Land bis zur Donau, also ganz Bayern und den weitaus größten Theil, den ganzen Süden Alamanniens, westwärts bis zum Rheine und zur Aar; seinem Sohne Karl, dem Aeltesten, alles Uebrige, Neustrien mit der Bretagne, den Norden und Nordosten von Burgund bis zur Klause von Aosta, „auf daß auch er einen Weg nach Italien hätte" (den Paß über den großen Bernhard in das Thal von Aosta, wie Ludwig den Paß über den Mont Cenis in das Thal von Susa), „dem königlichen Bruder (Karlmann Pipin), wenn es nöthig wäre, zu Hülfe zu kommen," ferner den Norden Alamanniens mit dem Elsaß, das östliche Franken (bestehend aus dem Süden des ehemaligen Thüringer Reiches, dem noch heute sogenannten Frankenlande), Thüringen mit Hessen, Rheinfranken mit dem Mosel- und Maasgebiete, überhaupt den ganzen Norden Austrasiens, Sachsen und Frisland. Zugleich traf er auch Bestimmungen für den Fall, daß einer der drei Brüder vor den beiden andern sterben sollte, und nahm hier wieder so wenig Rücksicht auf die Ansprüche des Völkerblutes, daß er für diesen Fall, wenn er den König von Italien träfe, das Longobardenland geradezu spaltete, indem er was auf dem Wege von Aosta nach Rom links läge, an

Karl, was rechts, an Ludwig wies. Sein Weltbürgersinn fürchtete nichts mehr vom Völkerblut, sein Vaterherz nichts mehr vom Bruderhasse.

Der göttliche Weltordner machte den Fehltritt seines menschlichen Werkzeuges wieder gut. Der König von Italien starb vor seinen Brüdern und vor seinem Vater, wie wir uns erinnern, den 8. Juli 810. Die erstern hatten seine Verlassenschaft noch nicht anzusprechen, denn die Reichstheilung sollte erst mit dem Tode des Kaisers in Vollzug treten. Karl der Große verlieh Italien vorläufig an Pipin's hinterlassenen Sohn Bernhard, obwohl derselbe durch seine Geburt von der Thronfolge ausgeschlossen war. Im folgenden Jahre, den 4. December 811, starb auch Karl. Der Mensch denkt's und Gott lenkt's. Der Mensch hatte getheilt, Gott vereinigte wieder. Karl der Große hatte den Muth nicht mehr, neue Bestimmungen rücksichtlich der Thronfrage zu treffen. Und doch fehlte nun seiner Reichsordnung wieder der Grundstein, die Erbordnung, und ohne diesen Grundstein hing das ganze Gebäude in der Luft. Aber freilich mußte die Erbordnung selbst auf einen Grundstein und zwar auf einen festen und unverrückbaren Grundstein, denselben, auf den der göttliche Ordner mit seiner Vereinigung hingedeutet, den Grundstein der Untheilbarkeit, den Grundstein der Erstgeburt gestellt werden, sonst war sie selbst eine spanische Ritterburg, ein Luftschloß. Pipin der Fromme hatte auf diesen Grundstein gedacht, indem er, so lange er lebte, keinem seiner beiden Söhne ein Land zu regieren gab und den ältern zum Alleinherrscher heranzog. Auch Karl der Große dachte auf denselben, indem er das Kaiserthum und den Kaiserstaat mit der Allgewalt des Thrones herstellte, aber er hing noch im-

mer an dem Traume seines Herzens von der Möglichkeit einer Theilung dieser Allgewalt unter den Gliedern seines Hauses und konnte es nicht über sich gewinnen, den von Anfang an und schon seit so vielen Jahrhunderten im fränkischen Herrscherhause festgewurzelten Mißbrauch der Gleichberechtigung der Söhne mit Einem Machtspruche abzuthun und das germanische Urrecht der Erstgeburt wieder herzustellen, und eine Erbordnung nach dem Vorbilde der Normannen aufzurichten, von denen die zeitgenössische Geschichtschreibung meldet, daß „der Vater seine sämmtlichen Söhne von sich stieß mit Ausnahme eines Einzigen, den er zum Erben setzte.“ Doch selbst einem Karl dem Großen entsank der Muth, und mit dem Muthe die Kraft. Der Schlag, der ihn im Tode seiner Lieblinge, der beiden Grundpfeiler seiner Hoffnung, getroffen, schmetterte ihn zu Boden. Er wagte sich nicht mehr an neue Grundgesetze, er gedachte sogar, wie nachmals Karl V., dessen Lebenskreis und Lebensgang so manche Vergleichungspunkte für die Geschichte Karl's des Großen bietet, vor dem Tode in's Grab zu steigen. Er setzte in demselben Jahre, in welchem sein Karl dahinsank, sein Testament auf und deutete in demselben auf die Möglichkeit einer „freiwilligen Verzichtung auf die Dinge der Welt.“ Er betrachtete sich hinfort als einen Sterbenden.

Diesem Testamente, worin der greise Kaiser hauptsächlich die erzbischöflichen und bischöflichen Kirchen seines Reiches, sowie seine Dienerschaft und die Armen bedachte und den gesammten Inhalt seiner Schatz- und Kleiderkammer unter sie vertheilen hieß, wollte er noch ein Codicill folgen lassen, worin er seinen Töchtern und Nebensöhnen noch je ein besonder Erbtheil zuzuweisen beabsichtigte. Seine dritte Gemahlin, Hildegard, hatte ihm fünf, seine vierte,

Fastrada, zwei Töchter geboren. Es waren Rotrud, die dem griechischen Kaiser Constantin vermählt werden sollte, demselben aber einen fränkischen Grafen mit Namen Rorich vorzog und diesem einen Sohn, Ludwig, nachmals Abt von St. Denys, gebar, aber bald darnach im Jahre 810, starb; sodann Bertha, die sich ihres Vaters Erzkanzler Angilbert erkor und ihm den Grafen Nithard gebar, den Verfasser der so werthvollen „vier Bücher Zeitgeschichte"; ferner Gisla, Hildegard, Adelheid, Theodrada nnd Hiltrud, die beiden letztern von Fastrada. Seine fünfte Gemahlin, Liutgard, schenkte ihm keine Kinder. Nach deren Tode im Jahre 800 vermählte er sich, wenigstens förmlich und feierlich, nicht mehr. Dagegen zeugte er fortwährend Kinder mit Kebsweibern, wie sie von der zeitgenössischen Geschichtschreibung bezeichnet werden, die, wie wir uns von Himiltrud erinnern, dieses Wort auch auf morganatische Ehen anwendet, so mit einer gewissen Mathelgard, oder wie sie, weil Einhard im Leben des Kaisers sich ihres Namens nicht mehr entsinnen will, sonst heißen mochte, eine Tochter, Rothaid, mit einer Gersuinda eine Tochter, Adaltrud, mit einer Regina zwei Söhne, Drogo und Hugo, mit einer Adelinde wieder einen Sohn, Theodorich. Für diese Kinder also, die sich nichts vom Reiche zu versprechen hatten, wollte der treue Vater noch in einem besondern Nachtrage zu seinem letzten Willen sorgen. Derselbige unterblieb jedoch, der Kaiser stattete sie vor seinem Hinscheiden noch persönlich aus und empfahl namentlich die drei Nebensöhne seinem Thronerben Ludwig noch insbesondere. Der aber vollzog, wie die zeitgenössische Geschichtschreibung wieder besonders anmerkt, den letzten Willen des geliebten Vaters auf's Genaueste. Er erhob Drogo

im Jahre 823 auf den Bischofstuhl von Metz, auf welchem derselbe 856 starb, und ernannte ihn überdies zu seinem Erzkaplan und „vertraute ihm sich und all das Seine um so unbedingter, je näher er ihm verwandt war," er empfing noch die letzte Wegzehrung aus seiner Priesterhand und verschied in den Armen des innigst geliebten Bruders (840). Hugo wurde Abt von St. Quentin und fiel 844 bei Angoulême. Auch Theodorich nahm das Mönchskleid (819).

Nach der Bestellung seines Hauses legte der sich zum Heimgange richtende Kaisergreis auch noch eine letzte Hand an die Bestellung seines Reiches. Er hatte die erste Hand an dieselbe mit einer Zuchtordnung für die Geistlichkeit gelegt, er hatte auch, als er diese letzte Hand an sie legte, wieder hauptsächlich die Geistlichkeit im Auge. Wenn das Volk sich bessern sollte, mußten zuerst die Prediger sich bessern. Einen vielversprechenden Weg zu diesem Ziele hatte bekanntlich Bischof Chrodegang von Metz (742 bis 765) in der Vereinigung der Geistlichkeit seiner Hauptkirche unter eine nach Benedict's Klosterordnung von ihm entworfene Regel gebahnt. Diese Einrichtung, die schon der heilige Augustin bei seiner Geistlichkeit zu Hippo getroffen hatte, ging in kurzer Zeit auf eine Menge anderer Hauptkirchen über, und Karl der Große erhob sie zum Reichsgesetze. Er bestimmte in einem Capitular von 805, „daß sämmtliche Kleriker Eines von beiden zu wählen hätten, entweder das kanonische Leben, oder das klösterliche." Das Verzeichniß der an einer Kirche angestellten Geistlichen hieß, wie der Leser sich vielleicht noch erinnert, „Kanon": Daher die neuen Bezeichnungen „kanonisches Leben," „Kanonikat" „Kanoniker", und mit Uebertragung auf Frauenvereine „Kano-

nissin,* u. a. Der große Monarch zwang seine Geistlichen zu der Zurückgezogenheit, die ihnen so schwer einging. Aber er begnügte sich auch hier nicht mit der Aeußerlichkeit, er regte sie auch von innen aus zur Gottseligkeit und Pflichterfüllung an, er legte ihnen in sogenannten Fragekapiteln Fragen über alle möglichen Gegenstände vor, die in den Kreis ihres Berufes fielen. Das Nachdenken über diese Fragen und die Ausarbeitung der Antworten rief ihnen, was sie von der hohen Bedeutung ihres Amtes vergessen hatten, wieder vor die Seele und bezeichnete ihnen die Mittel und Wege, sich und ihre Herden zum Heile zu führen, und legte ihnen die Pflicht an's Herz, diese Mittel nach Kräften anzuwenden. Aber der weise Staatsordner hatte noch einen weitern Zweck dabei. Er hatte die Fragen mit seinem Cultministerium besprochen, er besprach auch die Antworten mit seinem Cultministerium und ließ sie durch dasselbe zu Vorlagen verarbeiten für den Reichstag und durch diesen dann zu Reformgesetzen erheben für die Reichsordnung.

Auf dieses hin veranstaltete er denn nun, mit Anlegung einer letzten Hand an dieselbe, zu Anfang des Sommers 813 Landesversammlungen an fünf verschiedenen Hauptpunkten seines Reiches: zu Mainz für Austrasien, den Osten, die ostfränkische oder deutsche Kirche, zu Rheims und zu Tours für Neustrien, den Westen, die westfränkische oder gallische Kirche, zu Chalons an der Saone und Arles für Burgund, die südfränkische oder burgundische Kirche. Die Landtage zu Tours und Arles fielen beide auf die Grenze von Aquitanien und wurden darum auch von den Ständen dieses Landes besucht und nahmen auch auf die Verhältnisse dieses Landes Rücksicht. Dadurch fiel das Bedürfniß eines besondern Land-

tages für Aquitanien weg, dessen Kirche, wie wir sogleich sehen werden, ohnedies schon länger in der Wiedergeburt begriffen war und den benachbarten Reformversammlungen bereits die schönsten Vorbilder schon in ihren Abgeordneten bot. Die Zustände Italiens ordnete der Kaiser stets unabhängig von seiner Reichsgesetzgebung, größtentheils unmittelbar von seinem Cabinete aus; er nahm seine römischen Herrscherrechte für dasselbe in Anspruch, darum berief er auch im Jahre 813 keine besondere Versammlung für die Lombardei; die römische Kirche natürlich überließ er ihrer Selbstregierung.

Diesen fünf Landesversammlungen, bestehend aus den Bischöfen, Aebten und weltlichen Großen der Umgebung, legte der Kaiser Fragen vor über die zweckdienlichsten Mittel zur Einführung eines lebendigen Christenthums in das Volk und Volksleben, vor Allem aber in die Geistlichkeit selbst. Die Bischöfe beriethen die Kirchenfragen, die Aebte die Klosterordnung, die Grafen und Herzoge das bürgerliche Recht. In den 56 Kapiteln der Mainzer Versammlung finden sich Betrachtungen über Glaube, Liebe, Hoffnung zur Aufrechthaltung des Friedens und der Eintracht unter dem Volke, über die Lossagung von der Welt, über den Einklang zwischen Gesinnung, Wort und Werk u. s. w.; sodann Bestimmungen über die Lebensordnung des Christen überhaupt, darunter namentlich Verbot der Trunksucht, dann der Geistlichkeit insbesondere, worunter namentlich Einschärfung strenger Zurückgezogenheit und wiederholte Verpflichtung auf das kanonische Leben, sodann Untersagung aller weltlichen Ergötzlichkeiten und Handthierungen mit Ausnahme eines ehrsamen Gewerbes, wie es die Apostel trieben, auf deren Nachfolge stets hingewiesen wird; endlich auch über die Lebensordnung

in den Klöstern, insbesondere Unterwerfung sämmtlicher Klöster unter die Regel Benedikt's, wobei jedoch gottgeweihten Jungfrauen und Wittwen auch das kanonische Leben unter dem Vorsitze einer Aebtissin aus ihrer Mitte gestattet wird; zuletzt noch Bestimmungen über Gottesdienst und Kirchenzucht, darunter insbesondere Festsetzung der Taufzeit auf Ostern und Pfingsten; das Gebot, wenigstens alle Sonn- und Festtage, und zwar in der Volkssprache, zu predigen u. s. w. u. s. w. Die Feste sind: Ostern (acht Tage), zugleich Anfang des Kirchenjahres, Christi Himmelfahrt, Pfingsten (acht Tage), Peter und Paul, Johannes der Täufer, Mariä Assumtion (Himmelfahrt), Michaelis, Remigii, Andreä, Weihnachten (acht Tage), Epiphaniä (Erscheinungs- oder Dreikönigsfest), Mariä Reinigung, dann in jeder Einzelkirche der Tag des Heiligen, dessen Reliquien sie besitzt, und die Kirchweihe.

Aehnliche Bestimmungen wurden von den vier übrigen Landtagen getroffen und alle insgesammt sodann auf dem nächsten Reichstage, im September 813, zu Achen, in einen Kern zusammengefaßt, und dieser Kern sodann vom Kaiser mit, ihm beliebigen, Abänderungen, Auslassungen und Zusätzen durch ein Capitular zum Reichsgesetze erhoben. Dieses Capitular, zu dessen 26 kirchlichen Bestimmungen noch zwanzig bürgerliche kamen, nach den Entwürfen der Grafenbank aus dem römischen, fränkischen und burgundischen Rechte zum Zwecke der Verschmelzung der bürgerlichen Ordnung mit der kirchlichen zusammengestellt und verarbeitet, war der würdige Schlußakt der gesetzgeberischen Thätigkeit des großen Herrschers. Wahrlich rufen wir mit Rettberg aus: „Karls Eifer trug sicher die Schuld nicht, wenn er bei seinem Tode den gro-

ßen Plan zur Durchführung eines christlichen Staates mit voller Durchdringung der weltlichen Zustände durch religiöse Motive nur erst in sehr schwachen Anfängen erreicht hatte!"

Doch ihm lebte ja noch ein Sohn, und dieser letzte Sohn, Ludwig, wenn er dem Vater und den beiden vorangegangenen Brüdern an Geist und Willenskraft nachstand, blieb doch an Eifer für das Reich Gottes und das Heil seiner Völker nicht hinter demselben zurück; er verdiente, wenn nicht den Namen des Großen, doch um so mehr den Namen des Frommen, wieder ein Beispiel von der Vererbung besonders der Eigenschaften des Gemüthes von den Großeltern auf die Enkel. „Sein frommer Sinn", rühmt die zeitgenössische Geschichtschreibung von ihm, „war schon von früher Jugend an für die Verherrlichung Gottes und die Erhöhung seiner heiligen Kirche besorgt, so daß man ihn seinen Werken nach eher einen Priester, denn einen König nennen möchte. Die gesammte Geistlichkeit Aquitaniens hatte, bis sie ihm überwiesen wurde, ihre Zeit mehr dem Reiten, dem Kriegshandwerke und dem Lanzenschwingen gewidmet, als dem göttlichen Dienste. Auf Antrieb König Ludwig's aber wurden nun von allen Seiten Lehrer herbeigerufen, und die Lesekunst und der Gesang, sowie geistliche und weltliche Wissenschaft blühten mit unglaublicher Schnelligkeit auf. Vorzüglich aber hing er Denjenigen mit Liebe an, die ihre Habe um Gottes Willen verließen, um sich einem beschaulichen Leben hinzugeben. Denn beim Antritte seiner Herrschaft über Aquitanien traf er diesen Stand im gänzlichen Verfalle an, unter ihm aber gelangte derselbe wieder zu solcher Blüthe, daß er selbst das denkwürdige Beispiel seines Großoheims Karlmann nachzuahmen begehrte und nach der

Höhe des gottseligen Lebens trachtete. Der Erfüllung dieses Begehrens aber stellte sich die Weigerung des Vaters, oder vielmehr das Gebot Gottes entgegen, welcher nicht zugab, daß ein Mann von solcher Frömmigkeit unter der Sorge für sein Sonderheil verborgen hinlebte, sondern es also fügte, daß Vielen das Heil durch ihn und unter ihm aufginge. Viele Klöster sind während seiner Regierung wieder hergestellt, viele neu errichtet worden.“ Wir nennen unter den letztern nur das berühmte Kloster Aniane in Septimanien, die Schöpfung des unter seinem Mönchsnamen Benedikt so hoch gefeierten und hochverdienten Gothen Witiza, der, nachdem er unter dem König Ludwig das Klosterwesen in Aquitanien von Grund aus erneuert hatte, diese Erneuerung unter dem Kaiser Ludwig, welcher ihm zu diesem Behufe ein neues Kloster am Flüßchen Inde, daher „zur Inde“ nachmals Cornelimünster genannt, zwischen Achen und Jülich, anlegte, auf das Klosterwesen des gesammten Reiches ausdehnte und damit nach dieser Seite hin dem Reformationswerke Karl's des Großen die Krone aufsetzte.

„Ueberhaupt gelangte,“ fährt unser Gewährsmann im Leben Ludwig's des Frommen fort,“ das aquitanische Reich unter diesem Könige zu einem so blühenden und glücklichen Zustande, daß, wenn der König seine Rundreisen durch das Land machte, oder auch zu Hause, an seinem ordentlichen Wohnsitze sich aufhielt, kaum Einer sich fand, der über erlittenes Unrecht geklagt hätte. Denn an dreien Tagen in der Woche saß König Ludwig auf seiner Pfalz zu Gericht.“ Das brachte einst Karl's des Großen Geheimschreiber, Erchambold, der mit Befehlen vom Kaiser an seinen Sohn geschickt worden war, dem Vater nach Hause, und der freute sich darob also, daß er, von übergroßer

Rührung in Thränen ausbrechend, zu den Umstehenden sprach: „Freunde, wünschen wir uns Glück, von der gereiften Weisheit dieses Jünglings übertroffen zu werden.“

„Um diese Zeit“, berichtet dieselbe Quelle weiter „da schon früher Pipin, der König von Italien, gestorben, und nun auch kürzlich Karl, sein Bruder, aus dieser Welt gegangen war, gewann Ludwig Hoffnung auf die Herrschaft über das ganze Reich. Er hatte seinen Falkonier Gerrikus zum Kaiser gesandt, um einige nothwendige Fragen an denselben zu stellen. Wie sich nun dieser, der Antwort harrend, in der Pfalz zu Achen aufhielt, ermahnten ihn Franken und Deutsche, daß doch sein König zum Vater kommen und zur Unterstützung bei ihm bleiben möchte, denn es scheine ihnen, setzten sie bei, als ob der Kaiser, der schon im Greisenalter stände und den herben Verlust seiner Kinder nicht verschmerzen könnte, wohl einer baldigen Auflösung entgegenginge. Solches theilte Gerrikus seinem Könige, dieser seinen Räthen mit, und Manchen, ja weitaus den Meisten schien diese Aufforderung sehr vernünftig. Nach höherem Rathschlusse jedoch, und um dem Vater nicht etwa Besorgniß zu erregen, zögerte Ludwig, dem Rufe zu folgen. Unterdeß aber, wie Kaiser Karl sah, daß es abwärts mit ihm ging, und dieweil er fürchtete, das Reich, das er mit Gottes Hülfe in gute Ordnung gebracht hatte, möchte, wenn er ohne die gehörige Fürsorge getroffen zu haben der Welt entrückt würde, in Verwirrung gerathen und durch äußere Stürme erschüttert oder durch innere Spaltungen zerrissen werden, schickte er selbst nach seinem Sohne und ließ ihn aus Aquitanien zu sich rufen. Und wie derselbe nun kam, empfing er ihn freundlich und behielt ihn den ganzen Sommer über bei sich und unterrichtete ihn während dieser Zeit in Allem, was ihm zu

wissen noth that: wie er leben sollte, wie regieren, wie das Reich ordnen und in Ordnung erhalten."

Im Monate September hielt sodann Kaiser Karl eine große Versammlung seines Volkes im Palaste zu Achen. Aus dem ganzen Reiche kamen die Bischöfe, Aebte, Grafen, Pfarrer, Diakone, und der gesammte Rath der Franken zusammen und gaben die obgedachten sechsundvierzig Satzungen für die Kirchen und das Christenvolk. Alsdann hielt er Rath mit ihnen, daß sie seinen Sohn Ludwig zum König und Kaiser machten. Und alle, vom Höchsten bis zum Geringsten, ertheilten ihre Einwilligung dazu, und sprachen, das gebühre sich nicht anders, und dem ganzen Volke gefiel diese Rede. Am darauf folgenden Sonntage bekleidete sich Karl mit den königlichen Abzeichen und setzte sich die Krone auf's Haupt. Er schritt aber einher prächtig geziert und geschmückt, wie es sich für ihn geziemte, und ging zu der Kirche, die er selbst erbaut hatte, und trat, seinen Sohn an der Seite, vor den Hochaltar, auf dem eine goldene Krone stand, eine andere, denn er selbst auf dem Haupte trug. Und wie beide lange still gebetet hatten, wandte er sich zu seinem Sohne und ermahnte ihn vor allem Volke, Gott den Allmächtigen zu lieben und zu fürchten, seinen Geboten nachzukommen und die Kirche des Herrn zu schützen vor allen bösen Menschen, Liebe und Barmherzigkeit zu üben stets und unwandelbar an seinen Schwestern und Brüdern, an seinen Neffen und allen übrigen Verwandten, die Priester zu ehren, wie Väter, das Volk zu lieben, wie Söhne, hochfahrende und schlechte Menschen mit Gewalt auf den Weg des Heiles zurückzuführen, den Klöstern ein Tröster, den Armen ein Vater zu sein, die Dienerschaft in der Treue und Gottesfurcht und im Abscheu vor den Werken der Ungerechtigkeit zu erhalten, Niemanden ohne auf Grund

eines richterlichen Spruches seiner Ehre zu berauben und sich selbst vor Gott und allem Volke untadelhaft zu zeigen.

Nachdem er diese und viele andere Worte in öffentlicher Versammlung zu seinem Sohne gesprochen hatte, fragte er ihn, ob er diesen seinen Ermahnungen Folge leisten wolle. Ludwig erwiederte, das werde er mit Freuden thun, Gott möge ihm nur seine Gnade dazu verleihen. Alsdann hieß ihn der Kaiser die bereitstehende Krone mit eigener Hand vom Altare nehmen und sich auf's Haupt setzen zur Erinnerung an diese Zusage. Ludwig aber that, wie der Vater gesagt hatte, und alles Volk rief: „es lebe Kaiser Ludwig!“ Und es war große Freude im ganzen Volke an jenem Tage. Der greise Karl aber lobete Gott und sprach: „Gepriesen seist du, o Herr, unser Gott, der du meinen Augen heute gegeben hast, zu schauen die Frucht meines Samens sitzend auf meinem Throne!“ Wenige Tage darnach beehrte ihn sein Vater mit vielen und reichen Geschenken und entließ ihn nach Aquitanien. Ehe sie sich aber trennten, umarmten und küßten sie sich, und aus Freude über ihre Liebe und aus Schmerz über ihre Trennung fingen sie an zu weinen. Ludwig kehrte zurück in sein Land.

Der Kaiser aber, nachdem er ihn entlassen hatte, zog nach seiner Gewohnheit, obwohl durch das Alter schon sehr entkräftet, auf die Jagd und brachte den Rest des Herbstes auf derselben zu. Um den Anfang des Wintermonates kehrte er sodann nach seiner Hauptstadt zurück und verwendete hinfort seine ganze Zeit nur noch auf Gebet und Almosen. Zu Anfang des neuen Jahres befiel ihn nach dem Bade das Fieber. Er mußte das Bett hüten. Wie er in diesem Falle stets that, enthielt er sich von Speise und Trank, mit Ausnahme von etwas Wasser, in

der Meinung, die Krankheit durch Hunger bezwingen oder doch lindern zu können. Das Fieber aber entwickelte sich zur Brustentzündung und wurde mit jedem Tage heftiger. Da ließ Kaiser Karl am siebenten Tage den ihm innigst befreundeten Erzbischof Hildebald von Cöln zu sich kommen, daß er ihm zur Stärkung für den Tod das Sakrament des Blutes und Leibes Christi reichte. Darnach litt und stritt er noch diesen Tag und die folgende Nacht. Am andern Morgen aber, wie es hell zu werden begann, streckte er bei vollem Bewußtsein die rechte Hand aus und machte das Zeichen des heiligen Kreuzes über die Stirne und den ganzen Körper, zog die Füße an sich, legte die Hände gefaltet auf die Brust, schloß die Augen, sprach mit leiser Stimme: „in deine Hände, o Vater, befehle ich meinen Geist!“ und schied hin im Frieden. Er starb im 72ten Jahre seines Alters, im 47ten seiner Herrschaft, am 28. Januar 814, in der dritten Stunde des Tages.

Die kaiserliche Leiche wurde einbalsamirt und in vollem Kaiserschmucke auf goldenem Stuhle, das kostbare Schwert mit dem goldenen Handgriffe und die Pilgertasche, die der Kaiser auf dem Wege nach Rom zu tragen gepflegt hatte, an der Seite, ein mit Gold gefaßtes Evangelienbuch in den auf den Knieen ruhenden Händen, das herrliche Diadem auf dem frei erhobenen Haupte, den goldenen Szepter und goldenen Schild zu den Füßen, in der Liebfrauenkirche zu Achen beigesetzt, und das Grab sofort verschlossen und versiegelt und über demselben des Kaisers Bildniß angebracht mit der Umschrift: „Hier unter diesem Steine ruhet der Leib Karl’s, des großen und rechtgläubigen Kaisers, der das Reich der Franken herrlich vergrößert und siebenundvierzig Jahre lang glücklich regiert hat. Starb ein Siebziger im Jahre des

Herrn 814, im 7ten der Indiction, am 28ten Januar." Diese Schrift ist jetzt verschwunden und ein allsagendes „Carolus Magnus" an ihre Stelle getreten; der Leib des großen Kaisers ruhet noch heute an derselben Stelle; der Mann aber lebt und wird leben, so lange das Menschengeschlecht lebt und seine Geschichte. Denn er war groß und hat Großes gewirkt, Größeres, als irgend Einer der Gewaltigen der Erde. Aber auch er war Mensch, die wilden Leidenschaften seiner Zeit, besonders Fleischeslust und Grausamkeit, versuchten und befleckten auch seine große Seele, und die Kirche konnte sich nicht entschließen, den Spruch des von Kaiser Friedrich dem Rothbart wider Alexander III. (1181 bis 1185) aufgestellten Gegenpapstes Paschalis III., der den großen Herrscher den Heiligen beizählte, zu bestätigen, aber sie konnte es auch nicht über ihre dankbare Erinnerung an die unschätzbaren Verdienste des großen Apostels gewinnen, diesen Spruch zu verwerfen.

Dritter Abschnitt.

Anbahnung der Bekehrung der letzten Heidenvölker der Germanenwelt

oder

die Mission des Nordens.

Einleitung.

Drei Jahre nach dem Tode des großen Herrschers, im Jahre 817 auf dem Reichstage zu Aachen, trat die Sonne des karolingischen Hauses in ihre Mittagshöhe, und von

nun an eilte sie rasch ihre absteigende Linie hinunter dem Reiche der Nacht zu. Ludwig der Fromme setzte auf diesem Reichstage eine Erbordnung auf Grund der Erstgeburt fest und vollendete zugleich die Verschmelzung von Kirche und Staat zum Zwecke der Verwirklichung des Christenthums in beiden. Aber durch die Halbheit der Ausführung erreichte er gerade das Gegentheil von dem, was er bezweckte, und beschleunigte nur den Verfall seines Hauses und den Verfall des Glaubens. Er verordnete den ältesten seiner drei Söhne zum Erben der Kaiserkrone, die beiden jüngern zu Königen bestimmter Theile des Gesammtreiches unter dessen (des Erstgeborenen) Oberhoheit. Er besaß nicht Manneskraft genug, die volle Untheilbarkeit auszusprechen. Er besaß nicht einmal Manneskraft genug, auch nur die festgesetzte Theilung zu behaupten. Nachdem er seine Erbordnung vier Jahre nachher noch einmal feierlich von seinen Fürsten hatte beschwören lassen, stieß er sie später, als ihm von einer zweiten Gemahlin noch ein Sohn geboren wurde, zu Gunsten des Letztern selbst um und rief dadurch sogleich ihren Drachensamen an's Licht. Was der fromme Kaiser dann auch zur Verbreitung, zur Befestigung, zur Wiederherstellung des Christenthums that, vom Feuer der Bruderkriege mußte Alles wieder verschlungen werden, um erst später wieder in Kraft und Leben zu treten, und seine Kirchenordnung trug an sich den Keim des Todes in sich; denn sie wurde zur Kirchenunterordnung, und führte zur Kirchenunordnung; sie knechtete das Christenthum unter die Zwecke des Staats, das Gesetz der Liebe unter die Forderungen der Selbstsucht.

Aber dem sei, wie ihm wolle, er that etwas, er that viel, er that sehr viel zur Verbreitung, zur Befestigung,

zur Wiederherstellung des Reiches Gottes. Er vollendete die Christianisirung der germanischen und begann die Christianisirung der slavischen Welt. Er hatte einen Milchbruder mit Namen Ebbo, den Sohn einer Bauernfamilie eines der Krongüter auf dem rechten Rheinufer. Der wurde am kaiserlichen Hofe mit ihm erzogen, und weil er ein hübscher Junge war und viel Talent und Kenntnisse hatte, von Kaiser Karl mit der Freiheit beschenkt. Ludwig hatte ihn von Herzen lieb; er machte ihn beim Antritte seiner Regierung von Aquitanien zu seinem Archivar, und nachdem er den Kaiserthron bestiegen, im Jahre 816 zum Erzbischofe von Rheims. Später schickte er ihn als Gesandten und Apostel zu den Dänen. Zu gleicher Zeit gründete er ein Kloster im Sachsenlande als Herd für die Verbreitung des Christenthums über den ganzen germanischen und slavischen Norden, das Kloster Corvei.

§ 6. Der heilige Anskar.

Das Kloster Corvei.

Schon Karl der Große hatte sich im Jahr 802 mit den Edeln des Sachsenlandes über d e Errichtung eines Klosters in dessen Marken berathen, das zugleich Erziehungsanstalt für Geistliche, besonders für Glaubensboten werden sollte. Er hatte sich zu diesem Behufe unweit seines Standlagers Herstelle an der Weser ein Krongut ausgeworfen, mit Namen Huxori, das heutige Höxter. Söhne des Landes, die in fränkischen Klöstern erzogen worden, namentlich Zöglinge von Corbie, sollten den Grundstock der Bevölkerung bilden. Dieses am Einflusse des gleichnamigen Flüßchens in die Somme gelegene Kloster, eine Stiftung der heiligen Balthildis (657—662), war

seinerseits von Luxeuil aus, der Schöpfung des heiligen Columban's, bevölkert worden; sein Erbtheil war also von Haus aus der Beruf der Glaubenspredigt. Dazumalen nun, d. h. in den Tagen, da Karl der Große auf die Errichtung eines Klosters im Sachsenlande dachte, als eines Ausgangs- und Mittelpunktes der Bekehrung des Nordens, stand jenes Corbie unter der Leitung eines Mannes, welchen Karl der Große seinen lieben Vetter nannte und in den wichtigsten Angelegenheiten seines Reiches zu Rathe zog, des dem Leser noch von früher her bekannten Abtes Adalhard. Dem hatte der Kaiser seinen Plan mitgetheilt, und der sprach nun mit seinen sächsischen Zöglingen darüber. Einer derselben, mit Namen Theodrad, sagte: „Ich weiß auf den Gütern meines Vaters einen geeigneten Platz, ich will machen, daß er ihn zum fraglichen Zwecke abtrete". Man schickte ihn in die Heimath, es zu machen. Bald darauf wurde Adalhard von seinem Kaiser an den Hof Bernhard's, seines (des Kaisers) Enkels, des neuen Königs der Longobarden, nach Italien geschickt, aber nach dem Tode Karl's des Großen vom Erben des Reiches, Ludwig dem Frommen, zurückgerufen und als des Hochverrathes verdächtig seiner Würden entsetzt und auf eine Insel verbannt. Sein Bruder, der stellvertretende Abt, Wala, theilte sein Schicksal. Ein jüngerer Adalhard, des ältern Zögling, Freund und Verehrer, überkam, gleichfalls als Stellvertreter, die Leitung des Klosters. Der schritt sofort zur Ausführung des fraglichen Planes. Er legte denselben im Jahre 815 dem neuen Kaiser auf dem Reichstage zu Paderborn vor. Ludwig der Fromme ging darauf ein, und die Sache wurde in Angriff genommen. Theodrad hatte schon zuvor seine Sendung erfüllt. Sein Vater hatte ihm eine stille,

abgelegene Gegend im Solling, die Heide (Hethi) genannt, zu dem gedachten Zwecke überlassen, und schon hatten sich daselbst einige fromme Männer als Einsiedler zu klösterlichem Leben zusammen gethan. Dort baute nun, an der Stelle, wo heutzutage das braunschweigische Jagdschloß Neustadt steht, der junge Adalhard, größtentheils aus den Mitteln seiner Abtei, ein kleines Kloster und stellte es unter die Leitung eines Präpositus, als seines Untergebenen, kehrte dann (816) nach Corbie zurück und schickte von dort aus der neuen Pflanzstätte Priester und Lehrer. Aber der Ort war nicht gut gewählt, die junge Anstalt wollte nicht gedeihen. Im Jahre 819 verwüstete vollends ein Naturereigniß den ohnedies undankbaren Boden und entzog ihm das Quellwasser. Die Gemeinde Gottes wollte sich auflösen. Da regte sich's im Schooße ihrer Mutter an der Somme zu neuem Leben. Ludwig der Fromme, welcher mittlerweile seinen abgefallenen Neffen, Bernhard von Italien, in der ersten Aufwallung hatte blenden lassen, rief zur Sühne für diese rasche That dessen Anhänger aus der Verbannung zurück. Es war im Jahre 821. Unter ihnen befanden sich namentlich die beiden Brüder Adalhard und Wala. Sie wurden wieder in ihre frühern Würden eingesetzt. Adalhard hatte nicht sobald die Leitung seines Klosters wieder in Person übernommen, als er, mit Zurücklassung seines Bruders Wala in seiner frühern Eigenschaft eines stellvertretenden Abtes, nach dem Sachsenlande eilte, das Werk seines Zöglings, des jungen Adalhard, zu schauen. Er traf es am Rande des Untergangs. Nur die Verpflanzung auf einen andern Boden konnte es retten. Er stellte die Sache seinem Kaiser vor, bei dem er nun wieder hoch in Gunst stand. Ludwig schenkte ihm, des väterlichen Planes eingedenk, das Krongut

Huxori für seinen Zweck. Der würdige Greis sammelte die bereits zerstreuten Einsiedler aus dem Solling um sich, nahm feierlich Besitz von dem neuen Grund und Boden. Bischof Baturat von Paderborn, in dessen Sprengel er lag, weihete ihn ein, pflanzte das Kreuz, und legte den Grund zum Altare, Alles unter Anrufung und zu Ehren des heiligen Stephanus. Sofort schritt man zur Aufrichtung der erforderlichen Gebäude. Binnen Jahresfrist war das Kloster hergestellt. Es erhielt den Namen Neu-Corvei, und wurde von seinem Mutterkloster aus und durch ausgezeichnete Lehrer und Zöglinge dieses Mutterklosters sogleich in die Bahn seiner hohen Bestimmung eingeführt; es suchte und begann auch sogleich zu werden, was es werden sollte, ein Leuchtthurm Christi für den ganzen, bekehrten sowohl, als noch unbekehrten, Norden Europa's. Seine Erstlingszierde war Anskar, der große Apostel des Nordens.

Corvei an der Weser war also eine Tochter von Corbie an der Somme, dieses aber eine Tochter von Luxeuil in den Vogesen, und Luxeuil in den Vogesen eine Tochter der Insel der Heiligen, eine Colonie von Irland. In Irland nur, haben wir in unserm dritten Theile (S. 155) gesehen, „war", wenigstens zur Zeit, da es seine ersten Colonieen auf dem Festlande anlegte, „der Abt des Klosters Niemanden verantwortlich, als Gott und seinem Gewissen; der Bischof, in dessen Sprengel sein Kloster lag, hatte nicht das Geringste in sein Regiment zu sprechen. Der war aber einmal, haben wir an demselben Orte gesagt, Oberhirte in seinem Sprengel, und waren auch die in demselben gelegenen Klöster ohne sein Zuthun, vielleicht schon vor Errichtung seines Stuhles, gegründet worden, sie waren ihm, wenn auch vielleicht

nicht immer nach dem ausdrücklichen Buchstaben, so doch jedenfalls nach dem Geiste der kirchlichen Gesetzgebung untergeordnet und verantwortlich. Die Reibungen konnten nicht ausbleiben. Ein hartnäckiger Kampf entspann sich zwischen der bischöflichen und der klösterlichen Gewalt." Aber nicht nur in Irland und in den von ihm ausgegangenen Colonieen, wie namentlich in Luxovium und St.Gallen, die auf dem Grund und Boden schon bestehender Bischofssitze errichtet worden, auch in andern und anderswoher stammenden Klöstern, wie in St.Emmeran und Reichenau, ja noch in Fulda selbst, nach dem Tode seines Gründers, des heiligen Abtbischofes Bonifacius, entspann sich dieser Kampf zwischen Kloster und Episcopium. Corvei sollte nun der Versöhnung und Verschmelzung des klösterlichen Elementes mit dem bischöflichen das Siegel aufdrücken; es wurde zur Schule und Vorschule des Episcopates bestimmt und erfüllte diese seine Bestimmung in vollem Maße; es trat unbeschadet seines Verhältnisses zu seinem Mutterkloster und seinem Diöcesanbischofe unter die Oberleitung der Apostel des Nordens, und es erzog und lieferte dem Norden seine Apostel, ein in sich selbst gegliedertes und gliederartig mit seinen Schwesteranstalten und mit dem Episcopate zusammenwirkendes Organ des nun in seiner Vollendung begriffenen Organismus der deutschen Kirche, selbst eines Organes des Gesammtorganismus der römischen, oder katholischen. So wurde es denn, ja war es schon von Anfang an, was Thietmar von Merseburg von ihm rühmt, „ein Haupt aller Klöster, das Wunder Sachsens und eine Zierde des ganzen deutschen Reiches". Darum gelangte es auch im Laufe der Zeit zu unermeßlichem Reichthum. Es erhielt den Titel, die Rechte und die Macht einer gefürsteten Reichs-

abtei und wurde zur Krönung der Verschmelzung von klösterlichem und bischöflichem Regimente kurz vor seinem Erlöschen noch zu einem Bisthume erhoben.

Das nordische Episcopat.

Neben und über der klösterlichen Pflanzstätte des Christenthums für den Norden stand eine bischöfliche. Der erste Sitz derselben war Bremen, der erste Bischof und Apostel Willehad. Nach ihm, berichtet unsere Hauptquelle, Adam von Bremen in seiner Hamburger Kirchengeschichte nach zeitgenössischen Aufzeichnungen, wurde die Kirche von Bremen von einem seiner Schüler mit Namen Willerich geleitet. Willehad war, wie sich der Leser erinnert, im Jahre 789 heimgegangen zu seinem Herrn und Meister im Himmel. Seine Heerde blieb verwaist bis zum Frieden von Hollenstadt, der endlich im Jahre des Heils 804 der dreiunddreißigjährigen Schreckensherrschaft des Sachsenkrieges ein Ziel steckte. Und nun im siebenunddreißigsten Regierungsjahre Kaiser Karls bestieg Willerich den nordischen Bischofsstuhl. Dieweil aber damals auch die Völker der Slaven, fährt unsere Quelle fort, der Herrschaft der Franken unterworfen wurden, soll Karl eine Stadt der Nordalbinger, nachdem er daselbst eine Kirche gebauet, einem gewissen Heridag *, einem frommen Manne, den er zum Bischofe daselbst bestimmte, zur Lenkung anvertraut haben. Dem schenkte er auch als Zufluchtstätte und Nahrungsquelle für Fälle der Noth das Kloster Rodnach in Gallien (Renaix oder Rousse).

---

* S. 279, Z. 5 v. u. hat sich der Druckfehler Heridax eingeschlichen.

Er wollte eben diese Hammaburger Kirche allen Völkern der Slaven und Dänen zur Metropole geben, wurde aber durch den Tod Heridag's und durch anderweitige Unterbrechungen an der Ausführung dieses Planes verhindert. Willerich von Bremen war Bischof für die Nordalbinger bis zur Errichtung des bischöflichen Stuhles von Hamburg.

Nach dem Tode Karls des Großen theilte sein Sohn Ludwig, des väterlichen Planes unkundig oder uneingedenk, die nordelbische Provinz unter die bischöflichen Stühle von Bremen und Verden. Nun aber riefen die Verhältnisse mit den Dänen den Gedanken Karls des Großen wieder wach. Lassen wir uns diese Verhältnisse von unserer Quelle kurz aus einander setzen: Der Dänenkönig Gotafrid bedrohte, nachdem er bereits die Frisen und ebenso die Nordelbinger, Obodriten und andere Slavenvölker sich zinspflichtig gemacht hatte, selbst Karl den Kaiser mit Krieg. Dieser Umstand war es hauptsächlich, was die Ausführung seines Planes rücksichtlich Hammaburgs verzögerte. Wie endlich Gotafrid durch Fügung des Himmels eines gewaltsamen Todes gestorben war (810), folgte ihm sein Vetter Hemming. Der machte Frieden mit dem Kaiser. Der Egdorafluß (die Eider) wurde Reichsgrenze. Nicht lange darnach starb der hochberühmte Kaiser Karl. Er hinterließ das Reich seinem Sohne Ludwig. Zur selbigen Zeit, nach dem Tode des Dänenkönigs Hemming, kämpften Sigafrid und Anulo (annulo, annulus, Ring), die Enkel Gotafrid's, mit einander um die Herrschaft. Sie fielen beide in diesem Kampfe; aber Anulo's Partei errang einen blutigen Sieg. Sie setzte die beiden Brüder Harald (Heriold) und Reginfrid zu Königen ein. Bald darauf aber ward Reginfrid von Harald verjagt. Er trieb

nun mit seiner Flotte Seeraub. Harald aber schloß ein Bündniß mit dem Kaiser.

In jenen Tagen empfing Ebbo von Rheims mit Halitgar (Bischof von Cambrai) die Sendung zu den Dänen, zuerst vom Kaiser Ludwig dem Frommen, dann auch vom Papste (Paschalis I.). Beide begaben sich persönlich zu den Dänen und führten unter dem Schutze Harald's viele derselben in den Schooß der Kirche. Harald selbst aber blieb vorderhand Heide. Er fürchtete die Priester Odin's. Die Sendboten des Evangeliums kehrten nach kurzem Aufenthalte (823) nach Frankreich zurück.

Mittlerweile lag Willerich, der Bischof von Bremen, seinem heiligen Amte mit rastlosem Eifer ob; er sammelte eine zahlreiche Geistlichkeit um sich, er machte fleißig die Runde durch seinen Sprengel, er predigte den Heiden und predigte den Christen und taufte die Einen, und befestigte die Andern im Glauben, und errichtete überall, wo es noth that, Kirchen, drei allein zu Bremen, darunter eine steinerne Cathedrale statt der von seinem Vorgänger, dem heiligen Willehad, erbauten hölzernen. Er starb ein hochbetagter Greis im Jahre des Heils 837. Ihm folgte Leuderich, sein Diacon, auf dem Bischofstuhle von Bremen, diesem dann im Jahre 847 Anskar.

Anskar's Bildungslaufbahn.

Anskar, ein Sohn des germanischen Nordens, und dessen Hauptapostel, „an Glaubenseifer, Tüchtigkeit und Pflichtgefühl dem Apostel der Deutschen Bonifacius nicht nachstehend, aber dadurch sich von ihm unterscheidend, daß sein Gemüth eine schwärmerische Richtung nahm, während den Angelsachsen Winfrid kalte Besonnenheit aus-

zeichnete" *, erblickte das Licht der Welt im Jahre des Heils 801. Schon in der Kindheit wurde er vom Himmel durch Offenbarungen erleuchtet und ermahnt. Seine Mutter, eine gar fromme gottesfürchtige Frau, starb, als er ungefähr fünf Jahre alt war. Bald darauf schickte ihn sein Vater, wohl einer der vielen an der fränkischen Nordseeküste ansäßigen Normannen, in das Kloster Corbie an der Somme, um den Knaben in dessen berühmter Schule zum Geistlichen heranbilden zu lassen. Dort aber begann er mit seinen Altersgenossen und Mitschülern Kindereien zu treiben und mehr auf leeres Geschwätz und eitle Späße, als auf die Lehrgegenstände zu achten. Während er nun auf diese Art dem kindischen Leichtsinne nachhing, fand er sich einst in einem nächtlichen Gesichte an einem sehr schlammigen und schlüpferigen Orte, von dem er nur mit der größten Schwierigkeit wegkommen konnte. In der Ferne aber sah er einen lieblichen Pfad, auf welchem eine hohe Gestalt, reich und schön gekleidet, in würdevoller Haltung und an der Spitze von vielen andern weiß gekleideten Frauen einherschritt. Unter den letztern befand sich auch seine Mutter. Er wollte zu ihr hinübereilen, aber der Schlamm hemmte seinen Fuß, er gleitete bei jedem Schritte aus. Indessen kamen die Frauen gegen ihn heran. Da war es ihm, als ob ihre Führerin, in welcher er sogleich die heilige Jungfrau vermuthete, zu ihm spräche: „Mein Kind, willst du zu deiner Mutter?" Er antwortete: „von Herzen gern". Darauf erwiederte sie: „Wenn du dich unserer Gesellschaft anschließen willst, so mußt du dem Leichtsinne entsagen, deine kindischen Späße lassen und ein ernstes Leben führen. Denn wir verab-

* Gfrörer in seinen ost- und westfränkischen Karolingern.

scheuen das Tändeln und Müssiggehen und nehmen Niemand in unsern Kreis auf, welcher Freude daran findet." Von Stunde an begann der Knabe sich ernster zu benehmen, den Umgang mit leichtfertigen Kameraden zu fliehen, dem Lesen und Nachdenken und andern nützlichen Beschäftigungen obzuliegen, so daß sich seine Mitschüler nicht genug über diese plötzliche Umwandlung wundern konnten.

Bald aber nachdem er die Tonsur empfangen, begann er, vermöge der Gebrechlichkeit der menschlichen Natur von Neuem bethört, in der Strenge seiner Sitten wieder nachzulassen. Da drang die Kunde vom Hintritte des unübertrefflichen Kaisers Karl zu ihm, des Herrschers, den er schon mit eigenen Augen in all seiner Pracht und Macht gesehen hatte; und der Tod des großen Mannes erschütterte ihn auf's Tiefste. Furcht und Schrecken füllten seine Seele. Er ging in sich und rief die Worte und Ermahnungen der heiligen Jungfrau in sein Gedächtniß zurück. Das half. Er gab dem leichtfertigen Wesen für immer den Abschied; er flehte inbrünstig um die Gnade der Zerknirschung; er wandte sich mit ganzer Seele dem Dienste Gottes zu und übte Gebet, Nachtwachen und Enthaltsamkeit. Er starb der Welt und lebte dem Herrn und rang nach der Palme des Märtyrers, zugleich aber auch nach der Meisterschaft in allem Wissen. Deßhalb wurde er bei der Gründung von Neu-Corvei mit andern Brüdern des Mutterklosters, dahin gesandt, als Lehrer an demselben zu wirken. In diesem großen und schönen Berufe entwickelte er einen solchen Eifer und gewann Aller Herzen in solchem Maße, daß ihm die allgemeine Wahl auch die Verkündigung des göttlichen Wortes in der Kirche übertrug. So kam es denn, daß er, noch ein zarter Jüngling,

sowohl der erste Vorsteher und Lehrer der Schule, als auch der erste Prediger der Gemeinde wurde.

Seine Sendung zu den Dänen.

Darnach ereignete es sich, fährt unsere zeitgenössische Quelle, das „Leben des heiligen Anskar" von seinem Nachfolger Rimbert, fort, daß Heriold, der als König über einen Theil des Dänenlandes herrschte, von andern Fürsten angegriffen und aus seinem Reiche verjagt wurde. Er begab sich zum erhabenen Kaiser Ludwig, welcher dazumal in Mainz Hof hielt, und bat ihn, ihm zur Wiedererlangung seines Reiches zu verhelfen. Es war im Jahre des Heiles 826. Der Kaiser nahm ihn gastfreundlich auf, ihn und seine Familie und sein ganzes Gefolge, bestehend in vierhundert Mann, mit denen er durch die Nordsee und den Rhein herauf gefahren war. Dann sprach er zu ihm, eine engere Freundschaft könne erst dann zwischen ihnen bestehen, wenn Beide Einen Gott verehren. Darauf erklärte sich Heriold bereit, den Gott der Christen anzubeten und zu bekennen. Die Taufe des Dänenfürsten und seiner Leute wurde im Juni desselbigen Jahres mit großem Gepränge vollzogen; der Kaiser und die Kaiserin vertraten Pathenstelle an dem hohen Täufling. Darnach „überantwortete derselbe sich und sein Reich dem ruhmgekrönten Kaiser der Franken", das heißt er schwur demselben den Lehenseid. Dagegen schenkte ihm dieser ein neues Lehen diesseits der Elbe, nämlich die Grafschaft Riustri (Rustringen) im Frisenlande, „damit er sich im Falle der Noth dorthin zurückziehen könnte".

Nun aber fragte der Kaiser auch nach einem frommen Streiter Christi, der den Dänen begleiten möchte, ihn im Glauben und in der Wahrheit zu befestigen und die Lehre

vom Kreuz im ganzen Dänenlande zu verkündigen. Er begann in öffentlicher Versammlung mit seinen Bischöfen und übrigen Getreuen darüber zu reden. Da sprach Wala, der Abt des Klosters Corbie, er wisse Einen unter seinen Mönchen, der voll glühenden Glaubenseifers sei und voll Sehnsucht, um Christi willen zu leiden. Zugleich pries er dessen Bildung und Charakter und erklärte ihn besonders für die fragliche Sendung geeignet. Es war dies Anskar, der Vorsteher der St. Petrischule von Neu-Corvei. Man berief ihn an das kaiserliche Hoflager. Sein Abt der die Leitung des Mutter- wie des Tochterklosters unter sich hatte, stellte ihn dem Kaiser vor. Der fragte ihn, ob er im Namen Gottes den König Heriold begleiten wolle, um den Dänen das Evangelium zu verkündigen. Der Mönch antwortete: „von Herzen gern". Da sprach der Abt: er bürde ihm diese schwere Last nicht im Wege des Befehles auf, wenn er sie aber freiwillig auf sich nehmen wolle, so sei es ihm lieb, und er ertheile ihm hiemit von Amtes wegen die Erlaubniß dazu. Anskar erwiederte, er erwähle diesen Beruf mit Freuden und gedenke ihn mit der Gnade Gottes nach Kräften zu erfüllen.

Wie das unter den Leuten des Abtes bekannt wurde, konnten die Einen den Mann Gottes nicht genug preisen, die Andern nicht genug tadeln. Anskar aber verharrte fest bei seinem Entschlusse. Er schloß sich von aller Welt ab und betete, während sein Abt sich alle Tage in die Pfalz des Kaisers begab, zwischen den vier Wänden seines Kämmerleins, oder an einem verborgenen Orte in einem naheliegenden Weinberge, und bereitete sich allda in der Gegenwart Gottes auf seinen großen Beruf vor. Es befand sich aber dazumal im Gefolge des Herrn Abtes ein Mönch aus dem Mutterkloster, mit Namen Autbert.

Wie ihn der so ernst und in sich gekehrt sah, und bemerkte, daß er den ganzen Tag für sich allein blieb und mit keinem Menschen umging, mit keinem Menschen redete, begann er Mitleiden mit ihm zu fühlen; und es zog ihn unwillkürlich und unwiderstehlich zu ihm hin. Er suchte ihn in seinem Weinberge auf und fragte ihn, ob er die gefährliche Reise wirklich zu unternehmen gesonnen sei. Anskar, im Glauben, er frage ihn nicht aus Theilnahme, sondern aus Arglist, antwortete: „Was gehet es dich an? Beunruhige mein Gemüth nicht mit deinen Fragen.“ Jener aber fing an sich zu betheuern, daß er nicht aus bloßer Neugierde oder gar aus böser Absicht frage, sondern daß ihm wirklich von Herzen daran gelegen sei, zu erfahren, ob er sein großes Vorhaben im Ernste auszuführen gedenke. Darauf dankte ihm Anskar für seine aufrichtige Theilnahme und antwortete ihm: „Ich bin gefragt worden, ob ich mich im Namen Gottes zu den Heiden begeben wolle, ihnen das Evangelium des Herrn zu verkündigen. Dieser Aufforderung habe ich nicht zu widerstreben gewagt; vielmehr ist es mein sehnlichster Wunsch, mich bald in den Stand gesetzt zu sehen, derselben Folge zu leisten, und Niemand wird meinen Sinn von diesem Ziele ablenken.“ Darauf erwiederte der Bruder: „Ich lasse dich nicht allein gehen, ich gehe mit dir, wirke mir nur die Erlaubniß dazu von unserem Herrn Abte aus.“ Nachdem die beiden Mönche den frommen Plan des Nähern mit einander verabredet hatten, ging Anskar dem aus der kaiserlichen Pfalz (Ingelheim bei Mainz) zurückkommenden Abte entgegen, und zeigte ihm an, daß er einen freiwilligen Reisegefährten und Mitarbeiter gefunden habe. Wie er aber auf die Frage des Abtes, wer derselbe sei, Autbert nannte, verstummte Wala vor Erstaunen. Er hielt es für

unmöglich, daß der Genannte, ein Mann von hoher Abkunft und sein Vertrauter, ja muthmaßlicher Nachfolger, so etwas im Sinne haben sollte. Indessen ließ er ihn rufen und fragte ihn selbst. Autbert antwortete, er könne es nicht über sein Herz bringen, Anskar allein ziehen zu lassen, sondern er wolle ihm im Namen Jesu ein Helfer sein und ein Tröster in Rath und That, in Noth und Tod, wenn anders der Herr Abt und die Brüder nichts dagegen haben. Darauf erwiederte der Abt, wenn er sich freiwillig der Sendung anschließen wolle, ertheile er ihm gern hiezu die Erlaubniß; aber er werde ihm leider nicht wohl Jemanden zur Begleitung und Bedienung mitgeben können, er müßte denn selbst Einen aus der Mitte seiner Leute dazu bewegen können, ihnen aus freiem Willen zu folgen. „Der Abt", fügt unsere Quelle hinzu, „handelte nicht aus Lieblosigkeit also, sondern man hielt es dazumal für ungerecht und abscheulich, wenn man Jemanden zwingen würde, unter die Heiden zu gehen und unter ihnen zu leben."

Darauf wurden Beide vor den Kaiser geführt. Der fand großes Wohlgefallen an ihrem Eifer und ihrer Bereitwilligkeit und gab ihnen Kirchengeräthe, Schreine, Zelte und andere Hülfsmittel, deren sie für ihr Vorhaben zu bedürfen schienen. Heriold aber, dem sie anvertraut wurden, wußte noch nicht, wie man Diener Gottes zu behandeln hätte. Seine Leute wußten es eben so wenig. Niemand kümmerte sich um die beiden Mönche. So kamen sie nach Cöln. Dort schenkte ihnen der hochwürdige Bischof Hadebald, voll Mitleidens ob ihrer Verlassenheit, ein stattliches Schiff zu ihrem besondern Gebrauche. Das hatte zwei auf's Bequemste eingerichtete Kajüten. Wie nun Heriold dasselbe erblickte, lud er sich darauf zu Gast, und bezog

die eine dieser beiden Kajüten, die andere nahmen die beiden Mönche ein. Die räumliche Nähe brachte auch die Seelen einander näher.

Heriold setzte sich auf der jütischen Grenze fest. Von dort aus begannen die Diener Gottes unter Christen und Heiden das Wort des Herrn zu verkündigen und alles Volk auf den Weg der Wahrheit zu weisen. Täglich wuchs die Zahl Derer, die in dem Herrn selig werden wollten. Heriold schenkte den Sendboten des Reiches Gottes auch einige ihm leibeigene Knaben, daß sie ihres Unterrichtes genießen sollten; und in kurzer Zeit war eine Schule eingerichtet, welche zwölf und noch mehr Zöglinge zählte. Auch zogen die beiden Prediger Gehülfen und Diener an sich, und ihr Ruf wie ihre Frömmigkeit begannen nun reichere und schönere Frucht zu tragen. Wie sie aber etwas über zwei Jahre in dem jungen Weinberge gearbeitet hatten, ereignete es sich, daß Autbert von Siechthum heimgesucht ward. Man brachte ihn nach Corvei, wo er zu Ostern 829 im Herrn entschlief.

Anskar's Sendung zu den Schweden.

Mittlerweile ereignete es sich, daß Gesandte aus Schweden zu dem Kaiser Ludwig kamen, um unter andern Aufträgen auch folgenden an diesen Mildesten aller Fürsten auszurichten. In ihrem Volke, sagten sie, seien viele von Sehnsucht nach dem Christenthume erfüllt; auch ihr König sei demselben nicht abgeneigt, und er würde den Aufenthalt christlicher Priester in seinem Reiche gestatten. Der Kaiser möchte ihnen doch gnädigst einige Prediger schicken, die dem allgemeinen Bedürfnisse abhälfen. Wie das der fromme Herrscher vernahm, ward er dessen sehr froh und erkundigte sich nach Männern, die er in jene Länder

senden könnte, damit sie sich überzeugten, ob das Volk wirklich Verlangen nach der Lehre des Heiles trüge. So kam es denn, daß des Kaisers Majestät wiederum mit dem Abte Wala zu verhandeln anfing, ob er vielleicht unter seinen Mönchen Einen wüßte, der im Namen Jesu sich nach Schwedenland begeben, oder wenigstens bei Heriold bleiben möchte, daß dann Anskar diese neue Sendung übernehmen könnte. In Folge dessen ward denn Anskar sofort an den kaiserlichen Hof berufen. Er befand sich aber dazumal, wie Heriold selbst, nicht mehr auf dänischem Boden. Schon 827 hatte eine verlorene Schlacht den christlichen König auf sein frisisches Lehen zurückgedrängt. Vor den Kaiser geführt antwortete der Heilige auf dessen Frage, ob er das neue Sendamt übernehmen wolle, mit fester Stimme, er sei zu Allem bereit, was ihm der Kaiser kraft seiner Machtvollkommenheit in Christi Namen zu thun befehle.

Darauf ließ die göttliche Vorsehung den ehrwürdigen Abt in seiner Brüderschaft einen Gefährten für ihn finden, mit Namen Witmar, der eben so viel Fähigkeit als Bereitwilligkeit zu dem großen Werke mitbrachte. Die dänische Mission aber übertrug Wala einem Andern seiner Mönche, dem sehr andächtigen Vater Gislemar, einem Manne, der im Glauben und Wandel bewährt und von glühendem Eifer für die Verkündigung des göttlichen Wortes erfüllt war. Anskar und Witmar schifften sich sofort nach Schweden ein. Eine Gesellschaft von Kaufleuten machte die Fahrt mit ihnen. Darum wurden sie unterwegs von Seeräubern angefallen. Sie verloren nicht nur die kaiserlichen Geschenke, die sie nach Schweden hätten überbringen sollen, sondern auch ihre gesammte Habe. Mit Mühe retteten sie sich mit dem nackten Leben an's Land.

Sie setzten ihre Reise zu Fuße fort und gelangten endlich nach einer höchst beschwerlichen und gefährlichen Wanderung nach der (am Mälarsee gelegenen, nunmehr verschwundenen) Stadt Birca, dem Sitze des Königs.

Sie wurden freundlich empfangen und erhielten Erlaubniß, ihre Lehre allenthalben zu verkündigen; und wer da wollte, durfte sie hören und annehmen und bekennen. So begannen denn die beiden Knechte Gottes, wie sie sich den Weg bereitet sahen, heiteren Herzens allem Volke das Wort des Heils zu verkündigen, und bei Manchen fanden sie nicht nur freudige Theilnahme, sondern auch eifrige Mitwirkung. Besonders glücklich schätzten sich die zahlreichen Christen, welche bei den Schweden in Gefangenschaft lebten. Kurz überall trafen die Glaubensprediger einen empfänglichen Boden. Alles verhielt sich, wie es die schwedischen Gesandten dem Kaiser dargestellt hatten. Unter den Vielen, welche um die Gnade der Taufe baten, befand sich auch einer der ersten Räthe des Königs, Herigar mit Namen. Der baute eine Kirche auf seinem Erbgute, und übte sich in derselben auf's Eifrigste im Dienste Gottes.

Anderthalb Jahre lang verweilten die beiden Sendboten des Evangeliums bei den Schweden. Im Bewußtsein, einen festen Grund gelegt zu haben, kehrten sie im Sommer des Jahres 831 mit Schriftzeichen von der Hand des Königs versehen zu ihrem Kaiser zurück, von dem sie auf's Liebreichste und Ehrenvollste empfangen wurden.

Errichtung eines Metropolitanstuhles der Glaubenspredigt für den Norden.

Der fromme Kaiser ließ sich von ihnen berichten, wie Großes der Herr an ihnen gethan, und wie er die Thüre

des Glaubens in jenen Landen geöffnet hätte; besprach sich dann auch noch über das Gedeihen der Saat, die unter den Dänen gepflanzt worden, und forschte nun, vom Eifer für die Mehrung des göttlichen Reiches entflammt, wie er im Norden am äußersten Ende seiner Staaten einen bischöflichen Sitz errichten könnte, der einen stehenden Herd für die Verkündigung des Evangeliums und die Spendung der heiligen Sakramente in jenen Gegenden bilden würde. Da nahm er denn Kenntniß davon, wie schon sein Vater glorreichen Angedenkens, Kaiser Karl, als er das ganze mit dem Schwerte bezwungene und dem Kreuze unterworfene Sachsenland in Bisthümer eintheilte, das äußerste, nördlich der Elbemündung gelegene Ende dieser Provinz keinem Bischofe zur Obhut überwies, sondern zum Kern eines Erzsprengels bestimmte, von welchem aus, wenn es Gott in seiner Gnade gestatten würde, die Verbreitung des christlichen Glaubens auch unter die Völker des Auslandes von Statten gehen möchte. Und auf das hin beschloß nun Ludwig der Fromme das von seinem großen Vater in der Errichtung der Kirche von Hammaburg begonnene, und nur durch die Ungunst der Zeiten unterbrochene Werk wieder aufzunehmen und zu vollenden. Er erhob mit Zustimmung einer zahlreichen Synode von Bischöfen die in dem erwähnten äußersten Ende des Sachsenlandes gelegene ebengenannte Stadt Hammaburg zu einer Metropole, der die ganze von ihm (Ludwig dem Frommen) selbst früher zwischen die bischöflichen Stühle von Bremen und Verden getheilte Kirche der Nordelbinger untergeben sein sollte und zugleich die geistliche Gerichtsbarkeit über den gesammten, auch ausländischen, Norden zustände mit der Befugniß, die Bischöfe und Priester einzusetzen, die im Namen

Christi als Sendboten des Evangeliums dahin verordnet würden.

Erhebung Anskar's auf diesen Metropolitanstuhl mit dem Sitze in Hamburg.

Für diese Metropole ließ der Kaiser sofort den heiligen Anskar, den bisherigen Apostel des Nordens, weihen durch Drogo, des Kaisers leiblichen Bruder, Erzbischof von Metz und derzeit der heiligen kaiserlichen Pfalz Erzkapellan, unter Mitwirkung der Erzbischöfe Ebbo von Rheims, Hetti von Trier und Otgar von Mainz und im Beisein mehrerer zum Reichstage zusammengekommener Bischöfe, worunter namentlich Helmgaud von Verden und Willerich von Bremen, welche nicht nur ihre Zustimmung gaben, sondern sich auch an der Weihe betheiligten. Es geschah aber diese Weihe um Weihnachten, zu Ende des Jahres 831.

Zur Unterstützung des mittellosen und schwergefährdeten Sendamtes und zu beständigem Nießbrauche für das junge Bisthum wies der Kaiser ein Kloster in Gallien, mit Namen Turholt oder Turholz (die Wiege des zwischen Brügge und Ypernberg im westlichen Flandern gelegenen Städtchens Torout) an.

Damit aber alle diese Anordnungen beständig in Kraft bleiben möchten, sandte der Kaiser den heiligen Anskar zum apostolischen Stuhle, auf welchen dazumalen Gregor IV. (827—844) saß, und ließ durch drei Gesandte, die hochwürdigen Bischöfe Bernold von Straßburg und Ratold von Soissons, und den erlauchten Grafen Gerold, Präfekt der avarischen Mark, die ganze Angelegenheit dem heiligen Vater zur Bestätigung vorlegen. Diese Bestätigung ertheilte denn auch derselbe mittelst urkundlicher Schrif

und Verleihung des Palliums an den verordneten Bischof Anskar. Er erklärte ihn damit zum Legaten des apostolischen Stuhles an alle rings um wohnenden Völker der Dänen, Schweden und Slaven und andern Nationen des Nordens, jedoch in Gemeinschaft mit dem Erzbischof Ebbo von Rheims, dem der Stuhl Petri in der Person Paschalis I. (817—824) dieses Sendamt schon früher übertragen hatte, und verlieh ihm am Grabe und bei dem Leichname des Apostelfürsten die amtliche Machtvollkommenheit, im Namen desselben öffentlich das Evangelium zu verkündigen. Damit aber in Zukunft nichts an diesen festgesetzten Bestimmungen geändert werden möchte, bedrohte der heilige Vater einen Jeglichen, der denselben zuwider handeln oder reden oder die heiligen Bestrebungen des frommen Kaisers in dieser großen Sache auf irgend welche Weise beeinträchtigen würde, mit dem Schwerte des Bannfluches. Nachdem die Bestätigung von Seiten Roms erfolgt war, ließ der Kaiser sofort eine Stiftungsurkunde aufsetzen. Sie ist datirt aus Aachen vom 15. Mai 834.

Bestellung eines besondern Bischofes für das Schwedenland.

Ebbo von Rheims hatte als Apostel des Nordens vom Kaiser früher einen Mittelpunkt für seine nordische Mission in einem andern jenseits der Elbe gelegenen Orte mit Namen Welanov oder Welnau, dem heutigen Münsterdorf, an der Stör bei Itzehoe, zum Geschenke erhalten, mit der Bestimmung, daß das Kloster, welches alldorten sofort erbaut wurde, für ewige Zeiten mit seinem nordischen Apostolat verbunden bleiben sollte. Er hatte auch dort, so oft er diesen seinen auswärtigen, so weit von seinem Bischofssitze entlegenen Sprengel besuchte,

seinen Aufenthalt genommen, und er besuchte diesen Sprengel häufig und wirkte Großes darin für die Mehrung und Befestigung des Reiches Gottes. Er behielt jedoch sein nordisches Apostolat, wie wir so eben gesehen haben, auch nach der Errichtung eines eigenen Metropolitanstuhles für den gesammten Norden in der Stadt Hamburg und nach der Erhebung Anskars auf diesen Stuhl bei, fand es aber nun, weil persönlich und auf's Tiefste in die unseligen politischen Wirren jener Tage verwickelt, für geeignet, einen Stellvertreter, in der Person seines Neffen Gauzbert, dahin zu schicken und vereinigte sich mit seinem Mitapostel Anskar, denselben zum Bischofe erheben zu lassen und als solchen in das seit Anskar's und Witmar's Abzug verwaiste Schweden zu schicken. Der Kaiser gab seine Zustimmung dazu, und Gauzbert ging in demselben Jahre als Bischof nach Schweden ab, in welchem Ebbo von Rheims als Feind und Verräther seines Kaisers (Ludwigs des Frommen, der ihn aus dem Staube erhoben hatte), seiner sämmtlichen Würden entsetzt wurde, im Jahre 835. In Schweden angekommen und von König und Volk mit offenen Armen empfangen baute der neue Bischof in partibus sofort eine Kirche in dem unweit Birca gelegenen Sigtuna, und die Zahl der Gläubigen mehrte sich mit jedem Tage.

Zerstörung Hamburgs, und Auswanderung seiner Geistlichkeit.

Mittlerweile versah Anskar sein heiliges Amt in dem Hamburger Sprengel und bei den Dänen mit eben so rastlosem, als erfolgreichem Eifer. Dabei begann er unter den Dänen und Slaven eine Anzahl von Knaben zu kaufen, Andere aus der Gefangenschaft zu befreien, um sie zum Dienste Gottes zu erziehen. Einige derselben erzog

er selbst an seinem bischöflichen Sitze, Andere schickte er in sein Kloster Turholt zur Erziehung. Die Mitarbeiter in seiner Kirche und Mission bezog er beinahe ausschließlich aus Corvei, und er hatte derer stets einen großen und höchst würdigen Kreis um sich.

Während nun in dieser Weise auf beiden Seiten, nach außen und nach innen, mit größtem Eifer und Segen gewirkt wurde, ereignete es sich plötzlich, daß Seeräuber vor der Stadt Hammaburg erschienen und sie „mit Schiffen umringten". Sie kamen so plötzlich und unerwartet, daß es nicht mehr möglich war, Hülfe vom Lande an sich zu ziehen, mit welchem (das damalige) Hammaburg, innerhalb des Elbstromes gelegen, nur durch Brücken in Verbindung stand. Zu allem Unglücke war auch noch Bernhard, der erlauchte Graf, der dem Orte vorstand, abwesend. Der Bischof wollte zwar mit den Bürgern die Stadt Anfangs, bis Entsatz heran käme, halten, sah aber nur zu bald ein, daß Widerstand nur Verderben, statt Rettung, bringen würde. Da trug er Sorge, daß die heiligen Reliquienschätze fortgeschafft würden, und enteilte mit seiner Geistlichkeit dahin und dorthin. Die ganze Bevölkerung wandte sich zur Flucht; aber Wenige entkamen, die Meisten wurden gefangen oder erschlagen. Die Räuber wurden zu Mordbrennern, und nachdem sie sechsunddreißig Stunden lang als solche gewüthet hatten, verließen sie endlich mit unermeßlicher Beute beladen die rauchende Brandstätte. Die ganze Stadt und mit ihr namentlich auch die unter Anskar's Leitung erbaute Kirche, ein prachtvolles Werk, sowie das allgemein bewunderte Kloster, war in den Flammen aufgegangen. Der Heilige, der Alles, was er seit dem Anfange seiner Amtsverwaltung gesammelt, Alles, was er auf die Aufführung von Bauten verwandt, Alles,

was er an Kirchengeräthen oder andern Schätzen und Habseligkeiten besessen, mit diesem Einen Schlage verloren hatte, sprach, den Blick zum Himmel gerichtet, die Worte Job's: „Der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen, der Name des Herrn sei gepriesen!"

Vertreibung der christlichen Priester aus Schweden.

Um dieselbige Zeit erhob sich auch in Schweden ein Sturm, der die junge Saat des Christenthums zu vernichten drohte. Es begab sich nämlich, daß ein Theil des Volkes, der sich zu diesem Zwecke zusammengerottet hatte, auf das Haus des Bischofes losstürzte und dessen Neffen Neidhard durch die tödtlichen Streiche, die der Christenhaß führte, zu einem Märtyrer des Herrn machte, den Bischof selbst aber sammt all seinen Leuten, so viele ihrer zu finden waren, in Bande schlugen, auf die Straße warfen und zum Lande hinaus peitschten. Indeß geschah dieses nicht auf Befehl des Königs, sondern bloß in Folge eines Volksaufruhrs. Von da an blieb das Land fast sieben Jahre lang ohne christliche Priester. Herigar aber, der Befehlshaber der Hauptstadt Birca, blieb treu und hielt das verwaiste Christenthum aufrecht. Er erwarb sich dafür auch einen so großen Gnadenlohn, daß er durch die Macht seiner Wunderthaten und seines Wortes viele tausend Heiden dem Reiche Gottes gewann.

Kaiser Ludwig der Fromme.

Im Sommer des Jahres 840 starb Kaiser Ludwig der Fromme. Sein Tod machte das Maß der Verwirrung im Reiche der Franken voll. Um uns jedoch in derselben zurecht zu finden, müssen wir einen Rückblick auf sein Leben werfen. Fassen wir einen Abriß desselben aus

der Feder Prisac's in's Auge. „Ludwig der Fromme", schreibt dieser Geschichtsforscher in einer Schilderung, die er „größtentheils aus den Fuldaer Jahrbüchern der Franken entlehnt, einer Quelle, welche dem ältern Ludwig, dem Sohne und Erben Kaiser Karls, nicht ganz günstig ist, weil sie sich auf Seiten des jüngern, bekannter unter dem Namen des Deutschen, stellt" — „Ludwig der Fromme hatte weder die Fähigkeiten noch das Glück seines Vaters, Karls des Großen. Er war stark an Körper, thätig und gewandt, ein trefflicher Reiter und Bogenschütze, auch geistig ziemlich begabt, an Gemüth edel und mit allen guten Sitten ausgeschmückt, weßhalb er auch mit Recht der Fromme genannt wurde; denn er betete viel, verzieh leicht und war nicht bloß freigebig gegen die Kirche und milde Stiftungen, sondern auch ernstlich darauf bedacht, die Sitten zu bessern und Recht und Gerechtigkeit zu Ehren zu bringen, was ihm jedoch nicht immer gelang, weil man ihn für abergläubisch hielt und als böswillig verschrie. Er war seiner Zeit nicht gewachsen; seinem Charakter fehlte die eiserne Kraft und Festigkeit, welche allein einige Ordnung in den damaligen Wirren hätten schaffen können. Dann traute er auch seinen Rathgebern mehr, als nothwendig war, und endlich waren es die Weiber, welche ihn in's Verderben stürzten und die Ruhe seines Reiches störten.

„Ludwig der Fromme war zweimal verheirathet. Seine erste Gattin hieß Irmengard. Von dieser hatte er drei Söhne: Lothar, Pipin und Ludwig. Als Irmengard starb, heirathete er Judith, die Tochter des Herzogs Welf. Sie gebar ihm einen Sohn mit Namen Karl (824). Judith war schön und hatte viel Einfluß am Hofe. Das verdroß die Großen des Reiches und gab den ersten

Vorwand zu Klagen. Einen andern bot Ludwig selbst. Er hatte 817 das Reich also unter seine drei Söhne vertheilt. **Lothar**, mit dem Anspruche auf die Kaiserkrone, die ihm nach des Vaters Tod werden sollte, erhielt Italien und den Strich zwischen Rhein und Maas mit ihren Flußgebieten (das nach ihm sogenannte Lothringen), nebst Alamannien, Rhätien und Burgund. Die übrigen Söhne sollten bloß Könige genannt werden. Von ihnen bekam **Pipin** Aquitanien, **Ludwig** Baiern nebst dem übrigen Deutschland, soweit es nicht an Lothar fiel. Diese Theilung wurde auf dem Reichstage zu Nymwegen 821 von den versammelten Ständen anerkannt und beschworen. Daß er aber später nach der Geburt seines Sohnes (zweiter Ehe) **Karl** diesen so feierlich geschlossenen Vertrag umwarf, war der zweite Fehler.

„**Lothar**, der am meisten dabei litt, hatte zwar seinem Vater versprochen, er werde nichts dagegen haben, wenn er seinem Sohne Karl einen Landestheil gebe, welchen er immer wolle. Doch ward er unzufrieden, als er selbst diesen Landestheil, nämlich Alamannien, Rhätien und einen Theil von Burgund, abtreten sollte; und es kam zum förmlichen Bruch zwischen ihm und seinem Vater. Auch **Pipin** war heftig aufgebracht gegen die Stiefmutter, und die Sache kam so weit, daß diese den Hof verlassen mußte, der Kaiser aber der Regierung für unwürdig erklärt und abgesetzt wurde. Doch bald gereute es **Pipin** und seinen Bruder **Ludwig**, und sie brachten ihn durch ihre Vermittlung wieder auf den Thron. Auch **Judith** wurde zurückgerufen. Aber damit fing das alte Wesen von Neuem an. Ludwig der Fromme wollte zu einer abermaligen Theilung zwischen **Lothar** und **Karl** schreiten. Da fand sich ein neuer Anlaß zur Empörung. Die Söhne aber

hatten das Volk vom Vater abgewendet; und wie es auf einer weiten Ebene zwischen Basel und Straßburg zur Schlacht kommen sollte, verließen den Kaiser seine sämmtlichen Anhänger und gaben ihn in die Gewalt seiner Söhne, im Jahre 833. Es war dasselbe Feld, auf welchem sie ihm Treue geschworen hatten, und weil sie nun diese so schmählich gebrochen, bekam es den Namen des Lügenfeldes.

„Lothar und Ludwig führten den Vater gefangen mit sich hinweg über Metz und Soissons nach Compiegne. Hier versammelten sich einige Bischöfe (an ihrer Spitze Ebbo von Rheims), die ihren Grund hatten, mit Ludwig dem Frommen unzufrieden zu sein, oder weiter nichts waren, als Werkzeuge treuloser Sieger, und sprachen über den alten Kaiser das Urtheil, er solle abdanken und in ein Kloster gehen. Er weigerte sich dessen. Da ward er gezwungen, seine Waffen abzulegen und auf den Knieen und im bloßen Hemde Buße zu thun. Nun entsetzte man ihn seiner Würde. Der ehrlose Lothar ging noch weiter. Er hielt sich, so lange sein Vater lebte, der Kaiserwürde, die er sich angemaßt, nicht sicher. Er wollte den Vater tödten. Sein Bruder Ludwig hintertrieb es. Dann handelte auch Lothar nach des Vaters Absetzung ganz willkürlich. Er machte Ansprüche auf das gesammte Reich; er sorgte bloß für seinen Vortheil und vernachlässigte die Wohlfahrt der Völker. Da dachten Pipin und Ludwig, das alte Regiment wieder einzuführen. Sie waren durch das neue vom Regen in die Traufe gekommen. Sie sammelten eine Kriegsmacht und schlugen Lothar im Felde. Der schleppte seinen gefangenen Vater nach Paris. Die Sieger eilten ihm nach. Der alte Kaiser ward in St. Denys von den Bischöfen frei gesprochen, mit dem Schwerte

umgürtet und wieder auf seinen Thron gesetzt. Er söhnte sich mit seinem Sohne Ludwig aus und begab sich mit demselben nach Achen. Lothar kam nach und bat um Verzeihung. Er erhielt sie. Aber der Zankapfel mußte wieder durchschnitten werden. Es kam 837 zu einer neuen Theilung. Demgemäß sollte Lothar als der Aelteste die Kaiserwürde erben und Italien und das Rheingebiet erhalten, Ludwig Baiern, Thüringen, Sachsen und Frisenland, Pipin Aquitanien und die spanische Mark mit dem Baskenlande, Karl, der Sohn zweiter Ehe, Neustrien und Burgund. Lothar war damit einverstanden, aber nicht Ludwig. Der hätte gern auch noch den Oberrhein (Alamannien und Rhätien) gehabt. Bald bot sich eine günstige Gelegenheit zu neuem Landerwerb. Pipin starb im Jahre 838. Auch Judith fand wieder Stoff zu Umtrieben. Sie fürchtete, der Kaiser möchte bald sterben, und dadurch sie und ihr Sohn in Gefahr kommen. Deßhalb suchte sie einen ihrer Stiefsöhne zu gewinnen. Lothar schien ihr am geeignetsten dazu. Sie beredete ihren Gemahl zu neuen Versöhnungsvorschlägen. Jede Beleidigung sollte dem Erstgebornen verziehen sein, wenn er hinfort den Willen des Vaters in Bezug auf die dem jüngsten Sohne angewiesenen Länder unterstützen würde. Dann sollte das ganze fränkische Reich, mit der einzigen Ausnahme Baierns, welches Ludwigen verbleiben sollte, zwischen Lothar und Karl getheilt werden. Wie nun Ludwig solches vernahm, sammelte er ein Heer und fiel in Alamannien ein. Darob ward der alte Kaiser über die Maßen aufgebracht. Er zog mit Heeresmacht über den Rhein gen Thüringen. Ludwig konnte das Feld nicht gegen ihn halten und floh. Nach dieser Waffenthat hielt der alte Kaiser Reichstag in Worms. Da fühlte er sich seinem Ende nahe. Er ließ

sich nach Ingelheim bringen, um seine Tage daselbst im Frieden zu beschließen. Bevor er verschied, hatte er vollständig über seine Güter verfügt und seine Seele in frommem Gebete Gott empfohlen. Er bedachte die Kirchen und Armen auf's Freigebigste und traf auch Verfügungen über das Reich. Lothar erhielt Krone, Schwert und Szepter von ihm, mit dem Auftrage, Judith und Karl zu schirmen. Er starb in den Armen seines Bruders Drogo am 20. Juni 840, im 64. Jahre seines Alters und ward in Metz neben seiner Mutter Hildegard beigesetzt."

Geburt des deutschen Reiches.

Lothar träumte sich nun Alleinherr und suchte das Gesammtreich an sich zu bringen. Das vereinigte seine beiden Brüder Ludwig und Karl. Sie lieferten ihm die Riesenschlacht bei Fontanetum, die den gesammten Kern der Streitmacht des Reiches verschlang, den 20. Juni 841. Lothar wurde geschlagen und zum Vergleiche gezwungen. Er hatte bis dahin jede Vermittlung von der Hand gewiesen und sogar die Normannen wider seine Brüder bewaffnet. Die Zerstörung von Hamburg war sein Werk. Sie fällt in's Jahr 842. Endlich mußte er nachgeben. In Verdün, 843, kam der Frieden zu Stande, der ewig denkwürdige Frieden, die Geburtsstunde Deutschlands. Das Reich Karls des Großen wurde in die drei Theile gesondert: Francien oder Frankreich, Italien (und Lothringen mit dem Elsaß, der heutigen Schweiz und Burgund), und Deutschland (Bayern, Alamannien rechts des Rheins, Ostfranken, Sachsen- und Frisenland).

Anskar's Mitapostel, Ebbo von Rheims, und sein Ende.

Der Milchbruder Ludwig's des Frommen, der Mann, der als Leibeigener geboren von diesem Kaiser auf den glänzendsten Stuhl der ganzen Reichskirche gesetzt worden war, hatte bei der Aftersynode zu Compiègne im Jahre 833 den Vorsitz geführt und war deßhalb nach des Kaisers feierlicher Wiedererhebung im Jahre 835 von einer andern bischöflichen Versammlung, zu Diedenhofen, abgesetzt und als Büßer in das Kloster Fulda verwiesen worden. Von dort aus nun eilte er im Jahr 840 auf die Kunde vom Ableben des Kaisers dem aus Italien heraufziehenden Lothar entgegen und bat ihn um Wiedereinsetzung. Der ließ seinen treuen Bundesgenossen in einer Versammlung von zwanzig Bischöfen zu Ingelheim absolviren, um ihn nach Karl's Vertreibung wieder auf den Stuhl von Rheims zu setzen. Ebbo folgte dem Hoflager Lothar's, als er beinahe ohne Schwertstreich seinen Bruder Karl vertrieb und dessen Lande in Besitz nahm, und wurde zu Rheims von einer Provincialsynode wieder auf seinen erzbischöflichen Stuhl erhoben. Seine neue Herrlichkeit dauerte aber nicht lange. Der Vertriebene eroberte sein Erbtheil (worin Rheims lag) zurück und vereinigte sich mit seinem Bruder Ludwig, dem Deutschen. Der Reichsräuber wurde entwaffnet. Ebbo floh nach Italien und suchte beim Papste (Gregor IV., 827—844) Schutz für sein vermeintliches Recht. Aber der hatte seine Absetzung im Jahre 835 bestätigt und beharrte bei diesem gerechten Urtheilspruche. Alle Versuche zu seiner Restitution scheiterten. Im Mai 841 war er aus Rheims geflohen, im Mai 845 erklärte eine Synode der Rheimser Kirchenprovinz zu Beauvais, daß ohne alle weitere Rücksicht auf Ebbo das nun schon so lange erledigte

Erzbisthum endlich wieder besetzt werden müsse, und der berühmte Hincmar ward einstimmig gewählt. Ebbo blieb am Hofe Lothar's in Italien; der dankbare Kaiser hatte ihm zwei Abteien überwiesen. Aber im Jahre 847 zog er sich dessen Ungnade zu, und sämmtliche Schenkungen wurden ihm wieder genommen. Da gedachte der Arme seines Mitapostels Anskar. Der bewahrte ihm, wie Adam von Bremen ausdrücklich schreibt, bei all seinen Verirrungen, dieselbe Liebe, mit der er ihn von Anfang an umfaßt hatte, bis an sein Ende; und Ludwig der Deutsche, zu dessen Reich nun der nordische Sprengel gehörte, übertrug ihm auf dessen Fürsprache die Verwaltung des Bisthums Hildesheim zu seinem Lebensunterhalte. Ebbo stand dazumalen bereits auf der Schwelle des Todes. Im Jahre 851 starb er in den Armen seines Freundes Anskar.

Versetzung des Hamburger Bischofstuhles nach Ramsloh und von dort nach Bremen; Vereinigung der beiden Bisthümer Hamburg und Bremen in Ein Erzbisthum, den Schlußstein der deutschen Kirche.

Durch die Theilung des Reiches fiel das Kloster Turholt in Flandern, das dem Bischof von Hamburg zum Lebensunterhalte verliehen worden war, an König Karl den Kahlen, den jüngsten Sohn des verstorbenen Kaisers Ludwig des Frommen, Hamburg selbst aber an König Ludwig, den Deutschen. Jener nun, König Karl, löste den von seinem Vater angeordneten Lehensverband zwischen Hamburg und Turholt auf; er verlieh das Kloster einem gewissen Reginar, und schnitt damit der nordischen Mission den Nahrungsnerv ab. Die Arbeiter derselben zerstreuten sich. Anskar aber richtete sich in seiner Armuth ein, so gut er konnte, und streute den Samen des gött-

lichen Wortes nach wie vor mit unermüdlichem Eifer in seinem Sprengel aus. Da schenkte ihm eine ehrwürdige Frau mit Namen Ikia ein Gut, Ramsolan (das heutige Städtchen Ramsloh). In diesem zum Bisthum Verden gehörigen, drei Meilen von Hamburg entfernten Orte gründete der Heilige Gottes ein Kloster, in welchem er die Gebeine der heiligen Bekenner Sixtus und Sinnicius und andere Reliquien hinterlegte, welche er auf seiner Flucht von Hamburg mitgenommen hatte. Dorthin zog er nun auch seine zersprengten Mitarbeiter, und von dort aus versah und versorgte er die sämmtlichen Kirchen seines Sprengels, namentlich die vier Taufkirchen desselben, Hamburg, Meldorf, Heiligenstätten und Schönefeld, sowie die ganze nordische Mission.

Mittlerweile, am 27. September des Jahres 845, segnete der Bischof Lauderich von Bremen das Zeitliche. Eine Zeitlang blieb dessen Kirche verwaist. Da gab Derjenige, der die Herzen der Könige in seiner Hand hält, Ludwig dem Deutschen, dem neuen Schirmherrn der Hamburger Kirche, ein, daß er darüber nachzusinnen begann, wie er dem bedrängten Bischofe derselben eine Unterstützung zur Bestreitung der Bedürfnisse seines Sprengels und seiner Mission verschaffen könnte. Er besaß aber in diesem Theile seines Reiches kein Kloster, über das er zu diesem Zwecke hätte verfügen können. Da berief er im Oktober 847 eine Versammlung von Bischöfen nach Mainz, und fragte sie, ob es ihm nach kanonischem Rechte zustände, dem Bischofe von Hamburg zu diesem Stuhle auch noch das Bisthum Bremen zu verleihen. Diese erwiesen durch viele bereits vorgekommene Beispiele, es könne gar wohl geschehen, daß, weil der Sprengel, für den man ihn ernannt hatte, sehr klein (an der Seelenzahl der Gläu-

digen), überdies den wiederholten Ueberfällen der Heiden ausgesetzt sei, die Bremer Kirche zur Unterstützung mit dem Hamburger Bisthum verbunden werde. Damit aber der Bischof von Verden nicht irgendwie Anstoß daran nehmen möchte, daß Anskar auch einen Theil seines (des Verdischen) Bisthums, nämlich den jenseits der Elbe gelegenen, nun noch zugleich mit der ganzen Bremer Diöcese behielte, so verordnete man: wie Anfangs zur Zeit Kaisers Ludwig des Frommen die Bisthümer, das Bremische nämlich und das Verdische, so sollten sie wiederhergestellt werden, und Anskar sollte das Bremische erhalten, von welchem ohnedies der größere Theil des Hamburger Sprengels entnommen, und welches nun eben hirtenlos war. Nachdem dieser Beschluß von den versammelten Bischöfen gefaßt worden war, übernahm Anskar auf Geheiß des Königs die Regierung des Bremer Sprengels. Bischof Waldgar von Verden aber nahm den jenseits der Elbe gelegenen Theil seines (des Verdischen) Sprengels von der Hamburger Diöcese, zu der er bei deren Errichtung geschlagen worden war, wieder zurück. Damit aber kam die Stadt Hamburg selbst wieder an Verden. Das fand denn ein neues Concil von Bischöfen, welches sich im October 848 zu Mainz versammelte, unpassend und unstatthaft; dasselbe erklärte, es stehe zwar in der Macht des Königs, eine kleine und bedrängte Diöcese zu verstärken; ein Ort aber, der kraft apostolischer Anordnung zum Range einer Metropole erhoben worden sei, dürfe desselben nicht mehr entkleidet werden. Daher kamen in einem einmüthigen, vom König Ludwig bestätigten Beschlusse die versammelten Bischöfe nun dahin überein, daß Anskar den Regierungssitz, für welchen er ernannt und geweiht war, wieder einnehmen und für das, was er von

der Verdener Diöcese jenseits der Elbe behalten wolle, den Bischof von Verden mit Besitzungen der Bremer Kirche entschädigen solle. Also wurde es denn auf Befehl des Königs mit Zustimmung des Bischofs Waldgar von Verden sofort vollzogen.

Noch war die Sache nicht ganz im Reinen. Die Stadt Köln, zu welcher der Bremer Sprengel als Suffragankirche gehörte, entbehrte dazumal des bischöflichen Segens. Der Stuhl derselben blieb längere Zeit erledigt. In Folge dessen war weder bei der einen, noch bei der andern der beiden gedachten Synoden zu Mainz ein Erzbischof von Köln anwesend. Endlich am 20. April 850 wurde Günther auf diesen mächtigen Stuhl erhoben. Anskar ließ ihm alsbald die Beschlüsse derselben vorlegen. Günther, ein Unterthan und Anhänger Lothar's, des rastlosen Ruhestörers, widersetzte sich der Anerkennung auf's Entschiedenste. Der Hader verbreitete sich, wie Adam von Bremen berichtet, durch das gesammte Reich, und eine Menge gegen einander eifernder Parteien stieß in schwerem Kampfe zusammen. Endlich gelang es dem Könige der Deutschen, die Gemüther einigermaßen zu beschwichtigen. Er verständigte sich mit Lothar zur Berufung einer Synode, die von den Bischöfen ihrer beiderseitigen Reichsantheile gemeinsam gehalten werden sollte. Sie fand im März 857 zu Worms statt. Man stritt heiß und lange. Endlich kam man dahin überein, die Sache dem Stuhle Petri zur endgültigen Entscheidung vorzulegen. Die Bahn zur Wiederherstellung der Selbstregierung der Kirche war gebrochen, und ein Nicolaus I. trug den Herrscherstab Roms in der Rechten*. Er hatte ihn gerade

* Vergl. oben S. 126—128.

im rechten Augenblick, in demselben Monate, in welchem der Fürstenknecht Günther auf den Erzstuhl von Köln erhoben worden war, im April 858, in die Hand bekommen. In einer Bulle vom 31. Mai desselben Jahres bestätigte er dem großen Apostel des Nordens, dessen Wirksamkeit Lothar und Karl der Kahle, einig in diesem einzigen Punkte, auf alle mögliche Weise zu lähmen suchten, sämmtliche Rechte, welche ihm seine Vorgänger verliehen hatten, und erklärte, daß die beiden Stühle, **Hamburg** und **Bremen** für immer zu Einem Erzstifte vereinigt seien.

Vollendung der Kirchenorganisation Deutschlands.

Die Gründung des sächsischen oder norddeutschen Episcopats hatte auch neue Metropolitanstühle in den deutschen Landen hervorgerufen. Bis dahin war Mainz das einzige Erzbisthum der deutschen Kirche gewesen. Ihm wurden, wie wir gesehen haben, vier der sächsischen Bisthümer: Paderborn, Halberstadt, Verden und Hildesheim, einverleibt. Ihm waren aber schon bei der Bestätigung und nähern Bestimmung, welche Karl der Große auf dem Reichstage zu Düren 779 den im Jahre 748 vom apostolischen Stuhle dem Bischof von Mainz übertragenen Metropolitanrechten verlieh, — nachdem ihm von Anfang an schon Erfurt, Buraburg, Würzburg und Eichstätt, also das gesammte Episcopat des mittlern Deutschlands unterstellt war, — außer Worms und Speyer auch noch Straßburg, Constanz und Augsburg, später sogar noch Chur einverleibt worden. Zudem legte man eben den Grund zur Christianisirung der Slavenwelt,

der Mainzer Erzsprengel aber konnte in der Richtung nach Osten noch nicht geschlossen werden; ihm wurden in der Folge auch wirklich noch die slavischen Bisthümer Olmütz und Prag zugeordnet. Dagegen gestatteten nun die Verhältnisse keine weitere Ausdehnung des Erzsprengels mehr gegen Norden und Süden. Man mußte der deutschen Kirche in beiden Richtungen noch je eine besondere Metropole setzen; man that es, man vereinigte die vier übrigen sächsischen Bisthümer: Münster, Minden, Osnabrück und Bremen mit den drei westlichen Bisthümern des deutschen Nordens Cöln, Utrecht und Tongern (Mastricht, nachmals Lüttich) zu einem eigenen Erzsprengel, unter der Leitung des Stuhles von Cöln, und bildete aus den vier Bisthümern der bajuvarischen oder bayrischen Kirche, Salzburg, Passau, Regensburg und Freising den besondern Erzsprengel Salzburg. Das achte Jahrhundert wurde mit dieser Organisation der damaligen deutschen Kirche gekrönt, Cöln war 797, Salzburg 799 zur Metropole erhoben worden.

Nun aber dachte man die Marken der deutschen Kirche und der deutschen Lande auch noch über die Normannenwelt, zunächst wenigstens über die Dänenhalbinsel, und über die Slavenwelt, zunächst wenigstens die angrenzende auszudehnen, man dachte das durch die Auswanderung der Gothenstämme den von Osten her andringenden Slaven in die Hände gefallene Salband des dreigestreiften Germanenlandes durch Christianisirung und Germanisirung dieser Slaven dem deutschen Volke wieder zu gewinnen, und erhob deßhalb im Süden Salzburg, die neugeschaffene Metropole des Bayerlandes, zugleich zur Missionskirche und Metropole der angrenzenden Slavenvölker, im Norden Hamburg, das neunte und letzte der sächsischen

Bisthümer, zur Missionskirche, und nun nach seiner Verschmelzung mit dem ersten dieser Bisthümer, mit Bremen, zur Metropole des größtentheils erst noch zu christianisirenden germanischen Nordens, und damit zugleich zum vierten Erzstuhle, dem Schlußsteine, der deutschen Kirche.

Nicolaus I.

Dem Schlusse der Bulle vom 31. Mai 858 ist eine persönliche Anrede an den großen Apostel des Nordens angehängt. Wir entnehmen ihr folgende Worte: „Dein Leben sei ein Vorbild für deine Untergebenen. Dein Herz werde weder durch glückliche Ereignisse zum Stolz, noch durch unglückliche zum Kleinmuth verleitet. Die Uebelgesinnten sollen einen Feind, die Guten einen Wohlthäter in dir finden. Den Unschuldigen möge bei dir fremde Arglist nicht verderben, den Schuldigen keine Gunst bei dir schützen. Den Wittwen und Waisen, welche unterdrückt werden, sei ein Tröster und Helfer! Das, mein theurer Bruder, sind die Pflichten, deren Erfüllung dich des Priesterthums würdig macht."

Mit diesen wenigen Strichen zeichnete Nicolaus I. nicht nur unsern Apostel, sondern auch sich selbst. Der große Papst war „schön von Ansehen, hochgebildet, fromm, sittenstreng und wohlthätig, ein Mann, der seine hohe Stellung verstand und ihre Würde zu wahren kräftig genug war; milde und sanft gegen Große und Kleine, aber auch ein Schrecken für alle Uebelthäter, hohe und niedere, ein zweiter Elias, wie ihn der fast gleichzeitige Regino von Prüm nennt, ein Papst, wie die Welt seit Gregor dem Großen keinen gleichen gesehen hatte, getragen von

der öffentlichen Meinung der Völker, welche die Könige zwang, Gehorsam zu leisten."

Schon von Sergius II. (844—847) in den päpstlichen Palast aufgenommen und zum Subdiacon geweiht, von Leo IV. (847—855) zum Diacon befördert, von Benedict III. (855—858) mit unbedingtem Vertrauen beehrt und bei allen Berathungen und Verfügungen von Belang betheiligt, war er am 24. April 858 gewählt und noch an demselben Tage im Beisein des Kaisers, Ludwig's II., des Sohnes Kaiser Lothar's, consecrirt und gekrönt. „Kaiser Ludwig II.", sagt Gfrörer, dessen scharfsichtiger Geschichte der ost- und westfränkischen Karolinger auch obiges Citat entnommen ist, „war kurz vor Benedict's Tod aus Rom abgereist, er eilte sogleich dahin zurück, fand jedoch Nicolaus bereits gewählt. Die Römer hatten nicht für nöthig erachtet, des Kaisers Mitwirkung abzuwarten. Im Beisein Ludwigs wurde (zu dessen größtem Verdruß) Nicolaus gekrönt: der erste Akt dieser Art, welcher in der Papstgeschichte vorkommt, und offenbar darauf berechnet, den Statthalter Petri auch in dieser Hinsicht den Kaisern gleichzustellen. Der Bibliothekar (Anastasius, der Verfasser der Lebensbeschreibungen der Päpste) erzählt, Ludwig II. habe nach erfolgter Krönung des Papstes ein Lager fünf Meilen von der Stadt bezogen, worauf Nicolaus, begleitet vom römischen Adel, zu ihm hinausgegangen. „„Als nun der Kaiser den Papst herannahen sah, eilte er ihm entgegen, stieg von seinem Pferde, ergriff den Zügel des päpstlichen Zelters und führte denselben zu Fuß, etwa einen Bogenschuß weit:"" ein sinnbildliches Angelöbniß, daß der Papst den Kaiser als seinen Lehensherrn, dagegen dieser jenen als seinen geistlichen Vater ehren wolle. Unter Umarmungen,

unter Versicherungen der Freundschaft trennten sie sich" — eitel Heuchelei: der Kaiser hegte das tiefste Mißtrauen gegen den Papst; er ahnete, daß derse be der weltlichen Macht den Scepter der Herrschaft über die Völker aus der Hand winden würde. Nicolaus I. wand ihn ihr aus der Hand.

Ich habe dem Leser einen Abriß vom Leben und Wirken Nicolaus I. versprochen. Aber der große Papst tritt mit der Vereinigung der beiden Stühle Hamburg und Bremen erst auf den Schauplatz der deutschen Geschichte; sein Hauptwirken fällt in die Geschichte der Einführung des Christenthums in die Slavenwelt; und es hängt von dem guten oder schlechten Willen und den guten oder schlechten Brillen der Herren Recensenten ab, ob sie mir und meinen Lesern die Erfüllung dieses Versprechens gönnen. Sie sind verantwortlich, wenn ich meine historische Feder mit diesem Bändchen, mit dem sich die Geschichte der Einführung des Christenthums in die Germanenwelt abschließt, niederzulegen genöthigt werde.

Neue Anknüpfung mit den Dänen und Schweden, und Fortgang dieser Doppelmission.

Als Anskar, berichtet sein Nachfolger und Biograph weiter, den Bremer Sprengel übernommen hatte, trachtete er, weil nun wieder mit Mitteln ausgestattet, nach Wiederherstellung der freundlichen Beziehungen zu den Dänen. Hariold war im Jahre 845 ermordet worden. Es lebte noch ein Sohn Gotfrid's, des Dänenkönigs, den im Jahre 810 dasselbe Loos getroffen hatte. Er nannte sich Horich. Der trat nun mit einem Male aus seiner Verborgenheit hervor und bemächtigte sich der Alleinherrschaft.

An ihn wandte sich Anskar mit Gesandtschaften, Besuchen und Geschenken. Der deutsche König selbst schickte ihn mehrere Male als Bevollmächtigten an den neuen Herrscher, und mit eben so viel Eifer als Geschick besorgte der Apostel des Nordens sowohl was sich auf die zwischen beiden Reichen zu schließenden Friedensverträge bezog, als auch was sonst zum Frommen dieser Reiche diente. König Horich lernte die Treue und den Werth des heiligen Mannes kennen und schätzen und bediente sich bald in den wichtigsten Angelegenheiten seines Rathes. Da begann ihm Anskar zuzureden, schreibt unsere Quelle, er möchte Christ werden. Er hörte freundlich an, was er ihm aus der heiligen Schrift mittheilte, und bekannte, das sei Alles gut und wahrhaft heilbringend; er habe die größte Freude daran und würde gar zu gern der Gnade Christi sich würdig machen. Darauf getraute sich der Heilige, ihm an's Herz zu legen, er möchte doch dem Herrn Christo den Dienst erzeigen, der ihm der liebste wäre, er möchte gestatten, daß in seinem Reiche eine Kirche erbaut werde, in welcher allzeit ein Priester anwesend wäre, den Samen des göttlichen Wortes auszustreuen, und Jedem, der darnach verlangen würde, das heilige Sakrament der Taufe zu spenden. Der König sagte von Herzen zu und ertheilte die Erlaubniß, in einer am meisten dazu geeigneten und hart an der deutschen Grenze gelegenen Hafenstadt, mit Namen Sliaswich (Schleswig), wo Kaufleute aus allen Ländern zusammenströmten, dem Herrn eine Kirche zu bauen. Er wies sogar eine Wohnung für den Priester an, der dieselbe besorgen sollte, und stellte es jedem seiner Unterthanen frei, ein Christ zu werden.

Sofort führte der große Bischof aus, was er so lange gewünscht und betrieben hatte. Er weihte die erste Kirche

im Dänenlande zu Ehren der Mutter Gottes Maria und bestellte ihr einen Priester, und alsbald begann die Gnade des Höchsten reichere Früchte an diesem Orte zu tragen. Denn es lebten schon vorher viele Christen daselbst, die in Dorstadt oder Hamburg getauft worden waren, und die angesehensten Männer der Stadt zählten zu denselben. Sie freuten sich Alle des Glückes, ihr Christenthum nun öffentlich ausüben zu können. Ihr Beispiel wirkte. Ein großer Theil des Volkes bekehrte sich zum Glauben und empfing die Taufe. Die Folge davon war, daß nunmehr auch viele christliche Kaufleute aus den umliegenden sächsischen und frisischen Landen, welche Schleswig früher gemieden hatten, ungescheut und ungehindert dahin gingen und dadurch sich Güter und Vorräthe aller Art im Ueberflusse daselbst anhäuften.

Da wurde der unermüdete Apostel vom innigsten Mitleiden auch mit dem Volke der Schweden ergriffen, das schon längst keinen Priester mehr hatte. Er ging den Dänenkönig mit der Bitte an, ob er ihm nicht dazu behülflich sein möchte, daß er in die Marken dieses Reiches gelangen könnte. Horich sagte auch das zu. Darauf begann der Apostel mit dem Bischofe Gauzbert, welcher mittlerweile den Stuhl von Osnabrück bestiegen hatte, über die Versuche zu verhandeln, welche man anstellen sollte, die Pflanzung des Christenthums im Schwedenlande wieder zu erneuern. Gauzbert erwiederte, er für seine Person sei daraus vertrieben worden und könne nicht mehr dahin zurückkehren; seine persönliche Erscheinung würde nur eine neue Verfolgung hervorrufen und dadurch die niedergeworfene, aber immer noch nicht erstickte Saat vollends in den Grund treten. Zweckmäßiger dürfte es sein, Anskar, der diese Sendung zuerst übernommen und ein freundliches

Andenken hinter sich gelassen hätte, würde selbst hingehen. Er (Gauzbert) würde ihm dann seinen Neffen, Erimbert, als Begleiter mitgeben, damit derselbe, wenn der Predigt des Evangeliums Raum gegeben würde, an Ort und Stelle bleiben und das Priesteramt bei den Schweden verwalten könnte. Dahin verständigten sie sich denn mit einander und ersuchten ihren König, Ludwig den Deutschen, um Erlaubniß zur Ausführung dieses Planes.

Mit Empfehlungen und Aufträgen von dem Könige der Deutschen an die beiden Könige der Dänen und der Schweden versehen, begab sich Anskar sofort wieder zu Horich. Der gab ihm einen Abgeordneten und ein eigenhändiges Handzeichen an den Schwedenkön g, Olef, mit. Der Knecht Gottes, schrieb er dem Letztern, der von König Ludwig gesandt, die Grenzen seines Reiches überschreite, sei ihm (dem Dänenkönige) näher bekannt; er habe noch nie in seinem Leben einen so trefflichen Mann gesehen, noch nie in seinem Leben eine solche Treue und Zuverlässigkeit bei einem Menschen gefunden. Darum habe er demselben auch Alles bewilligt, um was er ihn betreffs der Einführung der christlichen Religion in seinem Reiche gebeten, und er ersuche nun ihn (den Schwedenkönig), ihm die Verbreitung dieser Lehre auch bei seinen Unterthanen zu gestatten, da dieselbe nur auf das Gute gerichtet sei.

Anskar trat sofort seine Missionsreise an und gelangte nach einer Seefahrt von zwanzig Tagen wohlbehalten nach Birca. Aber der Ruf war ihm vorausgeeilt und König und Volk von seinen heidnischen Priestern bearbeitet. Doch die Empfehlung des Dänen wirkte. Man beschloß wenigstens das Loos zu fragen, ob die Götter die Anhörung des Gesandten eines neuen Gottes gestatteten. Die Antwort

fiel bejahend aus, und nachdem der Gesandte gesprochen, faßte das versammelte Volk den Beschluß, daß dem neuen Gotte sowohl Kirchen gebaut, als auch Priester bestellt werden sollten, und Jeder, der da wollte, Christ werden könnte. Darauf stellte der Apostel den Neffen des hochwürdigen Bischofs Gauzbert dem Könige vor, daß er unter seinem Schutz und Beistand die Sakramente in seinem Lande verwalten und das Wort des Herrn daselbst verkündigen möchte. Der König verlieh ihm sofort einen Platz in Birca, ein Bethaus an demselben zu erbauen; einen andern nebst einem Hause kaufte ihm Anskar zu einer Wohnung. Darauf kehrte der Letztere wieder heim zu seiner Kirche.

Nicht lange darnach, im Jahre des Heils 854, ereignete es sich, daß König Horich in Folge einer Landung von feindlichen Seeräubern, da Etliche seiner Verwandten nach seinem Reiche trachteten, im Kampfe umkam. Mit ihm fielen alle Großen des Landes, die dem heiligen Anskar lieb und befreundet gewesen. Ein einziges Glied vom ganzen königlichen Stamme blieb am Leben, ein Knabe, wieder mit Namen Horich. Dem begannen seine Großen zuzureden, er möchte die in ihrem Lande erbaute Kirche des Christengottes niederreißen lassen und die im Entstehen begriffene Christengemeinde auflösen; sie sagten, der Zorn des Himmels hätte sie deßhalb getroffen, weil sie die Einführung eines fremden Gottes geduldet hätten. Der erbittertste Feind des Christenthums unter diesen Großen war Hofi, der Graf der Stadt Schleswig. Er ließ alsbald die dortige Kirche schließen und die Feier des christlichen Gottesdienstes verbieten. Der Priester des Herrn mußte Stadt und Land verlassen.

Das eben gereichte der Kirche zum Heil. Die Mehrzahl

der Bevölkerung, darunter, wie wir gesehen haben, die angesehensten und reichsten Kaufleute, bekannte sich zum Christenthume; sie verklagte den Grafen beim Könige. Er wurde wegen eigenmächtigen Verfahrens abgesetzt und sollte nie mehr zu Gnaden angenommen werden. Ja der König schickte, wie Anskar eben im Begriffe stand, zu ihm zu reisen und ihn um Schonung der jungen Saat anzuflehen, aus eigenem Antriebe einen Gesandten an den Apostel mit der Bitte, der wieder geöffneten Kirche von Schleswig ihren Priester zurückzugeben, und ihm, dem Könige, dem es so sehr wie seinem Vorgänger, dem ältern Horich, um die Huld Christi zu thun sei, seine Freundschaft zu schenken. Darauf begab sich Anskar persönlich zu Horich. Ihn begleitete und unterstützte ein Verwandter des dänischen Königshauses, der erlauchteste Graf Burghard, der ihm schon bei Horich dem ältern große Dienste geleistet hatte und einen großen Einfluß auf beide Könige übte. Horich empfing den Apostel mit ausgezeichneter Huld und bewilligte und bestätigte sogleich Alles, was sein Vorgänger zu Gunsten der Glaubenspredigt verfügt hatte. Ja er gestattete der Kirche von Schleswig noch überdies eine Glocke, was den Heiden ein Gräuel war. Auch an einem andern Hafenplatze seines Reiches, zu Ripen, wies er dem Apostel einen Platz zur Erbauung einer Kirche an und ermächtigte ihn zur Bestellung eines Priesters für dieselbe.

Mittlerweile schickte der ehrwürdige Bischof Gauzbert dem schwedischen Volke einen neuen Priester, mit Namen Ansfrid, der ein geborner Däne, von Ebbo zum Dienste des Herrn erzogen worden war. Der löste den Priester Erimbert, welcher nun nach dem Sachsenlande zurückkehrte, ab und blieb, von allem Volke geliebt und verehrt,

drei Jahre lang und darüber an diesem seinem neuen Bestimmungsorte. Da schied Bischof Gauzbert aus der Zeitlichkeit, und Ansfrid wurde nach Hamburg gerufen, wo er nicht lange darnach, um's Jahr der Gnade 858, starb. Das Predigtamt in Schweden hatte Anskar seinem bisherigen Presbyter, Ragembert, übertragen. Der hatte auch bereits die Reise nach seinem neuen Bestimmungsorte angetreten, wurde aber auf dem Wege nach Schleswig, von wo aus er nach Schweden überfahren sollte, von Straßenräubern angefallen und vollendete in Folge der dabei erhaltenen Wunden seinen irdischen Lebenslauf, am Tage der Himmelfahrt Mariä desselben Jahres (858 oder 859). Darauf schickte Anskar einen andern Priester nach Schweden, dem er früher die Kirche zu Ripen im Dänenlande übergeben hatte, seinen geliebten Zögling und einstigen Nachfolger Rimbert, der nachmals sein Leben beschrieben hat, die Hauptquelle, aus der unsere Nachrichten geschöpft sind. Er wurde freundlich aufgenommen von König und Volk und predigte das Wort des Herrn und verwaltete die heiligen Sakramente frei und ungehindert und mit reichem Segen viele Jahre lang, bis ihn endlich Anskar, wie er sein Ende herannahen fühlte, nach Hamburg zurückrief, um sein heiliges Amt auf ihn zu vererben.

Anskar's Wirksamkeit im Innern, und dessen Wandel, Charakter und Seelenleben.

Mit solchem Eifer und Erfolge wirkte der Apostel unablässig nach außen, mit derselben Beharrlichkeit und Ausdauer im Dienste des Herrn wirkte er auch nach innen. Sein ganzes Streben, sagt Adam von Bremen, war auf die Rettung von Seelen gerichtet. Wenn er einmal

von der Predigt nach außen frei war, sorgte er daheim für seine geistlichen Stiftungen. Die erste derselben, deren Angehörige einst durch den Einbruch der normännischen Seeräuber vertrieben worden waren, versetzte er, wie oben gesagt wurde, nach Ramsolen. Eine zweite hatte er zu Bremen, bestehend aus frommen Männern, welche seine Domgeistlichkeit bildeten und dabei der Mönchsregel folgten. Eine dritte, ein Frauenstift, gründete er in Birxinon (Bassum). Daselbst übergab eine reiche Frau, mit Namen Liutgart, ihr ganzes Erbtheil dem himmlischen Bräutigam und versammelte unter ihrer Leitung einen zahlreichen Verein gottgeweihter Jungfrauen. Für die Armen und Fremden richtete er an vielen Orten Verpflegungshäuser ein. Wie freigebig er überhaupt im Almosengeben war, fahren wir mit Rimbert fort, wer vermöchte es auszusprechen? Er verlangte Alles, was er hatte, Denjenigen zu schenken, die nach Gottes Willen Noth litten. Wo er einen Bedrängten wußte, suchte er ihm zu helfen, so viel er konnte, und nicht in seinem Sprengel allein, sondern in weit entlegenen Gegenden leistete er Hülfe und Unterstützung. Namentlich aber hatte er eine Armenherberge, das St. Jürgenhospital vor dem Heerdenthore (in der Folge neben die Anskarenkirche in der Hutfilterstraße verlegt), in Bremen errichtet mit der Bestimmung, daß abgesehen von der täglichen Aufnahme von Armen auch Krankenpflege daselbst geübt werden sollte, und zwar überwies er dieser Wohlthätigkeitsanstalt zu solchem Behufe die Zehnten von mehrern Dörfern. In seinem ganzen Bisthume gab er von all seinen Einkünften, von allen Thieren, von allem Gelde, von allen Zinsen u. s. w. den Zehnten zu Gunsten der Armen, und alle fünf Jahre ließ er dann wieder von sämmtlichen Thieren, wenn sie auch vorher schon gezehntet

waren, auf's Neue den Zehnten zu Almosen erheben. Von dem Gelde, welches in der Klosterkirche einging, weihte er diesem Zwecke den vierten Theil. Besonders eifrige Sorge trug er für Waisen und Wittwen, und wo er Einsiedler oder Einsiedlerinnen kannte, da war er darauf bedacht, sie durch häufige Besuche und Geschenke zu verdoppeltem Eifer im Dienste Gottes aufzumuntern und ihnen alle Unterstützung zu gewähren, der sie bedurften. Auch trug er stets einen Beutel mit Geld an seinem Gürtel, um, wenn ihn ein Dürftiger ansprach, während gerade kein Almosenier da war, auf der Stelle etwas geben zu können. Er trachtete darnach, des Blinden Auge, des Lahmen Fuß, des Verwaisten Vater zu sein. Zur Fastenzeit ließ er in Bremen täglich vier Arme speisen, zwei Männer, und zwei Frauen. Den Männern wusch er in eigener Person die Füße, den Frauen leistete im Bremer Armenhospitale eine dem Herrn geweihte Frau diesen Dienst an seiner Statt.

Ueberhaupt, sagt Adam von Bremen, wird uns der heilige Anskar geschildert, wie er die Gefangenen löste, die Betrübten tröstete, die Gläubigen stärkte, den Heiden das Heil verkündigte und nach dem Zeugnisse Rimbert's dermaßen mit Eifer für die Mehrung des Reiches Gottes erfüllt war, daß er selbst noch während seiner letzten Krankheit die in die Mission einschlagenden Geschäfte besorgte und nicht eher andern Händen überließ, als bis er seinen letzten Lebensathem aushauchte, — kurz wie er draußen ein Apostel, zu Hause ein schlichter Mönch war, nach beiden Seiten hin ununterbrochen thätig, ununterbrochen auch auf das Heil seiner eigenen Seele bedacht. Schon als Klosterschüler (zu Corbie) zeichnete er sich durch Selbstver-

läugnung und Abtödtung aus, und noch in den Jünglingsjahren riß er gereifte Männer und hochbejahrte Greise zur Bewunderung und Nachahmung hin. Wie er aber die Würde eines Bischofs erlangt hatte, wandelte er unverwandten Blickes auf das Eine große Ziel der Nachfolge Christi in derselben Bahn der Kreuzigung des Fleisches fort. Er trug in der Nacht wie bei Tage ein härenes Gewand auf bloßem Leibe, und so lange er noch einige Jugendkraft besaß, lebte er in der Regel bloß von Brod und Wasser, besonders in der Einsamkeit, von der er ein gar großer Freund war, doch so, daß er die Liebe zu ihr stets dem Wohle der ihm anvertrauten Heerde unterordnete. Erst in seinem höhern Alter, wo er die gewohnte karge Lebensweise nicht mehr in ihrer ganzen Strenge fortsetzen konnte; und wenn Fremde zugegen waren, die es ihm als Prahlerei hätten ausrechnen können, aß und trank er etwas besser, suchte dann aber das durch Gebet und Almosen und andere gute Werke so sehr als möglich zu ersetzen.

Wie er sich beeiferte, sich in der Andacht zu fördern, bewiesen dicke Bände, die er mit eigener Hand geschrieben, und in denen nur solche Dinge enthalten waren, welche zum Lobe des Herrn, zur Widerlegung der Ungläubigen, zur Bekehrung der Sünder, zum Preise des ewigen Lebens, zur Furcht vor der Hölle und zu Allem anleiten, was Zerknirschung des Herzens und Besserung des Lebens zu erwirken vermag. Das Alles aber genügte ihm nicht. Er wollte sein ganzes Leben in Trauer und Thränen zubringen. Aus allen auf Zerknirschung zielenden Stellen der heiligen Schrift stellte er zu jedem Psalm ein Gebet zusammen. Er nannte dieses Werk pigmenta, d. h. Würze, weil es ihm die Psalmen erst recht schmackhaft machen

sollte *. Der Verfasser preist darin bald die Allmacht und Gerechtigkeit Gottes, bald den Wandel und die Seligkeit der Heiligen, bald beklagt er die Unglücklichen, die den Weg des Verderbens wandeln, und tadelt und schmäht vor Allem sich selbst. Er pflegte aber seine Zusätze, wenn Andere mit ihm sangen, nach dem Schlusse eines jeden Psalmes still herzumurmeln; er wollte sie Keinem mittheilen. Endlich erlangte es Einer seiner Mitarbeiter, der ihm sehr nahe stand, wohl Rimbert selbst, den er unter Allen am liebsten hatte, durch unablässiges Bitten von ihm, daß er ihm die „Würze", wie er sie zu singen pflegte, diktirte. Aber erst nach seinem Tode sollte diese Handschrift auch Andern mitgetheilt werden.

Während er seine Psalmen sang, pflegte er Handarbeit zu verrichten, namentlich Netze zu stricken. Er folgte in Allem seinem großen Vorbilde, dem Weltapostel Paulus; und er hielt seine Mitarbeiter, namentlich in der Mission, zur Nachfolge desselben Meisters an. Er gab allen Priestern, welche er zu den Heiden schickte, die Weisung, sie sollten sich ihr Brod durch Handarbeit erwerben, damit die Leute, denen sie predigen, sich durch den Augenschein überzeugen könnten, daß sie ihre Predigt nicht bezahlen müßten. Uebrigens ließ er ihnen nicht nur, was sie zu ihrem Unterhalte bedurften, sondern auch was sie, um sich Freunde zu gewinnen, verschenken mußten, im Ueberflusse aus seinen eigenen Mitteln zufließen. Und diese Mittel wußte er eben durch die äußerste Sparsamkeit an sich selbst und durch die geregeltste Ordnung in seinem Haus-

* Es findet sich abgedruckt im 2. Bande der Zeitschrift des Vereins für Hamburgische Geschichte. Hamburg 1843. S. 1 ff. — Einleitung und Text von Lappenberg, Bemerkungen von Geffken.

halte, bei all seiner beinahe maßlosen Freigebigkeit, stets vor der Erschöpfung zu bewahren.

Er hütete mit demselben wachsamen Auge und derselben Treue und Sorgfalt Hirten und Heerde. Mündlich und schriftlich ging er die Bischöfe mahnend und strafend an, daß sie doch arbeiten möchten mit allem Eifer und ausharren mit aller Treue in dem Weinberge des Herrn. Auch den Königen legte er mit dem größten Freimuthe ihre Pflichten an's Herz, nicht nur den christlichen, sondern auch den heidnischen, und an ihm lag es nicht, wenn sie sich nicht an seinem Blute dafür rächten. Aber der Herr, der die Herzen der Könige in seiner Hand hält, flößte ihnen dafür nur um so mehr Bewunderung und Ehrfurcht für seinen Apostel ein. Nur die beiden wälschen Könige, Lothar und Karl, haßten und verfolgten ihn im Stillen fortwährend. Dagegen liebte und hütete ihn der edeldenkende Ludwig der Deutsche wie seinen Augapfel.

Dieweil nun in dieser Weise, lesen wir in unserer Hauptquelle weiter, Anskar's Wandel, um mit dem heiligen Paulus zu reden, im Himmel war, wurde er mitunter auch durch himmlische Offenbarungen erleuchtet. Daher wußte er denn in der Regel Alles, was er erleben sollte, voraus. Es verhielt sich mit diesen Offenbarungen ungefähr so, wie es in der Apostelgeschichte heißt: „Der Geist aber sprach zu Philippus" (Apostelgesch. 8, 9). Anskar verlangte zu Allem seine Bedenkzeit. Er beschloß nichts auf Gerathewohl, sondern immer erst, wenn er durch Gottes Gnade erleuchtet im Geiste sah, was das Beste sei. Dann, durch himmlische Heimsuchung in seiner Ueberzeugung sicher gemacht, verfügte er das Erforderliche ohne Schwanken und Wanken. Die Gesichte, die er hatte, waren untrüglich. Wir wollen nur zwei Beispiele anführen.

Bevor er an die Bremer Kirche berufen wurde, däuchte es ihm in einer Nacht, als käme er in eine freundliche Gegend, wo er den Apostel Petrus fand. Während er ihn voll Bewunderung anschaute, kamen etliche Männer zu demselben mit der Bitte, er möchte ihnen einen Lehrer und Seelenhirten setzen. Er antwortete ihnen: „Der da ist's, den ich euch zum Seelenhirten empfehle", und stellte ihnen den vor ihm stehenden Bischof vor. Da war es ihm, als erbebte die Erde und wärfe ihn zu Boden, und eine Stimme ertönte über seinem Haupte, und hohe Wonne erfüllte sein Herz. Die Weihe des heiligen Geistes kam über ihn, und er fühlte sich durch Christi Gnade zu einem neuen Leben erweckt. Die Stimme aber, welche er hörte, sprach den Segen über ihn aus. Darauf baten, so schien es ihm, die Männer von vorhin den Apostel Petrus wiederholt, er möchte ihnen doch einen Lehrer senden; denn sie schienen mit seinem Vorschlage nicht ganz einverstanden zu sein. Er antwortete ihnen voll Unwillens: „Habe ich euch nicht gesagt, daß ihr den nehmen sollt, welcher vor euch steht? Was zaudert ihr? Habt ihr nicht die Stimme des heiligen Geistes gehört, wie sie auf ihn niederstieg, um ihn zu euerm Seelenhirten zu weihen?" Nach diesen Worten erwachte Anskar aus seinem Traume. Von Stunde an war er gewiß, daß er im Namen des Herrn wohin berufen würde, den Ort aber wußte er nicht. Wie er nun drei Jahre darnach vom Könige an die Kirche von Bremen berufen wurde, die dem heiligen Petrus geweiht ist, und wie er Etliche daselbst antraf, die ihn nicht gern kommen sahen, da gedachte er seines Traumgesichtes, und dasselbe bestimmte ihn, diesem Rufe zu folgen; sonst, betheuerte er, hätte er sich nie zur Uebernahme der Regierung dieser Kirche verstanden.

Dazumalen ereignete sich auch Folgendes mit der Zelle Turholt. Er hatte, weil ihm vor Allem die Bekehrung der Heiden am Herzen lag, eine Anzahl bei den Normannen und Slaven gekaufter Knaben, darunter namentlich auch seinen spätern Nachfolger Rimbert, dahin geschickt, um sie zu Streitern Christi daselbst erziehen zu lassen. Einiger von diesen Knaben nun bemächtigte sich der obengedachte Reginar, dem das Kloster zu Lehen gegeben worden, und steckte sie unter seine Leibeigenen. Darüber schwebte unser Apostel in größter Sorge. Da war es ihm bald darnach in einem Gesichte, als käme er in ein Haus und fände daselbst den König Karl (den Kahlen, den jüngsten Sohn Ludwig's des Frommen, der Neustrien und damit auch Flandern zum Erbtheile bekommen hatte), und bei ihm Reginar. Er machte dem Letztern Vorwürfe wegen jener Knaben und erklärte mit Nachdruck, er hätte sie für den Dienst Gottes, nicht zu Reginar's Leibeigenen erziehen wollen. Da kam es ihm vor, als höbe Reginar den Fuß auf und träte ihm in's Gesicht. In demselben Augenblicke aber schien der Herr Jesus Christus an seine Seite zu treten und zu dem Könige und zu Reginar zu sprechen: „Weßhalb mißhandelt ihr diesen meinen Getreuen? Wisset, daß er einen Herrn hat, und daß euch dies nicht ungestraft hingehen wird.“ Diese Worte setzten Beide in Verwirrung und Schrecken. Da erwachte der Heilige. Die Rache Gottes aber kam über Reginar. Er erregte zuletzt den Zorn des Königs und verlor das Kloster sammt Allem, was er von demselben empfangen hatte, und nie gelang es ihm, die frühere Gunst wieder zu erlangen. König Karl aber wurde lange Zeit nach Anskar's Tod, im Jahre 877, durch seinen Arzt Zedechias vergiftet.

Des Apostels Hintritt.

Im 64. Jahre seines Alters, im 34. seiner bischöflichen Regierung wurde Anskar, nachdem er beinahe sein ganzes Leben lang kränklich gewesen, von heftiger und anhaltender Dysenterie befallen. Er fühlte, daß sie ihn dem Tode entgegenführte, und wiederholte voll des innigsten Dankes gegen Gott, der ihn weit nicht so viel leiden ließe, als er durch seine Sünden verdient hätte, häufig die Worte Job's: „Haben wir Gutes vom Herrn empfangen, wie sollten wir nicht auch das Schlimme hinnehmen?" Es war ihm aber früher in einem Gesichte geoffenbart worden, er werde als Märtyrer sterben. Wenn nun auch sein ganzes Leben beinahe Ein Marterthum war, dieweil es unter unzähligen Drangsalen und Verfolgungen verlief und er selbst ohne Unterlaß sein Fleisch kreuzigte, so ward er doch voll Betrübniß ob dem Gedanken, nun an einer natürlichen Krankheit sterben zu müssen, und fing an, es sich selbst und seinen Sünden zuzuschreiben, daß seine schönste Hoffnung, die Hoffnung auf die Siegeskrone des Märtyrers, vereitelt sein sollte. Sein treuester Schüler, dem er auf unablässiges Bitten dieses sein Herzeleid klagte, suchte ihn damit zu trösten, daß ihm ja der Herr nicht ausdrücklich verheißen, er werde durch das Schwert, oder das Feuer, oder das Wasser umkommen, sondern nur im Allgemeinen, er werde mit der Märtyrerkrone geschmückt zum Herrn eingehen. Derselbe erinnerte ihn, wie Vieles er im Dienste Gottes erduldet hätte, und stellte ihm vor, daß ihm gewiß diese seine letzte überaus schwere und langwierige Krankheit von Gottes Barmherzigkeit als vollendetes Märtyrerthum angerechnet werden würde. Aber der Heilige wollte sich nicht trösten lassen. Da

sprach ihm Gott selbst Trost ein. Wie er eines Tages dem heiligen Opfer beiwohnte und eben aus dem angegebenen Grunde ausnehmend betrübt war, gerieth er plötzlich in eine Verzückung und vernahm in wachem Zustande eine Stimme von oben, welche ihn heftig darüber schalt, daß er an Gottes Wort und Treue nur im Geringsten zweifeln könne, wie wenn irgend welche Sünde des Menschen größer sein könnte, als die Liebe Gottes. „Zweifle nicht", setzte die Stimme hinzu, „Gott wird dir Beides nach seiner Gnade verleihen; er wird dir die Sünden vergeben, welche dich so tief niederdrücken, und wird Alles erfüllen, was er dir verheißen hat."

Darauf ward er ruhiger und begann nun mit freiem Gemüthe und mit großem Fleiße die Angelegenheiten seines Sprengels zu ordnen. Dann ließ er die Privilegien des apostolischen Stuhles, welche zu Gunsten seiner Mission ausgestellt waren, vielfach abschreiben, um sie sämmtlichen Bischöfen der deutschen Lande zusenden zu lassen. Auch für seinen Herrn und König Ludwig, und dessen Sohn Ludwig ließ er eine solche Urkunde aufsetzen und legte ihr einen in seinem Namen ausgefertigten Brief bei, in welchem er sie bat, dieser Dinge zu gedenken, und das Ihrige dazu beizutragen, daß diese Mission unter Gottes gnädigem Beistande wachsen und Frucht tragen möge.

Wie der Heilige nun bereits drei volle Monate ununterbrochen an seiner schweren Krankheit litt, fing er nach dem Feste der Erscheinung des Herrn an zu beten, daß es ihm vergönnt sein möchte, am Tage der Reinigung Mariä einzugehen in die ewigen Wohnungen. Wie nun dieser Tag herannahete, ließ er für die Geistlichkeit, und für die Armen ein großes Mahl anrichten, welches sie an dem hochheiligen Feste genießen sollten. Auch ließ er von

seinem eigenen Wachse, welches von besonderer Güte war, drei große Kerzen gießen und dieselben am Vorabende des Festes zu Ehren der heiligen Jungfrau, des heiligen Petrus und des heiligen Johannes des Täufers auf den Altären dieser Heiligen aufstellen und anzünden. Er hatte einst in einem Gesichte diese drei Heiligen als seine Führer durch's Leben erkannt; sie sollten nun auch im Tode die scheidende Seele in Empfang nehmen.

Die Krankheit hatte ihn dermaßen aufgerieben, daß von seinem ganzen Körper nichts mehr übrig war, als Knochen, durch Sehnen zusammengehalten und mit Haut überkleidet. Dennoch ließ er nicht ab in Andachtsübungen zum Lobe des Herrn. Beim Anbruche des gedachten Festtages nun brachten beinahe sämmtliche Priester seiner Domkirche, wie sie täglich zu thun pflegten, das heilige Opfer für ihn dar; und vor versammelter Gemeinde im Hause des Herrn wurde über einen Text gepredigt, den sich der Sterbende eigens gewählt hatte. Erst nach vollendetem Gottesdienste nahm er etwas Speise und Trank zu sich, und verwendete sodann beinahe den ganzen Tag auf die Sorge, den Seinen an's Herz zu reden und das Feuer des Eifers für den Dienst und die Ehre Gottes in ihnen zu entzünden. Bald sprach er zu Allen insgesammt, bald ermahnte er Einzelne zur Erfüllung ihrer Pflichten. Am eindringlichsten empfahl er seine Mission. Auch die Nacht noch brachte er größtentheils mit solchem Zuspruche hin. Dann bat er die anwesenden Brüder, welche Litaneien beteten und Sterbepsalmen sangen, sie möchten auch ein Lied zum Preise des Herrn singen. Darauf stimmten sie den ambrosianischen Gesang an: „Herr Gott, dich loben wir!“ Mit dem Anbruche des Morgens brachten wieder beinahe sämmtliche Priester das heilige Opfer für ihn dar;

er aber empfing den Leib und das Blut des Herrn und betete darnach mit zum Himmel aufgehobenen Händen, wer irgendwie gegen ihn gefehlt hätte, dem möge es Gott nach seiner Liebe verzeihen. Darauf begann er häufig die Sprüche zu wiederholen: „Gedenke meiner nach deiner Barmherzigkeit um deiner Güte willen!“ und „Gott sei mir Sünder gnädig!“ und „Vater, in deine Hände befehle ich meinen Geist!“ Wie er zuletzt nicht mehr sprechen konnte, hieß er einen Bruder diese Sprüche an seiner Statt beten. Dann hauchte er, den Blick nach oben gerichtet, seinen Geist aus. Er starb zu Bremen am 3. Februar des Jahres der Gnade 865, in einem Alter von 64 Jahren, und ward in seiner Cathedrale, der Kirche des heiligen Petrus, allda bestattet.

Zehn Jahre vor ihm, im Jahre 855, war Kaiser Lothar als Büßer im Kloster gestorben; eilf Jahre nach ihm, im Jahre 876, starb auch Ludwig, der erste Selbstherrscher Deutschlands, auf seinem Throne, ein Jahr darauf, 877, Karl der Kahle, Ludwig's des Frommen jüngster Sohn, König von Neustrien oder Frankreich, seit einem Jahre zugleich Kaiser und Herr von Italien und Lothringen, durch Meuchelmord.

§ 7. Nachtrag

über die fernern Schicksale der Mission des Nordens, namentlich die Gründung eines dänischen Episcopats unter der deutschen Metropole dieser Mission.

Ludwig der Deutsche, der große König, oder wie ihn Adam von Bremen nennt, „Ludwig der Fromme, der große Kaiser“, hatte die Normannen durch Verträge und Furcht so gezügelt, daß sie, die doch alle Frankenlande

verheerten, sein Reich nicht mehr mit ihren Raubzügen heimzusuchen wagten. „Nach seinem Tode aber herrschte die wildeste Wuth mit losgelassenen Zügeln.“ Die wilden Seekönige verheerten Sachsenland, verwüsteten Frisenland, legten die Städte Mastricht, Cöln und Trier in Asche, machten die Pfalz von Aachen zu einem Stall für ihre Pferde, zerstörten allenthalben die Kirchen, mordeten die Christen. Der Frankenname, vor dessen bloßem Klang sie unter Karl dem Großen gezittert hatten, war ihrer Kinder Spott geworden. Sie drangen vom Meere aus auf wiederholten Zügen durch die Mündungen des Rheines, der Maas, der Schelde, der Loire, kurz von allen Enden und Ecken in's Reich ein und wandten sich dann eben so gegen England, wo sie sich namentlich von der Normandie aus, die sie längst schon an sich gerissen hatten, sogar als herrschende Nation festsetzten, mit Unterdrückung der alten, sächsischen eine neue, normannische Dynastie gründeten und aus der Vereinigung beider Völker die englische Nation in's Leben riefen.

„Diese unstäte Lebensweise, die Auswanderungslust des Volkes, der Hang nach Abenteuern, die verwildernde Beschäftigung in Kriegs- und Raubzügen, innere Thronstreitigkeiten verschiedener Stammeshäupter, und endlich das immerwährende Wechseln der Herrschaft in der jütischen Halbinsel zwischen den Dänen, Schweden und Norwegern — machten ein nachhaltiges Wirken für die Bekehrung des germanischen Nordens unmöglich. Nicht selten zerstörte ein wilder Kriegszug, ein Wechsel der Herrschaft die junge Pflanzung mit Einem Schlage auf viele Jahre lang wieder gänzlich. Daher ist es denn begreiflich, daß ungeachtet der größten Anstrengungen der ausgesandten Glaubensboten seit 823 noch ein volles Jahrhundert und

noch mehr Zeit verstreichen mußte, bis endlich das Christenthum feste Wurzeln faßte und in der Liebe des Volkes und seiner geistigen Umwandlung Grund und Boden fand." Zuerst flößte der kräftige deutsche König Heinrich I., der Finkler (918—936), den Dänen wieder Ehrfurcht gegen das „Reich" ein und erzwang dem geächteten Christenthum wieder Einlaß. Unni saß auf dem erzbischöflichen Stuhle des Nordens. Wie der die Thüre des Glaubens wieder geöffnet sah, berichtet Adam von Bremen, sagte er Gott Dank dafür, daß die Mission der Hamburger Kirche durch die Barmherzigkeit Gottes und das Schwert des Königs Heinrich wieder Raum und Zeit zur Wirksamkeit gewann, und beschloß sofort, den Sprengel derselben in seiner ganzen Ausdehnung zu bereisen. Wie er aber zu den Dänen kam, wo dazumalen ein blutdürstiger König regierte, der den christlichen Namen auf's Grimmigste haßte und nur durch die Furcht im Gehorsame und in der Unterwerfung erhalten wurde, gelang es ihm, wenigstens dessen Sohn, Harold Blaatand, durch seine Predigt zu gewinnen. Der verstattete ihm denn, obwohl er sich selbst noch nicht taufen ließ, das Christenthum allenthalben in seinem ganzen Reiche zu verkündigen und zu üben. Sofort stellte der Mann Gottes überall im Lande den Dienst des Herrn wieder her und besuchte von Harold unterstützt auch die umliegenden Inseln, predigte daselbst den Heiden und stärkte und tröstete die Gläubigen, die als Gefangene unter ihnen lebten. Darnach folgte er den Spuren des großen Apostels Anskar, fuhr durch das baltische Meer und kam nach Birca, wohin die Predigt des Evangeliums seit mehr denn siebzig Jahren nicht mehr gedrungen war. Im Hafen dieser nicht weit von dem Mittelpunkte des schwedischen Götzendienstes,

Ubsola (Upsala), an einer Bucht des baltischen Meeres gelegenen Hauptstadt angekommen, landete der Bekenner des Herrn unter dem gefürchteten Banner des deutschen Namens und pflanzte unter dem Schutze desselben das Kreuz wieder auf, das zuerst vom heiligen Anskar dahin getragen worden war; und der Baum des Lebens trieb in dem verdorrten Erdreiche alsbald wieder Blüthen und Früchte.

Heinrichs I. großer Sohn Otto I. (936–973), ein zweiter Kaiserapostel, würdig des ersten, seines großen Vorbildes, Karls des Großen, dessen Krone er trug, vollendete, was sein Vater begonnen. Die Dänen hatten seinen Markgrafen in Schleswig erschlagen und alle Niederlassungen der Sachsen an der Eider zerstört. Sogleich brach Otto mit seinem Heere in's Dänenland ein und verheerte es mit Feuer und Schwert bis an den Rand des Meeres, das die Normannen (Norweger) von den Dänen trennt, und dem dieser Sieg des deutschen Königs den Namen Ottinsund schuf. Der Dänenkönig unterwarf sich und gelobte, sein Reich aus der Hand des Siegers als deutsches Lehen zurücknehmend, das Christenthum in seinen Marken einzuführen. Er wurde dann auch sofort sammt seiner Gemahlin und seinem jungen Sohne in Anwesenheit des Kaisers, der den Letztern aus der Taufe hob und dessen ursprünglichem Namen „Suein" noch den seinigen „Otto" anfügte, durch das Bad der Wiedergeburt in den Schooß der Kirche aufgenommen. Alsdann wurde das ganze von den Einwohnern sogenannte Judland (Jütland) in drei Bisthümer eingetheilt und dem Hamburger Erzsprengel einverleibt. Diese Bisthümer waren Sliaswig, für welches Horit oder Harad, Ripen, für welches Liafdag, und Harusa (Aarhus), für welches

Reginbrand, sämmtlich Eingeborene, geweiht wurden. Ihnen wurden sodann auch die Kirchen jenseits des Meeres, nämlich von Fune (Fünen), von Seland und Scone (Schonen), und von Schweden übergeben. Dieß geschah im zwölften Jahre des hochverdienten Erzbischofes Adaldag, der des großen Kaisers Kanzler war und den größten Antheil an dessen unschätzbaren Verdiensten um das Christenthum und das Reich hatte — im Jahre des Heils 948. „Auf diesen Anfang himmlischer Barmherzigkeit", fährt Adam von Bremen fort, um uns hier seiner eigenen Worte zu bedienen, „folgte sodann durch Gottes Mitwirkung ein solches Gedeihen, daß von jener Zeit bis auf den heutigen Tag die dänischen Kirchen von Früchten ihrer gesegneten Wirksamkeit unter den Völkern des Nordens überströmen."

Adam von Bremen *, aus dessen Geschichte der Hamburger Kirche diese Nachrichten geschöpft sind, um's Jahr der Gnade 1040 in der Markgrafschaft Meißen geboren, kam im Jahre 1068 an den Hof des großen und vielgewaltigen Erzbischofes Adalbert, unter dessen Regiment die Kirche von Hamburg den Höhepunkt ihrer Wirksamkeit

* Derjenige Geschichtschreiber des Mittelalters, der nach des großen Hamburger Geschichtsforschers Lappenberg Ausspruch als der Herodot des Nordens zu preisen wäre, wenn er in seiner Landessprache geschrieben hätte, ist in unserem „Rechenschaftsbericht über die Quellen ꝛc." in Vorwort und Einleitung unsers zweiten Theils aus Versehen übergangen worden. — Er bekleidete das Amt eines Domscholasters, ein Amt, zu welchem ihn die milde aber ernste Gesinnung, sowie die Kenntnisse, die er in seinem Geschichtswerke kundgibt, besonders befähigten. Er widmete dasselbe mit liebevollem Gemüthe dem Nachfolger Adalberts, Erzbischof Liemar, in dessen drittem Jahre er es schrieb. Von seinen fernern Lebensverhältnissen ist nichts auf uns gelangt, als der Todestag (ohne das Jahr) und die Sage, daß er dem unweit Harburg gelegenen Kloster Ramesloh einen Wald schenkte und daselbst beerdigt sei."

und Macht erreichte, und schrieb drei Jahre nach dessen Tode, welcher 1072 erfolgte, sein ausgezeichnetes Werk über den Entwicklungsgang dieser Kirche. Unter dem „heutigen Tage", von welchem er spricht, ist also der Anfang des letzten Viertels des eilften Jahrhunderts zu verstehen, die Zeit der entsetzlichen Wirren unter dem unbändigen Heinrich IV. Ein Jahrhundert nach Odaldag, dem hochverdienten Gründer des dänischen Episcopats unter der Leitung der Kirche von Hamburg, zwei Jahrhunderte nach Anskar, dem ersten deutschen Apostel des germanischen Nordens, konnte Adalbert auf Grund der Errungenschaft Beider, „seine bedeutende Persönlichkeit zur Anerkennung bringend, die Schicksale des ganzen Reiches leiten und ein Patriarchat über den gesammten Norden erstreben. Doch eben mit seinen maßlosen Entwürfen begann schon in seinen letzten Lebensjahren die Herrlichkeit des nordischen Erzbisthums zu schwinden, und das dritte Jahrhundert kannte nur noch den ursprünglich sächsischen und einen ehemals slavischen germanisirten Theil der Hamburger Diöcese." Das Heft war für immer aus der Hand gegeben, und noch heute läßt man dasselbe getrosten Muthes dem Dänen. Doch die von Deutschland aus gepflanzte Saat brachte auch in der Hand der Dänen ihre hundertfältige Frucht. Die Kirche Hamburgs hatte ihre nordische Mission erfüllt. Schon unter Kanut dem Großen (1014—1047) hatte sich der Sieg des Christenthums unter den Normannen für immer entschieden.

§ 8. Nachtrag
zur Einführung des Christenthums in das germanische Staatswesen,
oder
das römische Reich deutscher Nation, der Kern deutscher Nation, und die Gründung eines deutschen Nationalstaates.

Werfen wir nun zur Vollendung unserer Geschichte der Einführung des Christenthums in die deutschen Lande der damaligen Zeit wieder einen Blick in die Tiefen der göttlichen Rathschlüsse, und der ganze Entwicklungsgang der Ereignisse von der Wiege unserer Nation an bis auf den heutigen Tag wird seine Erklärung wieder in unserem Vorspruche finden: „Er führt, sie gehen". Die Gothen und die sie auf ihrem Auszuge aus dem heimatlichen Boden der Germanenwelt begleitenden Bruderstämme, die sich mit ihnen vom großen Suevenbunde ablösten, haben wir in unserem ersten Theile (§ 29) gesehen, wurden in den Tagen der Zertrümmerung des alten Weltreiches von Gott aus den deutschen Landen hinausgeführt, um neue Reiser auf den abgedorrten Stamm der Römerwelt zu pfropfen und durch Vermischung mit den Eingebornen deren hingewelktes Geschlecht zu verjüngen, zugleich aber auch einerseits die im Heimatlande bleibenden Germanenvölker vor der Ansteckung mit dem Arianismus zu bewahren, andererseits diesen ihren verstümmelten und verkehrten Glauben im Schooße der katholischen Welt, in den sie geführt wurden, gegen das volle und reine Christenthum zu vertauschen, und die Irrlehre unter den Trümmern ihrer Reiche zu begraben. Die Entsteinung des Ackerfeldes, finden wir jetzt im letzten Theile unsers Werkes, die Entsteinung des Ackerfeldes aber war damit noch nicht

vollendet. Auch die Franken hatten sich in die durchfäulte Römerwelt eingebohrt und sich von derselben vergiften lassen. Die Neustrier besonders waren zum Krankheitsstoff für den Organismus der Germanenwelt geworden; sie mußten durch seine Naturheilkraft ausgestoßen werden. Gott führt, die Völker gehen. Der Frankenbund spaltete sich, wie sich der Suevenbund gespalten hatte. Die Salier oder Meerfranken, die das neue Weltreich aufgerichtet, wuchsen mit dem Volke, durch dessen Unterwerfung sie den Grund dazu gelegt, den Galliern, zu Franzosen zusammen und rissen sich von der Germanenwelt los. Die Ripuarier, oder Rheinfranken, hielten an der Germanenwelt fest. Diese aber klammerte sich nach dem neuen Entsteinungsprozesse mit verdoppelter Innigkeit an den Familienherd des heimatlichen Bodens: und herrlich grünte, und herrliche Blüthen und Früchte trieb der Baum des Lebens nun an diesem Herde und in den Herzen Derjenigen, die daran saßen. Die Verkörperung des Christenthums im Staate, das Ideal des Pipinischen Hauses, trat nach den gewaltigen Rückschritten, die sie mit der Gründung eines neuen Staatskirchenthumes gemacht hatte, der Wirklichkeit wieder näher, aber auf einem neuen Wege. Karl der Große war noch nicht eingeschlafen in seinem Grabe, als der Entwicklungsgang der Weltgeschichte die Idee eines Weltreiches in den Hintergrund drängte und die alte, urdeutsche Ordnung des Familienstaates wieder an's Licht zog. Das Christenthum sollte und wollte sich immerhin im Staate verkörpern, aber nicht im Weltstaate, nicht im Weltreiche, die Welt verträgt sich nun einmal nicht mit dem Christenthum; es sollte und wollte sich im Familienstaate, im Familienreiche verkörpern; nur sollte der Weltstaat, das

Weltreich, zum Frommen und Gedeihen dieser Verkörperung den Familienstaat oder vielmehr Familienstaatenbund als schützende Folie umschließen, wie die Schale den Kern umschließt; und der Familienstaatenbund des deutschen Reiches war es denn auch, den das Christenthum sich schuf, um sich darin zu verkörpern, zum Vorbilde für alle Völker der Erde. Der Familienstaatenbund des deutschen Reiches, die Frucht der Einführung des Christenthums in den deutschen Landen, entwickelte sich sofort unter dem schützenden Szepter des römisch-deutschen Weltkaiserthums und dem hütenden Auge des römisch-katholischen Apostolats, aus der Verschmelzung des christlichen Elements mit dem germanischen von selbst in den deutschen Landen, ein naturnothwendiges Erzeugniß des organischen Bildungstriebes beider Elemente. Die Welt bot Allem auf, diese Entwicklung zu hemmen, sie hemmte sie im Einzelnen, sie förderte sie im Ganzen. Die deutschen Kaiser verwechselten immer wieder und wieder Kern und Schale, drängten immer wieder und wieder die Idee des Christenthums in den Hinter-, die Idee des Weltreiches in den Vordergrund, die Kirche aber neutralisirte das Weltreichsgift, und die Verfassung des deutschen Reiches gestaltete sich unter der allschaffenden und allbildenden Hand des katholischen Christenthums trotz aller Mängel zur vollkommensten Staatsform, welche sich im Reiche der Wirklichkeit, der Geschichte, findet: ein

lebendiges Zeugniß der Möglichkeit der Verwirklichung des Christenthums im Staate, aber zugleich auch der Beschränkung dieser Möglichkeit auf den Familienstaat, als denjenigen, in welchem allein das Prinzip des Christenthums, die Liebe, am Steuer sitzt.

Zu der Zeit, in der ich das vorliegende Geschichtswerk in Angriff nahm, im Frühlinge des Jahres der Gnade 1857, las ich in der zu Frankfurt herausgekommenen, leider so bald wieder eingegangenen Zeitung „Deutschland", aus der Feder eines Mannes, der auch wußte, was dem Deutschen noth thut, und auf welchem Wege ihm geholfen werden kann, in einem treffenden Artikel, welcher die Ueberschrift führte: „Familie, Gesellschaft, Staat", unter Anderem die Worte: „Es kommt vor Allem darauf an, unsere Vergangenheit scharf und lebendig zu erkennen. Es hat unendlichen Schaden im praktischen Leben angerichtet, daß man dem Volke systematisch die Kenntniß seiner Vorzeit entzogen. Die Gegenwart sucht diesen Fehler zu sühnen, aber oft geht man bei der Betrachtung unserer großen deutschen Vorzeit nicht gehörig auf den Kern los, sondern klebt an unfruchtbaren Nebendingen. Als diesen Kern sollte man aber billig die Reichsverfassung in's Auge fassen, welche alle frühern Verfassungen der Menschheit zur höhern Einheit in sich zusammenfügte und von keiner spätern in allseitig harmonischer Ausbildung erreicht worden ist. Die deutsche Reichsverfassung verband den Charakter der Familie mit demjenigen der Gesellschaft und war dadurch ein ächtes Staatswesen. Den Familiencharakter besaß sie in dem Kriegsfürstenthum, zu welchem sich das

Familienprinzip durch die patriarchalische Stammverfassung unter Einwirkung der Völkerwanderung fortgebildet hatte. Der Kriegsfürst mit seinem Heeresgefolge ging entweder unmittelbar aus dem patriarchalischen Grundherrn, aus dem Patrimonialstaate hervor, oder bildete sich auch unter einem tüchtigen Kriegshelden in freier Familienhaftigkeit. Die kriegerischen Merowinger und Karolinger sind die Begründer des großen, organisationsgewaltigen Frankenreichs, aus welchem das heilige römische Reich deutscher Nation hervorging. So war die eine Seite des Staats, diejenige des Familienvaters, des Hausherrn, des Patriarchen, des großen Grundherrn, des Herrschers, entwickelt, und die militärische Königsgewalt des Morgenlandes im germanischen Leben, geweiht durch die Kirche, in höherer, freierer Weise wiederholt.

„*Zu dieser staatlichen Lebensseite des Herrschens mußte nun auch die andere Seite des menschlichen Daseins und Strebens: die Gleichheit, die Gesellschaft, die Gemeinde, die Republik, die Verfassungsform des klassischen Alterthums hinzutreten, wenn der christlich-germanische Staat in Wahrheit eine höhere Entwicklung der Menschheit darstellen sollte. Auch diese Entfaltung menschlicher Kräfte wurde in der deutschen Reichsverfassung in wunderbarer Weise erreicht.* Wie schon in der Ehe nach den Worten eines geistvollen Juristen der Mann und noch mehr der Familienvater zwar herrscht, aber doch nicht allein der Herr ist, sondern das Weib freiwillig einen Bund schließt, wenn auch nicht willkürlich, sie also seine freie Lebensgenossin ist und die erwachsenen Söhne all-

mälig seine selbstständigen Gehülfen werden, zumal in Zeiten des Kampfes, so tritt im kriegerischen Heergefolge neben das Familienverhältniß der Herrschaft immer mehr das freie Anschließen und Dienen, welches das eigentliche Wesen der Gesellschaft, der Gemeinde ist. Die Gemeinde ist ein freier Bund von selbstständigen Familienhäuptern, nicht mehr gebunden durch das Familienverhältniß der Stammverfassung.

„In der Entwicklung des freien, selbstständigen Gemeindelebens besteht der Ruhm und die Herrlichkeit des klassischen Alterthums, insbesondere des alten Griechenlands", sowie des mittelalterlichen Italiens. „Aber man hat diese politische Verfassungsform doch vielfach überschätzt. Es waren nur städtische Verfassungen. Kam die Stadt zur Herrschaft über ein Gebiet, so ward sie meist dessen arge Tyrannin. In dem städtischen Gemeindewesen selbst herrschte einerseits ein alle individuelle Freiheit ertödtender Staatsabsolutismus, auf der andern ein wildes Parteigetriebe, welches oft nur in der Tyrannei oder Diktatur und schließlich im Imperatorenthum seine Ruhe fand. Selbst in den besten Zeiten hatte man für die verdientesten Mitbürger keinen andern Lohn, als die Verbannung. Welch eine traurige Verfassung! Und doch wird unsere Jugend fast ausschließlich damit beschäftigt und lernt ihre ureigene deutsche Reichsverfassung sozusagen gar nicht kennen.

„Das deutsche Reich nahm unter dem Einfluß der Kirche, welchem die Geschichtschreibung allgemach eine richtigere Rechnung zu tragen anfängt, und unter Mitwirkung der Erinnerung an die Zustände des republikanischen Alterthums", sowie der Bekanntschaft mit den Ver-

fassungen der italienischen Städte im Mittelalter, „die Bildung selbstständiger Gemeinden in den Reichsstädten wieder auf, sowie sie dem freien Gesellschaftsleben zugleich in der freien Entwicklung aller Stände, soweit dieselben damals eigenes, selbstständiges Leben hatten, gerecht zu werden suchte, für welche Lebensgestaltungen der antike Staat gar keinen Raum, und der Orient nur starre Kasten hatte. In der christlich-germanischen Welt entwickeln sich die freien Stände der Geistlichkeit, des Adels, des Bürgerthums mit wunderbar reichem Leben. Die städtischen Gemeindewesen führen unter kaiserlichem Schirm ein langes, schönes Leben, möglichst frei von den Auswüchsen des republikanischen Alterthums. Das patriotische Auge weilt mit warmer Lust auf der Geschichte Nürnbergs, Augsburgs, Lübecks, Hamburgs, Frankfurts und so vieler andern Kleinodien des deutschen Lebens. Der reiche Organismus des deutschen Reiches verbindet mit dem monarchischen Familiencharakter den republikanischen Gesellschaftsgeist, gliedert sich in freie Stände, in selbstständig verwaltete Gaue, und alle Kräfte werden zusammengefaßt unter Kaiser und Reich."

Das heilige römische Reich deutscher Nation, „welches das Werk der Verschmelzung und Weiterentfaltung der ureigenen und der überkommenen Bildungselemente, schirmen sollte, war" nach dem Urtheile eines der tiefsten und scharfsichtigsten Forschers im Gebiete der deutschen Geschichte, des Dr. Julius Ficker, Professors an der k. k. Universität zu

Innsbruck*, „weder ein Weltreich, noch ein Nationalreich", in anderer Ausdrucksweise, es war ein in den Rahmen eines Weltreiches gefaßter Familienstaatenbund. „Von einem Nationalreiche im Sinne einer Zeit, wie die unsrige ist, die nur noch der einfachen Aufgabe gewachsen scheint, das Gleichartige und Einförmige staatlich zu ordnen, und die durch die Einheit der Sprache gekennzeichnete Nation als das bestimmende Moment für die Abgrenzung des Staates hinstellt, kann bei dem deutschen Kaiserreiche nicht die Rede sein. Denn es umschloß nicht nur Millionen von Romanen und Slaven der verschiedensten Zunge, sondern es waren auch in dem engen Rahmen des deutschen Königreiches alle Nationen des vielsprachigen Kaiserreiches vertreten, und dabei fehlte das Streben, die verschiedenen Nationen zu einer zu verschmelzen. Jeder war im eigenen Kreise die freieste Bewegung gegönnt, in keinem Kreise des Staatslebens wurde es dem Einzelnen fühlbar, daß seine Sprache, sein Recht, nicht die des Reiches seien, beide geleiteten ihn bis zum Richterstuhle des Kaisers; das Verbindende, die Satzungen der Kirche und ihre Sprache, gehörte keiner Nation vor der andern an.

„Daß dieses Reich, über die Nation hinausgehend und doch den weitern Rahmen einer gemeinsamen (der abendländisch-christlichen) Kultur nicht ausfüllend, darum doch keine unfertige oder krankhaft ausgewachsene Zwittergestaltung war, ergibt sich aus der Art seiner Bildung

---

* Forschungen zur Geschichte der Reichsverfassung zunächst im zwölften und dreizehnten Jahrhunderte. Erster Band. Innsbruck. Verlag der Wagner'schen Buchhandlung. 1861.

und aus seiner welthistorischen Wirksamkeit. Unter den Händen von Herrschern und einer Nation erwachsen, welche, ohne nachgedacht zu haben über die Gestaltung des Staates, geleitet durch die drängende Macht der jedesmal gegebenen Verhältnisse mehr sich anschmiegend und wieder heranziehend, als planmäßig umgestaltend verfuhren“ — also die unmittelbare That Gottes, wie sie sich in unserem Vorspruche zeichnet: Er führt, sie gehen — „war dieses Reich seiner Zeit die wichtigste Bürgschaft für jede höhere Ordnung Europa's, und seines Verbandes Lockerung brachte alle Verhältnisse in's Schwanken, und seine völlige Lösung fiel nicht zufällig mit der durchgreifendsten Zerrüttung aller Rechtszustände zusammen.

„Der Reichsverband sollte gleichzeitig den Aufgaben eines Weltreiches und den Aufgaben eines Nationalreiches gerecht werden, sollte neben der Befriedigung der staatlichen Bedürfnisse der deutschen Nation dem ganzen Umfange eines großen Kreises verwandter Völker zum Haltpunkte dienen, ohne durch erzwungene Einförmigkeit die Entfaltung fremder Volksthümlichkeiten zu ersticken und die eigene durch Zuweisung einer ihre Kräfte übersteigenden Aufgabe zu verbrauchen und zu verflüchtigen.

„Den universalen Aufgaben des Reiches entsprach seine räumliche Lage und Ausdehnung in der Mitte des Welttheils. Allen andern Staaten des Abendlandes weit

überlegen, fast alle trennend und aus einander haltend, sicherte das bloße Bestehen des gewaltigen Reichskörpers die staatliche und kirchliche Ordnung Europa's gegen jeden gewaltsamen Umsturz. Die kriegerische Kraft der herrschenden Nation vermochte die keineswegs zu weit gesteckten Grenzen gegen innern Abfall und äußern Angriff zu behaupten; selbst der Verlust scheinbar werthloser Theile, wie des Arelates, erwies sich später verhängnißvoll für die ganze Umgestaltung der Machtverhältnisse unsers Welttheiles.

„Die rechtliche Anerkennung der Universalität knüpfte an die Kaiserkrone an, welche den deutschen Kaiser als Nachfolger der römischen Imperatoren auf das weite Erbe seiner Vorgänger hinwies und ihn als Vogt der Kirche zu Rom zum weltlichen Schirmherrn der ganzen Christenheit berief.

„Aber diese Beziehungen zur Kirche waren zugleich eine Schranke der ihrer Natur nach in's Ungemessene strebenden kaiserlichen Herrschermacht, welcher durch keine Verbindung unter den Staaten jener Zeit ein Gleichgewicht hätte gegeben werden können. Die Kirche bedurfte zwar des weltlichen Schutzes, wie der Staat des ihrigen, und nur der deutsche Herrscher konnte ihr denselben gewähren, aber sie mußte, um ihrer umfassenden Aufgabe gerecht zu werden, die Unabhängigkeit von der weltlichen Gewalt bewahren und durfte daher keine schrankenlose Ausdehnung des Reiches gestatten, sie durfte den Schützer der ganzen Christenheit nicht zu ihrem Herrn werden lassen. Daher ihr Streben, die Rechte ihres Vogtes auf das nöthigste Maß zu beschränken, politische Interessen des Gesammtkreises möglichst in den Bereich eigener Wirk-

samkeit zu ziehen, das Entstehen einer Reihe selbstständiger Staaten im Abendlande zu fördern und insbesondere der für die Interessen der Kirche eben so nothwendigen, als bedenklichen Herrschaft des Kaisers im Norden Italiens an dem päpstlichen Lehenkönigthum im Süden ein genügendes Gleichgewicht zu geben.

„Auch der nationale Charakter des Reiches hinderte die Entwicklung desselben zum Weltreiche. National war zunächst das deutsche Königreich, in welchem alle Gesammt- und Sonderinteressen der Nation auf Grundlage einer in sich geschlossenen Verfassung zur vollsten Entwicklung gelangen konnten, ohne gehemmt zu sein durch die fremdartigen Bestandtheile, welche an diesen Kern des Kaiserreiches sich anschlossen; national war aber auch das Gesammtreich, da der Deutsche bei aller Berücksichtigung der Sonderinteressen doch in der Herrschaft über das ganze Reich keinen Genossen duldete. Der Herrscher war ein Deutscher, nur von Deutschen gewählt, nur an der deutschen Fürsten Rath gebunden, nur durch der deutschen Nation Willen in seinen Entschlüssen bestimmt.

„Die eigenthümlichen politischen Triebe und Anschauungen der deutschen Nation entsprachen dem doppelten Charakter des Reiches und seiner Aufgaben in hohem Maße. Schreckte sie einerseits vor keiner universalen Aufgabe zurück, setzte sie bereitwillig ihre Kräfte ein für die Gründung des Kaiserreiches, so ließ doch der ihr eigenthümliche Trieb nach möglichster Ausbildung des Eigenthümlichen und Manchfaltigen, nach Selbstregierung in engstgezogenen Kreisen nicht zu, daß sie über den umfassenden Aufgaben die begrenztesten vergaß. Die mit dem Reiche naturgemäß erwachsene Verfassung in ihrer vielfachen Gliederung ge-

stattete ein Zusammenfassen der gewaltigen Kräfte des Gesammtreiches nur für die unabweislichsten Gesammtzwecke, ermöglichte es aber dem Herrscher nicht, jene Kräfte für die Befriedigung eigener Herrschsucht im Sinne der Imperatoren in Bewegung zu setzen. Was könnte dafür bezeichnender sein, als die Satzung, welche Jeden zum Römerzuge verpflichtete, aber eben so bestimmt am Tage der Krönung die Verpflichtung enden ließ? Die Grenze des Reiches gegen Frankreich, unverrückt in den Zeiten deutscher Uebermacht, änderte sich erst, als das Reich der leidende Theil war. Nur da schritt man zur Eroberung, wo eine folgende Kolonisation sie lohnen konnte.

„Dieser im Wesen der Nation tief begründete Trieb nach Selbstständigkeit in nächstliegenden Kreisen bedurfte der Ausgleichung durch jenes Hinausgreifen des deutschen Staatswesens über die Nation; der Ring fremder Bestandtheile, welcher das deutsche Königreich umgab, war nothwendig, den Kern zu schirmen und zusammenzuhalten. Denn was geschah, als die Nation die universalen Aufgaben aus den Augen verlor? Die Zerrüttung des Kaiserreiches hatte die Lockerung der Verfassung des Königreiches zur Folge, und immer weiter schritt die Auflösung im Innern vor, bis die Kleinheit des Gebietes eine weitere Ausscheidung nicht mehr gestattete, oder das Streben einzelner Gewalten nach Schaffung landeshoheitlicher Gebiete ihr das Gleichgewicht hielt; fast nirgends zeigte sich ein Bedürfniß oder eine Neigung, den Verband des nationalen Königreiches um so fester zu schließen.

„Das Kaiserreich ist gefallen, nicht weil es den Keim des Zerfalles nothwendig in sich getragen

hätte, sondern weil die ihm zu Grunde liegenden berechtigten Anschauungen verlassen wurden; verlassen von den Herrschern, welche die Begrenzung ihres Gewaltkreises durch Ausbeutung ihres sicilischen Erbreiches zu überschreiten suchten; von der Kirche, welche durch Uebergriffe der Reichsgewalt zeitweise bedroht, darauf vergaß, wie nöthig der ungeschmälerte Bestand des Reiches ihren eigenen dauernden Interessen sei, und selbst die Macht groß zog, welche ihr gefährlicher werden sollte, als es das Reich je gewesen; verlassen endlich von der Nation, welche den Herrschern auf jenen ihren Neigungen wie ihren Kräften gleich wenig entsprechenden Pfaden nicht folgen mochte, sich nun überhaupt auch von den **nothwendigen** universalen Aufgaben mehr und mehr zurückzog, damit aber zugleich die Auflösung und Ohnmacht ihres nationalen Staatswesens herbeiführte."

Das Kaiserreich deutscher Nation ist gefallen, der Rahmen ist auf den Fugen gegangen, aber das in denselben gefaßte Bild ist geblieben, der Familienstaatenbund steht noch, sein Rahmen sogar ist noch vorhanden, er bedarf nur der Rückkehr in seine Fugen, und zu dieser Rückkehr schickt er sich eben an in der Verjüngung der österreichischen Reichsverfassung auf den alten Grundlagen nationaler Universalität. Sollte das deutsche Volk, das Volk, welches an physischer wie an moralischer Kraft dereinst das erste der Welt war, und an innerem Werthe noch heute das erste der Welt ist, sollte das Volk, das unter

allen Völkern der Erde die Idee des christlichen Staates dem Ziele der Verwirklichung am nächsten gebracht hat, sollte dieses Volk, frage ich, Angesichts dieser Sachlage an seinem Reproduktionsvermögen verzweifeln und rath- und thatlos die Hände in den Schooß legen oder über dem Kopfe zusammenschlagend die Vernichtung über sich hereinbrechen lassen?

Das Kaiserreich deutscher Nation ist gefallen, weil die ihm zu Grunde liegenden Anschauungen verlassen, weil das germanische und das christliche Element aus einander gerissen und dadurch der Organismus, der aus ihrer Verschmelzung hervorgewachsen war, und mit ihm die Elemente selbst, das eine wie das andere, das Germanenthum wie das Christenthum, dem Tode überantwortet wurden. Noch ist aber der Tod nicht eingetreten, das Leben läßt sich noch von seiner Flucht zurückrufen. Werden wir wieder Deutsche und werden wir wieder Christen, so wird sich auch das Andere wieder von selbst geben. Werden wir wieder Deutsche. Das ächtdeutsche „Deutschland" macht uns, wie wir so eben gehört haben, darauf aufmerksam, daß man nicht gehörig auf den Kern der Dinge losgehe. Lassen wir uns das gesagt sein. Wo liegt der Kern für uns, wenn wir wieder Deutsche werden wollen? Meines Erachtens im Kern der deutschen Nation. Wo ist aber der Kern der deutschen Nation zu suchen? Im Nachwuchse des Kernes der alten Germanenwelt, bei den Enkeln der Hermunduren. Die Hermunduren treten im Mittelpunkte Germaniens, im nördlichen Theile des obern Elbgebietes, in dem noch

heute sogenannten **Thüringen**, auf den Schauplatz der Geschichte. Von diesem ihrem heimatlichen Herde aus dehnen sie sich allmälig südwärts bis an die Donau (IV. S. 234). Die **Marcomannen**, ihre March- oder **Marmannen**, d. h. **Roßmannen**, bilden ihre Reiterei, welche, ursprünglich eine umherschwärmende Heerschaar, sich im ersten Jahrzehnt der christlichen Zeitrechnung unter ihrem **Marbod**, d. h. Roß- oder Reitergebiete, im Lande der **Bojer**, dem Quellenlande der Elbe, genauer der Moldau, seßhaft macht, und dadurch die Letztern auf das rechte Ufer der Donau drängt. Ihr Stammvolk, die **Hermunduren**, dessen Grenznachbarn sie als eigenes Volk nun sind, verbindet sich mit ihnen, den **Marcomannen**, gegen die Römer und gründet als Sieger aus diesem hartnäckigen Kriege hervorgegangen das Hermundurenreich, die Fortsetzung des Marcomannen- und den Anfang des Thüringer Reiches. **Jornandes**, der Geschichtschreiber der Gothen, nennt für die erste Hälfte des vierten Jahrhunderts beide Völker, die Hermunduren und die Marcomannen, zum letzten Male. Hundert Jahre darnach erscheint zum ersten Male der Name **Toringer**, und zwar in der Schrift eines römischen Thierarztes, der die Thüringer Pferde rühmt. In der zweiten Hälfte desselben, des fünften, Jahrhunderts, treten sodann die **Thüringer**, und zwar zugleich mit den hier zum ersten Male genannten **Bajoariern**, wieder bei Jornandes, auf. „Das Land der Sueven", sagt dieser Geschichtschreiber, „hat im Osten die Bajoarier, im Norden die Thüringer". In den erstern erkennen wir die **Marcomannen**, in den letztern die **Hermunduren**. **Die Hermunduren haben sich in der Person der Marcomannen unter dem Namen Bajo-**

arier oder Bajovarier, Bayern (d. h. Ein- und Anwohner des ehemaligen Bojerlandes, noch heute Böheim, Böhmen genannt) in den obern Donauländern festgesetzt.

Der heilige Severin wurde ihr Apostel. Er baute sich einen Herd, das Kloster St. Sivring, unter den Mauern der Römerstadt Wien und gab mit demselben der Wiege Oesterreichs die kirchliche Weihe. Er war zunächst dazu berufen, in der Zeit, „als das römische Staatsgebäude an der Donau zusammenbrach, durch seine in den Augen von Freund und Feind mit dem Heiligenscheine bekleidete Persönlichkeit noch einige Jahrzehnde Ordnung zu halten und dem Andrange der Barbaren zu wehren, wenigstens das dadurch herbeigeführte Elend zu mildern"; und mit seinem Tode brachen die Finsternisse des rohesten Heidenthums über das unglückliche Land herein. Aber die ewige Liebe legte für diese furchtbare Uebergangszeit die Herrschaft zweimal nach einander in Eine kräftige und weithinreichende Hand, in die Hand Odoaker's, des Schönen, oder Herulers, und aus dieser in die Hand Theodorich's des Ostgothen, und beide Fürsten nahmen, obgleich sie wie ihre Völker zum arianischen Irrglauben sich bekannten, Grundsätze zur Richtschnur ihrer Handlungsweise, die aus der Schule Severin's geflossen waren, nur mit dem Unterschiede, daß sie, der Eine aus der ersten Hand, aus der Hand seines Meisters, des Apostels selbst, der Andere aus der zweiten, aus der Hand seines Vorgängers in der Herrschaft, empfangen hatte. In der Person Odoaker's, des germanischen Heerkönigs, ging die Krone des letzten römischen Imperators als Krone des ersten deutschen auf das Haupt der Be-

herrscher Oesterreichs über, und der heilige Severin, der Apostel Wiens, gab diesem Uebergange, wenn auch nicht förmlich, so doch thatsächlich die Weihe der Religion.

Theodorich der Ostgothe, Odoaker's Erbe, wurde am 30. August 526 aus diesem Leben abgerufen, und die Leitung des Aufbaues einer neuen Welt ward in andere Hände gelegt, in die Hände der Beherrscher des Frankenvolkes. Während sie mit rastlosem Eifer, aber dem Eifer der blinden Leidenschaft, und Alles mit Blut kittend daran bauen, entwickelte sich das Volk und die Herrschaft der Bayern unter dem stillen und segensreichen Wirken ihres edeln Herzogsgeschlechtes, der Agilulfinger, allmälig zu schöner freier Machtstellung. Mittlerweile drängen aber auch neue Völkerschwärme von Osten heran, und die Bayern vermögen bei all ihrer Heldenkraft kaum noch die Ens als Grenzstrom festzuhalten. Im Jahre 788 nimmt ihnen Karl der Große den Szepter der Selbstherrschaft aus der Hand und setzt dem Bayerlande einen fränkischen Landeshauptmann. Bald darauf eröffnet er in eigener Person einen Vernichtungskrieg gegen die asiatischen Andringlinge, überläßt aber dann den Bayern die Vollendung seiner Eroberung. Sie vollenden dieselbe, und ihr Landeshauptmann besiegelt diese Vollendung 799 mit seinem Blute. Das ganze Land von der Ens bis zur Rab wird als Ostmark dem großen Gesammtreiche einverleibt und mit bayrischen Kolonisten bevölkert. Die Bayern, der Kern der Germanenvölker, bilden den Grundstock der Einwohnerschaft des deutschen Oesterreichs, und das letztere selbst in seiner Wiege, der Ostmark, ein integrirendes Vorwerk des Bayerlandes.

Zugleich aber strecken sich die Bayern nun auch wieder über die Donau hinüber nach Norden, und es kommt bald so weit, daß das ganze fränkische Deutschland rechts des Rheinstromes den Namen Bayern erhält. Ludwig der Deutsche, Karls des Großen Enkel, besteigt den Thron Deutschlands mit dem Titel König der Bajoaren. Nicht mit Unrecht sagte ich also in der Einleitung zu unserem fünften Theile: „Die Herstellung des heutigen Königreichs Bayern ist nur eine Abschlagszahlung an die historische Gerechtigkeit“. Aber das germanisch-christliche Familienverhältniß des deutschen Staatenbundes verlangt, ja duldet keine weitere Abrechnung mit dem kaiserlichen Bruder.

Die Marken oder Grenzstriche bildeten zwar nur die Ergänzung des Landes, welchem sie zur Schutzmauer dienten, aber sie erforderten ihre eigene Regierung, und diese Regierung mußte, wie wir uns aus dem Leben Karl's des Großen erinnern, eine ausgedehnte Gewalt in der Hand haben, weil fortwährend der Feind vor den Thoren stand. So war denn auch die Ostmark an der Donau Anfangs ein Bestandtheil des Bayerlandes, erhielt aber ihre eigenen Markgrafen, und schwang sich durch die denselben verliehene ausgedehnte Gewalt und die damit bewirkte Erweiterung ihrer Grenzen nach außen im Laufe der Zeiten zum eigenen Herzogthume und Erzherzogthume auf. Sie brachte es endlich dahin, daß das Oberhaupt des römischen Reiches deutscher Nation nur noch aus ihrem Regentenhause gewählt wurde. Es war das einzige Mittel, das Reich vor der Auflösung zu bewahren, und als diese nicht mehr abzuwehren war und das morsche Gebäude

von den ehernen Armen des korsischen Samson geschüttelt zusammenstürzte, um diesen selbst in seinen Trümmern zu begraben, ragte des Reiches Ostmark an der Donau, ein eigenes Reich, das österreichische Kaiserreich, wie ein Fels im sturmgepeitschten Meere, unversehrt hervor aus der Weltruine, der unzerstörbare Kern der deutschen Nation, noch immer die Mark, die allein und nicht bloß gegen Osten, sondern auch gegen Westen den erforderlichen Schutz versprechende Mark der deutschen Lande.

An diesen Kern der deutschen Nation, an Oesterreich, müssen wir uns schließen, wenn wir einen deutschen Nationalstaat gründen wollen, und den österreichischen Kaiserstaat müssen wir diesem deutschen Nationalstaate zur Mark, zum Bollwerke geben, wie ihm selbst mit diesem Nationalstaate zur Mark, zum Bollwerke dienen, wenn wir wieder Deutsche werden und Deutsche sein und bleiben wollen. An diesen Kern schließen sich auch unablöslich die Urvölker der Germanenwelt, vor Allem der Wurzelstock Oesterreichs, die Bayern, dann aber auch die Nachkommen aller übrigen suevischen Bundesvölker, namentlich die Württemberger. Es ist ein eitles Bemühen, sie durch eitle Vorspiegelungen aus der ihnen von der Natur und von der Geschichte vorgezeichneten Bahn zu drängen; sie halten fest, wie die deutschen Eichen, selbst auf die Gefahr einer neuen Demarcation, einer neuen Entsteinung des Ackerfeldes.

„Weder die Verhältnisse der Vergangenheit, noch die

Gegenwart — sagt der obgedachte Geschichtsforscher, Julius Ficker, in einer andern Schrift: „Das deutsche Kaiserreich in seinen universalen und nationalen Beziehungen. Innspruck 1861." —, scheinen irgend Haltpunkte zu bieten, welche uns die Möglichkeit des Bestandes eines ganz auf sich gestellten deutschen Nationalreiches verbürgen könnten. Vieles ändert sich im Laufe der Jahrhunderte; zur einfachen Rückkehr zu den Verhältnissen längst gewesener Zeiten zu mahnen, wird die unbefangene geschichtliche Erwägung kaum je in der Lage sein. Aber wie einst in dem vielsprachigen Kaiserreich die Nation ungleich einiger, in ungleich gesundern innern Verhältnissen lebte, so scheinen auch jetzt alle Versuche größerer Einigung der Nation selbst nur dann ohne Gefahr und mit Aussicht auf Erfolg unternommen werden zu können, wenn sie geschehen unter dem Schirme einer die Unabhängigkeit der Nation gegen jede Eventualität, in Weise des Kaiserreichs, sichernden äußeren Machtstellung.

„Noch stehen uns die Mittel zu Gebote, noch handelt es sich mehr um das Erhalten und Verbürgen, noch erfüllen deutschen Herrschern gehorchend oder auf deutsche Hülfe angewiesen Einzelbildungen die ganze Mitte des Welttheiles, nicht zurückbleibend hinter dem Umfange des Reiches, wie es einst gewesen, da die Gunst des Geschickes im Osten das ersetzte, was im Westen schon den neuen Herrn gefunden hat. Wie lange sie uns aber noch zu Gebot stehen werden, wissen wir nicht; und wohl ist die Aussicht gering, daß sich zum Können die Einsicht und der Wille finden wird, mit zeitweisem Verzichte auf alle Sonderzwecke die Wiederfügung des gewaltigen Gebäudes zu versuchen. Wie könnte auch die richtige Form der

Einigung sich finden, so lange man uneinig ist über die Zwecke, welchen sie dienen soll? Wie kann auf die Ermannung und Einigung einer Nation gerechnet werden, in welcher ohne Erröthen, ohne Gefahr, sich den Vorwurf der Selbstsucht, oder Feigheit zuzuziehen, auch nur die Frage aufgeworfen werden kann, ob jeder Angriff auf eines der Glieder mit gemeinsamen Kräften abzuwehren, ob nicht allein jeder Fuß breit deutschen Bodens, sondern auch jeder Fuß breit, welcher die Macht der Erbfeinde der Nation stärken kann, zu vertheidigen sei? in welcher nicht Jeden das Brandmal der allgemeinen Verachtung trifft, der freudig Ereignisse begrüßt, welche der Macht des Gegners auf deutsche Kosten zu Gute kommen. Daß eben nur der Wille und die Einsicht, nicht die Mittel fehlen, macht die Lage nur bejammernswerther, macht den Deutschen zum Gespötte der Nachbarnationen, wird, wenn der Tag kommen sollte, uns unterliegen lassen, ohne nur das Mitleid, ohne die Achtung zu verdienen, die man dem Schwachen zollt, welcher nach vergeblichem Kampfe dem Stärkern endlich unterliegt.

„So weit ist es noch nicht gekommen, und wenn die Ansicht richtig ist, daß die gefährdetsten Gebiete die zu sein pflegen, welche der mächtigste und gefährlichste Gegner unmittelbar bedroht, wo er den werthvollsten Gewinn zu machen hoffen darf, wo auf einen Wiedererwerb des einmal Verlorenen am wenigsten zu rechnen ist, so dürfte die richtige Einsicht nicht lange auf sich warten lassen, daß der Rhein gemeint war, bei dem, was am Po geschah; ob aber eine solche Wendung zu wünschen, ob sie zu fürchten ist, das wird freilich zumeist davon abhängen, ob im entscheidenden Augenblicke auf das Wollen und das Können Gesammt-Oesterreichs zu rechnen ist. Wer

gewohnt ist, sich weniger durch die unmittelbaren Eindrücke der Lage des Augenblicks, als durch ihre Vergleichung mit dem Ausgange entsprechender früheren Situationen leiten zu lassen, der wird auch recht wohl die Ansicht vertreten können, daß der Kaiserstaat große, den Bestand selbst auf's Spiel setzende Katastrophen weniger zu fürchten hat, als die übrigen deutschen Staaten, daß es sich bei ihm auch im Falle wiederholten Mißlingens zunächst nicht um den Zusammensturz, sondern nur um schrittweises Zurückweichen, um Einzelverluste handeln dürfte, daß, wenn überhaupt keine Wendung in der seit Jahrhunderten gegen die Mitte des Welttheils von Westen und Osten vordringenden Bewegung mehr eintreten sollte, Oesterreich leicht der Theil Mitteleuropa's sein könnte, welcher sich am längsten, auch auf die eigene Kraft angewiesen, behaupten würde; aber günstigsten Falles doch nur so, daß es zuletzt doch erläge. Weder die eine, noch die andere Hälfte wird jeden Aufgaben des Ganzen gewachsen sein können; ist ohne ein starkes Oesterreich ein unabhängiges, nach außen gesichertes Deutschland gar nicht denkbar, so wird eben so gewiß auch die Stunde Oesterreichs schlagen, wenn ihm kein selbstständiges Deutschland mehr zur Seite steht. Der Zerfall Oesterreichs, die Bildung eines deutschen Nationalstaates, das klingt freilich viel einfacher, als die Ansichten, auf welche die Erwägungen einer langen Vergangenheit uns hier geführt haben; möge Gott verhüten, daß wir den Tag erleben, an welchem ein trauriger Ausgang sie als wohl begründet erweisen könnte."

Das Wort von der Gründung eines deutschen

Nationalstaates, ist eine Saat, die durch den buhlerischen Westwind von exotischen Giftpflanzen des deutschen Bodens geschüttelt, nur blöden Augen mit ihrem Arsengrüne schmeichelt; sie erinnert zu sehr an die Geister, von denen der Dichter sagt: „sie lispeln englisch, wenn sie lügen", und ihr Englisch ist so unverkennbar Französisch-Italienisch. Die nationalfreundlichen Herren haben dessen auch nicht Hehl. Sie stellen die italienische Revolution, das Werk einer halbhundertjährigen, durch alle Staaten verzweigten Verschwörung aller Elemente der Umwälzung und Zerstörung, laut und offen vor aller Welt als eine nationale Großthat hin, und fordern die deutschen Völker, „die nach ihrer Vernichtungsdoctrin auch am Krebsschaden der Kleinstaaterei leiden", ungescheut und ungehindert zur Nachahmung des verführerischen Beispieles auf; ja sie streuen sogar in demselben Augenblicke, in welchem sie die Revolution predigen und, wie in den Tagen deutscher Erniedrigung unter dem ersten Napoleon, selbst dem rothwälschen Cäsarenthum in die Hände arbeiten, den Samen der Drachenzähne in den Schooß des schmählich von ihnen verrathenen deutschen Vaterlandes, indem sie Diejenigen, welche treu und unerschütterlich zu Deutschland und zu Deutschlands Kern, zu Oesterreich und Bayern, halten, offen der Rheinbundsgelüste bezüchtigen, um ihren eigenen Selbstmordplänen damit Bahn zu brechen. Folgen wir nur dem Sirenengelispel der in Engel des Lichts verkleideten Engel der Finsterniß, und w r werden bald genug ein einiges Deutschland haben, aber so zerrissen, so jammervoll, so erbärmlich, so unglückselig, wie das Nationalkönigreich Italien unter dem Krallenschutze des französischen Revolutionsadlers, der seinem sardischen Lehensknechte den Rücken und mit ihm sogar das Herz

aus dem Leibe reißt, und ihm dafür fremdes Eigenthum als Schmerzensgeld, ein versengendes, tödtendes Blut- und Glutgold, in den Rachen wirft. Wo ist der Mensch von Vernunft, der sich an einem deutschen Nachspiele dieses italienischen Vorspieles betheiligen möchte?

Unsere deutsche „Kleinstaaterei" ist kein so großes Unglück, als ihr uns glauben machen wollt; sie ist eine naturgemäße organische Entwicklung des deutschen Wesens. Der Familienstaat ist, wie wir gesehen haben, die Grundform der germanischen Verfassung, und unsere Kleinstaaten tragen noch heute unverkennbar deren Gepräge, der Fürst ist der Vater des Hauses, das Volk seine Familie, er selbst, das Haupt dieser Familie, auch ein Theil derselben, ein Theil des Volkes, und die verschiedenen Väter sind Brüder, die verschiedenen Familien Schwestern, und das Ganze ist ein Familienstaatenbund, und die Glieder desselben halten zusammen, oder sollten wenigstens zusammenhalten, wie Stahl und Eisen, alle für jedes und jedes für alle.

Also verlangt es das germanisch-christliche Wesen. Aber was thut man? Man hat uns von unserer Mutter, der katholischen Kirche, loszureißen gesucht, man hat auch einen großen Theil von uns davon losgerissen, man hat uns von uns selbst loszureißen gesucht, man hat auch diesen höllischen Zweck erreicht, wir haben uns zum Frohlocken aller Geister der Lüge und Finsterniß in einem dreißigjährigen Vertilgungskriege zerfleischt, und nur der Kern

der deutschen Nation, die Enkel der Hermunduren, die Bayern und Oesterreicher, haben uns noch vor dem gänzlichen Untergange bewahrt. Wir haben uns wieder mit diesem Kerne vereinigt; wir haben uns aber auch in einer unglückseligen Stunde abermals von demselben losreißen, ja den Kern selbst aus einander reißen lassen. Doch wir haben, von unserer Verblendung zurückgekommen, mit erneuerter Inbrunst wieder Alle und Alle uns mit ihm, und mit einander vereinigt. Allein die Vereinigung hat sich hauptsächlich durch das ätzende Gift paganistisch-revolutionärer Alarmfedern wieder gelockert; und nun sucht man uns unter dem Scheine neuer Vereinigung von Neuem aus einander zu reißen, und nicht nur unser Germanenthum, auch unser Christenthum von Grund aus und für immer zu zerstören. Man predigt nicht mehr lutherisch oder calvinisch, man predigt voltairisch oder feuerbachisch; man predigt die Doctrinen des heidnischen Alterthums mit ihren staatsabsolutistischen Konsequenzen, wie sie sich in der römischen Republik und ihrer Spitze, der asiatischen Despotenvergötterung, zur Vernichtung aller persönlichen Freiheit entwickelt haben, und in der französischen Revolution und ihrer bittern Frucht, dem napoleonischen Cäsarenthum reproduciren. Man ist zwar, als die Last der ersten Auflage dieses Cäsarenthums auch den geschmeidigsten Schultern unerträglich geworden, für einen Augenblick zum germanisch-christlichen Elemente zurückgekehrt, man hat sogar im Feuereifer der Begeisterung die „heilige Allianz" geschaffen, welche ganz Europa zum Familienstaatenbunde unter dem Präsidium der Vatertreue und Bruderliebe seiner Monarchen vereinigen sollte. Aber es war ein Strohfeuer. Als das Volk Holz zutrug, es zu nähren, schlug man es auf die Finger; man konnte

den Geist, den man herein beschworen, nicht schnell genug wieder austreiben, man suchte das wachgewordene Leben der Völker und des Volkes mit dem Wiegenliede einer scheinheiligen Vereinungsphilosophie wieder einzuschläfern, man setzte einen Hegel auf den Lehrstuhl und trieb einen Görres in die Verbannung, man sprengte den Tugendbund, man ächtete das dreigestreifte Germanenband und schob damit den westlichen Streifen, die kaum wieder zurück eroberten Rheinlande, ein wehrloses Kleinod als lockende Beute mit eigener Hand einem neuen Revolutionscäsarenthum unter die Adlergriffe; man denkt nicht auf Sicherung des Ersatzes durch den andern Endstreifen, auf Erhaltung der germanischen Urländer im Osten des heimatlichen Bodens der Gothenvölker, auf die Erhaltung Ungarns, für den Kern der Germanenwelt, für Oesterreich.

Ich habe in meiner Geschichte der Geschichtschreibung unserer Väter (S. CXCII ff. unsers zweiten Theils) mit Begeisterung der „neuesten und zugleich reichsten und vortrefflichsten aller Sammlungen von geschichtlichen Denkmalen der deutschen Vorzeit“ gedacht. Der Gedanke zu dieser Sammlung war dem ächtdeutschen preußischen Ministerpräsidenten, Freiherrn von Stein, der im deutschen Völkerfrühlinge die dem Revolutionsadler wieder entrissenen Rheinlande im Namen der Alliirten administrirte, aus der Seele genommen, vielleicht selbst von ihm ausgegangen, und dieser große, um Deutschland und um Preußen gleich hochverdiente Staatsmann suchte das deutsche Kaiserthum, selbst mit österreichischer Spitze, und unbeschadet der Selbstregierung der Einzelstaaten, wieder herzustellen, und es schmerzte ihn tief, als dieser Plan mißlang. Wie tief würde es ihn erst schmerzen, wenn er es noch hätte erleben müssen, daß eine falsche und verrätherische

absolutistisch-revolutionäre Doktrin einen deutschen Nationalstaat mit Ausschluß Oesterreichs und Einziehung der Kleinstaaten errichten möchte! Die „Monumenta Germaniæ historica", ja noch die „Geschichtschreiber der deutschen Vorzeit in deutscher Bearbeitung" (angefangen sogar noch im Jahre 1844), erschienen unter dem besondern Schutze der preußischen Regierung, und zu deren unschätzbarem Verdienste um Deutschland. Aber längst ist auch schon das wissenschaftliche Deutschfeuer verraucht, in der Angst des bösen Gewissens vor dem drohenden Gespenst der verrathenen Germania erstickt. Gfrörer klagt schon in der Vorrede zu seinen Karolingern über die Langsamkeit des Fortgangs der preußischen Sammlung von Geschichtsdenkmalen des deutschen Alterthums. Seit den letzten Jahren scheint sie vollends ganz eingeschlafen. Man huldigt den destruktiven Doktrinen des französischen Revolutionsgeistes, und die konstruktiven und konservativen Erinnerungen und Lehren der deutschen Vergangenheit stempelt man zu Revolutionspredigten und unterdrückt sie als staatsgefährliche Tendenzen. O tempora, o mores! Quousque tandem, Catilina, abutere nostra patientia!

Wer ein Deutscher ist und ein Deutscher sein und bleiben will, und wem das Christenthum nicht ein todter Buchstabe, oder gar ein Stein des Anstoßes ist, sondern eine lebendige und lebendigmachende That, wird mir Gerechtigkeit widerfahren lassen, wird mir sogar Dank wissen, wenn ich mit meiner Geschichte der Einführung des Christenthums in den deutschen Landen das Meinige dazu beitrage, dem deutschen Volke wieder zu seinem unver-

äußerlichen Rechte auf die Geschichte und Errungenschaft seiner Väter zu verhelfen, den Deutschen wieder zum Deutschen, den Christen wieder zum Christen zu machen. Ich bin zwar durch keinen Staatsdienst zur Geschichtschreibung privilegirt, aber ich schreibe darum doch nicht ohne Auftrag und Vollmacht, ich schreibe im Auftrage der Sache Gottes; und so lange dies der Fall ist, denke ich, werde mir auch noch ohne staatliche Berufung mein Brod werden zur Fortführung meiner Feder im Dienste des Christenthums und der Vaterlandsliebe.

Schlußwort.

Mit diesem sechsten Theile meines Werkes ist die Geschichte der Einführung des Christenthums unter den germanischen oder ursprünglich deutschen Völkern vollendet, und wir haben nun ein historisches Ganzes, eine abgeschlossene und vollständige Geschichte der Einverleibung des Christenthums in die Germanenwelt, vor uns. „Das Geschichtsgemälde aber bedarf" (habe ich im Schlußworte meines fünften Theiles [S. 429] gesagt) „gleich jedem andern Gemälde seines Grundes, nicht nur gegen die Tiefe, sondern auch gegen die Breite. Ich konnte meinen Gegenstand nicht aus seiner Umgebung herausreißen und in die Luft stellen; ich konnte es um so weniger, als er einem Zeitraume angehört, in welchem sich die Geschichte der Einzelvölker, der Einzelstaaten, der Einzelkirchen eben erst aus der kochenden Gährungsmasse zweier Welten auszuscheiden beginnt, von denen die eine im Entstehen, die andere in der Auflösung begriffen ist. Das Christenthum ergreift ohnedieß das ganze Leben, der Gesammtheiten sowohl als der Einzelmenschen, und eine Geschichte seiner Einführung in dieses Leben muß das letztere selbst nach allen seinen Seiten an's

Licht stellen.“ Die Germanenwelt nun (setze ich hier hinzu) war beim Beginne der Einführung des Christenthums in dieselbe (längs des Rheines und der Donau) tief in die Römerwelt eingelassen und keilte sich immer tiefer in dieselbe ein und wälzte sich immer massenhafter über dieselbe her, bis sie den Riesenbau auseinandergesprengt und seine Trümmer niedergeschwemmt hatte. Die römische Welt aber war eben in der Umwandlung durch das Christenthum begriffen, und von der römischen Welt aus gelangte das Christenthum in die germanische. Aus diesen Gründen und unter diesen Verhältnissen mußte meine Geschichte der Einverleibung des Christenthums in die Germanenwelt, wenn sie anders auf den Charakter eines Geschichtswerkes Anspruch machte, zu einer Geschichte der Germanenwelt überhaupt, zu einer Geschichte des ersten Jahrtausends der Deutschen werden, mit spezieller Auseinandersetzung der kirchenhistorischen Momente und ihrer Entwicklung aus dem germanischen, dem römischen und dem christlichen Boden während des Todeskampfes der alten und der Geburtswehen der neuen Zeit.

Werfen wir nun einen Ueberblick auf dieses historische Ganze, auf diese Geschichte des ersten Jahrtausends der Deutschen, des Zeitraumes von dem Eintritte der Germanenwelt auf den Schauplatz der Geschichte bis zur Geburt des deutschen Reiches zurück, und stellen wir des Werkes Gesammtinhalt zu einem organisch gegliederten Ganzen zusammen.

Uebersicht des Gesammtinhalts
aller sechs Theile als eines organischen Ganzen.

Erstes Buch.
Vorzeit.
Umbruch des Bodens.
Einleitung.

Erster Abschnitt.
Die Römerwelt.

Die Römerwelt und das Christenthum.

* Ausdruck Tertullian's.

Dritter Abschnitt.

Zusammenstoß der Kelten- und der Germanenwelt mit der römischen.

Vierter Abschnitt.

Die Germanenwelt und das Christenthum.

Grundlegung des Christenthums an der Donau und am Rhein.

2. Durch die Grenzbesatzungen und ihre Ansiedlung.

Zweiter Abschnitt.

Gestaltung der Verhältnisse im Westen und im Schooße der Germanenwelt,

oder

Grundlegung eines neuen Weltreiches.

Dritter Abschnitt.

Glaubenspredigt

oder

Pflanzung und Pflege des Christenthums bei den deutschen Völkern in den Tagen der Uebergangszeit.

1. Glaubenspredigt des Klosterwesens.

Drittes Buch.

Neuzeit.

Fortgang der Saat und Ausbau der deutschen Kirche.

Entwicklungsgang der Geschichte des Frankenreiches.

Erster Abschnitt.

Fürsten- und Völkergeschichte.

Zweiter Abschnitt.

Apostel- und Kirchengeschichte.

Glaubenspredigt

oder

Pflanzung nnd Pflege des Christenthums bei den deutschen Völkern.

B. Kirchenorganisation
oder
Errichtung und Einführung organisch gegliederter und organisch zusammenwirkender Heilsanstalten des Christenthums und deren Einordnung in den Gesammtorganismus der allumfassenden, von Rom aus geleiteten Kirche.

Angesichts dieses Gesammtinhalts aller sechs Theile meines Werkes, übersichtlich zusammengestellt zu Nutz und Frommen des Lesers, weiß nun Jeder, was ihm in diesem Werke geboten wird, — eine erschöpfende Darstellung des gesammten Entwicklungsganges der deutschen Nation von ihrer Wiege an bis zum Antritte ihrer Weltherrschaft, eine Naturgeschichte, möchte ich sagen, ihrer Jugendzeit, illustrirt durch monographische Bilder, besonders Lebensbeschreibungen, zur Veranschaulichung der physiologischen Entwicklung des Organismus in seinen einzelnen Organen. Namentlich ist das Leben und Wirken der Persönlichkeiten, — der Könige und Kaiser, der Fürsten und Staatsmänner, der Päpste und Bischöfe, der Glaubensboten und sonstigen Heiligen, — die von besonderem Einfluß auf den Lebensgang der deutschen Völker, namentlich auf ihre Bekehrung zum Christenthum und auf die Gründung der deutschen Kirche waren, in solchen Einzelbildern dargestellt. Diese Persönlichkeiten sind folgende:

Verzeichniß der biographischen Illustrationen des Werkes.

1. Könige und Kaiser, Fürsten und Staatsmänner:

Bonifacius.	V.	§ 15—50.
Burghard.	V.	§ 43.
Willibald.	V.	§ 45.
Pirmin.	III.	§ 2.
Willehad.	VI.	§ 3.
Liudger.		—
Anskar.		§ 6.
Antonius (der Einsiedler), Pachomius, Hilarion, Cassian, — verdient um die Verbreitung des Klosterwesens.	III.	§ 23.
Pachomius,		—
Hilarion,		§ 24.
Cassian,		§ 25.
Beatus und Achates.	II.	§ 24.
Lucius.		§ 25.
Afra — (Blutzeugen in der diocletianischen Verfolgung.)	IV.	§ 8.
Florian		—
Pelagius und Maximilianus,		—
Victorin,		—
Quirinus,		—
Benedict (Gründer des Benedictiner Ordens).	III.	§ 29.
Columba (Apostel der Picten).		§ 27.
Severin.	IV.	§ 14.
Columban (Gründer von Luxeuil).	III.	§ 28.
Gall (Gründer von St. Gallen), der Apostel der Alamannen.		§ 29.
Fridolin (Gründer von Seckingen bei Basel), Apostel des Breisgau's.		§ 26.
Disibod.	V.	§ 7.
Goar.		—
Magnus und Theodor (Gründer von Füßen), Apostel des Algäus).	III.	§ 1.
Trudpert.		§ 3.
Landelin.		§ 5.
Offo.		§ 6.
Eustasius und Agilus.	IV.	§ 21.
Romarich.	V.	§ 14.
Livin.	VI.	§ 2.
Wendelin.	V.	§ 14.
Wulflaich.	V.	§ 7.

Mein Werk ist nun ausgerüstet zur Reise in die Welt, „mag es zusehen, wie es seinen Weg findet.“ Es wird ihm freilich schwer genug werden. Die eine Hälfte der Welt ist gleichgültig, die andere feindselig gegen das Christenthum, und „es ist,“ wie der Verfasser der trefflichen Abhandlung über „die katholische Presse Deutschlands“ (Freiburg, Herder'sche Verlagshandlung, 1861) mit schlagender Wahrheit sagt, „es ist ein bleibendes Geschäft gewisser Eidgenossenschaften und Korporationen von Kritikern, über alles Katholische ein schnelles, verdammendes Urtheil zu fällen, jeden Splitter im Auge des Katholiken mit dem Mikroskop zu untersuchen und zum Balken zu vergrößern. Nichts zieht die wahre Wissenschaft tiefer in den Koth, als das erbärmliche und schamlose Recensionswesen....“ Exempla sunt odiosa. Der Feind mag es halten, wie er will, den Freund aber bitte ich, wenn er die Mängel meines Werkes auf die Goldwage legt, auch die Schwierigkeiten seines Gegenstandes darauf zu legen, und Diejenigen, die noch außerhalb des feindlichen Lagers stehen, nicht durch übermäßige Strenge von einem Werke zurückzuschrecken, das aus den Tiefen der Quellen geschöpft und auf den Grund der Wahrheit gebaut, sein Scherflein dazu beitragen möchte, die Geschichte zu entfälschen und zu entfesseln, und der Wissenschaft Bahn zum Volke und zum Leben zu brechen, insbesondere aber das Christenthum in den Augen der Welt wieder zu Ehren zu bringen und von Neuem in die so schändlich darum betrogenen Herzen einzuführen, einem Werke,

von dem — man entschuldige die an Eigenlob streifende Berufung mit der unabweisbaren Herausforderung des Feindes — die katholischen Blätter aus Tyrol sagen: „Wir haben das Buch (das vierte Bändchen, „die Einführung des Christenthums im mittlern Süddeutschland“) mit vielem Interesse und großer Befriedigung gelesen und machen insbesondere auf die klare Sichtung ethnographischer und ethnologischer Verhältnisse, auf die scharfe Deduction und Begränzung von Völkern und Völkernamen mit gewissenhafter und überzeugender Anwendung und Deutung klassischer und anderer Auctoritäten — auf kritische Begründung und Feststellung schwankender und einseitiger Ansichten, und endlich auf tiefe Auffassung christlicher und kirchlicher Entwicklungsmomente aufmerksam.... Mit unermüdlichem Fleiße, dem hellen und klarsichtenden Blick einer ruhig besonnenen, daher glücklichen Kritik, mit inniger Wärme und Theilnahme für den so erhabenen Gegenstand beschreibt und erzählt der Verfasser, wie in den frühern Bänden, so im gegenwärtigen.“

Das Ganze will von dem nun vorliegenden Grundrisse aus beurtheilt sein; nur von ihm aus kann die Bedeutung des Werkes, besonders auch für die Geschichtschreibung, erkannt und gewürdigt, kann die Frage, ob und wie ich die im Vorworte (s. den ersten Theil V—XII) mir gestellte Aufgabe gelöst habe, beantwortet werden. Darum wer sich immer zu einem Richterspruche darüber berufen glaubt, fasse das Ende und mit ihm wieder den Anfang in's Auge, ehe er denselben fällt.

Quidquid agas, prudenter agas, et respice finem.

Gelobt sei Jesus Christus!

München, im Jahre des Heils 1861.

Der Verfasser.

Umschlag bleibt

)en und Lehre, neben scharfer Kennzeichnung der politisch folgenreichsten Institu-
nen, Kämpfe und Entwickelungen, — das zeichnet diese Bearbeitung des Mittel-
ters aus. Ueberall wird der Faden der weltlichen Völkerbewegungen versponnen,
r den geistigen und geistlichen ist der größere Nachdruck gegeben."
(Lüben u. Nake, pädagog. Jahresbericht, 1858.)

„Wir freuen uns die Fortsetzung dieses trefflichen Geschichtswerkes zur Anzeige
ngen zu können, um wiederholt auf seinen gediegenen Inhalt aufmerksam zu machen.
r erste Theil der neueren Geschichte — die Entdeckung der neuen Welt und das
formationszeitalter — bietet bei der Fülle des Materials nicht wenig Schwierig-
en und fast größere noch bieten die vielen parteiisch gefärbten, konfessionellen In-
ssen dienstbaren, vielfach die Thatsachen entstellenden Quellen und Bearbeitungen.
freut uns doppelt, daß der begabte und kenntnißreiche Verfasser mit Geschick und
heil sie größtentheils zu überwinden gewußt hat. Wir sehen darum auch der Vollen-
g des Ganzen mit um so größerem Interesse entgegen, als wir überzeugt sind,
dasselbe eine weitere Verbreitung verdient." (Philothea, 1859. 7.)

„Es braucht wohl keines Beweises, wie viel daran liege, daß die kathol. studirende
gend sich über das so folgenschwere Ereigniß der sogenannten Reformation ein
tiges Urtheil bilde, und nicht durch einseitige protestantische Geschichtsanschauung,
ihr in so zahlreichen Werken geboten wird, der Kirche und dem Glauben entfremdet
de, und darum müssen wir jede Leistuug auf diesem Gebiete willkommen heißen,
che durch unparteiische Sichtung und Benützung der Quellen die historische Wahr-
festzustellen sich zum Ziele gesetzt hat. Genanntes Buch verdient in dieser Be-
ung bestens empfohlen zu werden. Aber auch was dessen literarischen Werth an-
ngt, kann man es den bestverfaßten historischen Handbüchern an die Seite stellen,
schon bei Ankündigung der früheren Bände bemerkt worden ist, da auch der gegen-
tige im nämlichen Geiste und mit dem nämlichen sorgfältigen Fleiße ausgearbeitet
(Kath. Bl. v. Tyrol, 1859.)

„Unter den historischen Werken, welche nicht unmittelbar auf Quellenstudium basiren,
dern durch Compilation und Verarbeitung von Quellenwerken entstehen, nimmt
s Buch, Dank dem Geschick und der Belesenheit des Verfassers, eine hervorragende
lle ein. Seinen Zweck, ein Handbuch zum Selbststudium zu seyn und eine Er-
zung des Schulunterrichts zu bieten, erreicht es einerseits dadurch, daß es durch
weisung auf die Quellen selbst und die Quellenwerke und durch Aufzählung der
ützten literarischen Hilfsmittel einen ziemlich umfassenden Ueberblick der bedeuten-
n Erzeugnisse der historischen Literatur gewährt; andererseits dadurch, daß es durch
reiche Unterabtheilungen und scharfe Umgränzung derselben das Verständniß für
e Leser, die nicht Fachmänner sind, erleichtert. Dieselbe scharfe Abgränzung und
e Uebersichtlichkeit, wie in der Geschichte des Mittelalters, findet sich auch in dem
vorliegenden Theil der Geschichte der neueren Zeit. Zuerst wird das Zeitalter der
deckungen vorgeführt, daran schließt sich das der Reformation. Die Culturverhält-
kommen übrigens dabei bedeutend zu kurz, und die kirchlichen Verhältnisse, na-
tlich Deutschlands, deren Schilderung zum vollständigen Verständniß der s. g.
rmation so wünschenswerth wäre, sind wie in vielen andern Geschichtswerken, so
hier nicht in einer unsern Ansprüchen genügenden Weise abgehandelt. Sehr bedeut-
und namentlich für Studirende höchst wichtige Winke und Hindeutungen zur
rtheilung historischer Differenzpunkte sind in den „Anmerkungen" niedergelegt, die
allein schon dem Werke, dem Leserkreise, für welchen es bestimmt ist, gegenüber,
sehr erhebliche Bedeutung vindiciren. (Augsb. Postzeitung, 1859. 52.)